313

Le 8 I

313 Le 8 I

40
3478/(1.2

(Gotth. Ephr. Lessing's

Schönwissenschaftliche Schriften.

1. Bd.

Bayerische Staatsbibliothek München

Berlin
1826
Voss.

L. g. 14428

(Gotth. Ephr. Lessing's

Schönwissenschaftliche Schriften.

1. Bd.

Bayerische Staatsbibliothek München

Berlin
1826
Voss.

P. o. germ. 14428

Bayeriſche
Staatsbibliothek
München

## Vorrede des Herausgebers.

Um den Wünſchen einer zahlreichen Klaſſe von Leſern zu genügen, iſt dieſe beſondere Ausgabe von Leſſing's ſchönwiſſenſchaftlichen Schriften veranſtaltet worden. Daß ſolche Wünſche ſich ausgeſprochen, verdient um ſo mehr hervorgehoben zu werden, als es zum Beweiſe dienen kann, welche Anerkennung Leſſing's Verdienſte um die ſchöne Litteratur auch noch gegenwärtig finden. Müßige Kritiker, die ſelbſt nichts gefördert, was der Mühe des Nennens werth wäre, mögen immerhin Leſſing für keinen Dichter gelten laſſen wollen: ſein unſterblicher Name verliert nichts dabei, und Werke, wie Nathan der Weiſe, Emilia Galotti, Minna von Barnhelm, haben die Feuerprobe der Zeit ruhmvoll beſtanden und werden noch jetzt eben ſo gern geleſen, als der gebildetere Theil des Publikums ſie gern auf unſeren Hauptbühnen dargeſtellt ſieht. Wer ſolche Werke hervorgebracht, hat auf den Namen eines Dichters vollen Anſpruch zu machen.

Statt aller weitern Ausführung glaube ich, die Leſer auf Schink's Lebensgeſchichte und Charakteriſtik Leſſing's verweiſen zu dürfen.

Bayeriſche
Staatsbibliothek
München

# Vorrede des Herausgebers.

Um den Wünſchen einer zahlreichen Klaſſe von Leſern zu genügen, iſt dieſe beſondere Ausgabe von Leſſing's ſchönwiſſenſchaftlichen Schriften veranſtaltet worden. Daß ſolche Wünſche ſich ausgeſprochen, verdient um ſo mehr hervorgehoben zu werden, als es zum Beweiſe dienen kann, welche Anerkennung Leſſing's Verdienſte um die ſchöne Litteratur auch noch gegenwärtig finden. Müßige Kritiker, die ſelbſt nichts gefördert, was der Mühe des Nennens werth wäre, mögen immerhin Leſſing für keinen Dichter gelten laſſen wollen: ſein unſterblicher Name verliert nichts dabei, und Werke, wie Nathan der Weiſe, Emilia Galotti, Minna von Barnhelm, haben die Feuerprobe der Zeit ruhmvoll beſtanden und werden noch jetzt eben ſo gern geleſen, als der gebildetere Theil des Publikums ſie gern auf unſeren Hauptbühnen dargeſtellt ſieht. Wer ſolche Werke hervorgebracht, hat auf den Namen eines Dichters vollen Anſpruch zu machen.

Statt aller weitern Ausführung glaube ich, die Leſer auf Schink's Lebensgeſchichte und Charakteriſtik Leſſing's verweiſen zu dürfen.

„Die Sinngedichte, mit denen Leſſing unſere poetiſche Litteratur bereicherte," heißt es dort, „gehören unſtreitig zu ſeinen vorzüglichſten dichteriſchen Erzeugniſſen und zu den beſten und auserleſenſten unſerer Sprache. Die Kunſt, des Leſers Aufmerkſamkeit und Neugier zu erregen, ihn eine Zeitlang mehr oder weniger hinzuhalten, und dann völlig zu befriedigen, beſitzt er in einem ſo hohen Grade, daß er wenigſtens von keinem unſerer Epigrammatiſten darin übertroffen wird. Erwartung und Aufſchluß bieten ſich harmoniſch die Hand. Alles, was ein Sinngedicht zum Meiſterwerke macht, vereinigt ſich in ihnen: Einfalt und Naivetät, ſtechender Spott und ſcharftreffende Pfeilſpitze, Gedankenfeinheit und Gediegenheit, Kraft des Ausdrucks, Lebhaftigkeit und Kürze, Reinheit und Gewandtheit der Sylbenmeſſung. Von den Dichtungen dieſer Art in den poetiſchen Blumenleſen der Griechen weichen ſie freilich größtentheils ab. Bei ihm bewegt ſich das Sinngedicht in einem weitern Kreiſe, als es beim Epigramm der Griechen der Fall iſt. Ihm mehr als bloße Aufſchrift, war es ihm ein Gedicht, das, nach Art des Epigramms, über irgend einen Gegenſtand unſere Erwartung erregt, die Neugier unterhält, und dann beide durch einen unvorhergeſehenen Aufſchluß überraſcht; das, nach Art des Epigramms der Griechen, durch einen einzelnen, beſondern Fall veranlaßt, oder auf einen beſondern

Fall angewandt, unſere Erwartung, ſelbſt indem ſie überraſcht wird, nicht irre führt, das heißt, uns zwar nicht den Aufſchluß, aber doch ſeine Farbe richtig vorausſehen läßt, und dieſen Aufſchluß mit der möglichſten Deutlichkeit und Kürze ertheilt."

Eben ſo treffend ſpricht ſich Schink über Leſſing's Lieder aus. „Der Charakter ſeiner Lieder," bemerkt er, „iſt nicht hoher lyriſcher Flug, nicht kühne, trunkene Begeiſterung. Es ſind Geſellſchaftslieder im eigentlichen Sinne des Worts; Stimmen des Frohſinns und der Freude zur Unterhaltung, zur Erheiterung, zur Begleitung des Sokratiſchen Bechers an einer lebensluſtigen Geſangtafel. Witz, Laune, Schalkheit, geben faſt in allen den Hauptton. Leicht und flüchtig bewegen ſie ſich, wie das Vergnügen, dem ſie huldigen. Und doch bei dieſer Einheit des Inhalts, wie abwechſelnd in Laut und Farbe, wie mannigfaltig ſelbſt die Behandlung des Hauptgegenſtandes! Bald Lebensweisheit empfehlend; bald argloſen Spott gaukelnd; bald einen ſinnigen Lehrſpruch enthüllend; bald lyriſches Epigramm! Jetzt wie ein Bach zwiſchen Blumenufern ſich ergießend, jetzt hüpfender Tanz! Einige athmen einen anakreontiſchen Geiſt. Andere nähern ſich dem Schalkgeiſte des Catull. Mögen ſie immer der poetiſchen Fülle ermangeln, die das lyriſche Gedicht im höhern Sinne zur Poeſie macht: gefällige

Klarheit, zwangloſe metriſche Einkleidung ſind dennoch ihr unbeſtreitbares Verdienſt. Glühende, dithyrambiſch geflügelte Phantaſie war nicht Leſſing's Erbtheil, immer äußert ſie ſich in ihm beſonnen und gezügelt. Eben ſo hält ſeine Empfindung Maaß und Ziel, nie reißt ſie ihn mit ſich fort und ſtrömt ſich in Glutbildern, in ſchwärmeriſchen Ergießungen aus. Selbſt die Lieder, deren herrſchender Ton ſchwermüthige Empfindung iſt, verkündigen mehr das volle Herz, als die bewegte Phantaſie; Schmerz- und Klagelaut ſind gehalten, nie ihn überwältigend.

Berlin, den 3ten November 1826.

# Inhalt.

Sinngedichte. Seite
1. Die Sinngedichte an den Leſer . . . . . . 3
2. Ebendieſelben . . . . . . . . . . . . . 3
3. Auf den neuern Theil dieſer Sinngedichte . . 4
4. Der Stachelreim . . . . . . . . . . . . 4
5. Nikander . . . . . . . . . . . . . . 4
6. An den Marull . . . . . . . . . . . . 5
7. Merkur und Amor . . . . . . . . . . . 5
8. Thrax und Stax . . . . . . . . . . . . 5
9. Der geizige Dichter . . . . . . . . . . 6
10. Auf Lucinden . . . . . . . . . . . . 6
11. Auf die Europa . . . . . . . . . . . 6
12. Pompil's Landgut . . . . . . . . . . . 7
13. Widerruf des Vorigen . . . . . . . . . 7
14. An die Herren X und Y. . . . . . . . . 8
15. Die Ewigkeit gewiſſer Gedichte . . . . . 8
16. Auf das Jungfernſtift zu ** . . . . . . . 8
17. An den Doktor Sp** . . . . . . . . . . 9
18. Auf den Mnemon . . . . . . . . . . . 9
19. Bav's Gaſt . . . . . . . . . . . . . 10
20. Auf den Rufus . . . . . . . . . . . . 10
21. Auf Dorinden . . . . . . . . . . . . 10
22. An das Bild der Gerechtigkeit, in dem Hauſe eines Wucherers, nebſt der Antwort . . . 11
23. Auf einen adeligen Dummkopf . . . . . . 11
24. An eine würdige Privatperſon . . . . . . 11
25. Auf die Iris . . . . . . . . . . . . . 12

Seite

26. Auf Frau Trix . . . . . . . . . . . 12
27. Auf Lukrin's Grab . . . . . . . . . 12
28. Im Namen eines gewiſſen Poeten, dem der König von Preußen eine goldene Doſe ſchenkte 13
29. Auf den falſchen Ruf von Nigrin's Tode . . 13
30. Auf den Gargil . . . . . . . . . . 13
31. Die Flucht . . . . . . . . . . . 14
32. Die Wohlthaten . . . . . . . . . . 14
33. An einen Geizigen . . . . . . . . . 15
34. Hinz und Kunz . . . . . . . . . . 15
35. Auf eine lange Naſe . . . . . . . . . 15
36. Auf Stipſen . . . . . . . . . . . 16
37. Auf den Sanktulus . . . . . . . . . 16
38. An Grillen . . . . . . . . . . . 17
39. An den Salomon . . . . . . . . . . 17
40. Auf Ebendenſelben . . . . . . . . . 18
41. Das böſe Weib . . . . . . . . . . 18
42. An den Ämil . . . . . . . . . . . 18
43. Trux an den Sabin . . . . . . . . . 19
44. Antwort des Sabin . . . . . . . . . 19
45. An einen Lügner . . . . . . . . . . 19
46. Auf Trill und Troll . . . . . . . . 20
47. Entſcheidung des Vorigen . . . . . . . 20
48. An die ** . . . . . . . . . . . 20
49. Auf Alandern . . . . . . . . . . . 21
50. Auf einen Brand zu ** . . . . . . . . 21
51. An Einen . . . . . . . . . . . . 21
52. Grabſchrift des Nitulus . . . . . . . 22
53. Auf den Kodyll . . . . . . . . . . 22
54. An den Pompil . . . . . . . . . . 22
55. Auf den Tod eines Affen . . . . . . . 23
56. Grabſchrift auf Ebendenſelben . . . . . 23
57. Auf die Phaſis . . . . . . . . . . 23
58. Auf Nickel Fein . . . . . . . . . . 24
59. Auf eine Liebhaberin des Trauerſpiels . . . 24
60. Auf ein Schlachtſtück von Hugtenburg . . . 24

Seite
61. Auf den Hablador . . . . . . . . . . 25
62. Auf den Miſon . . . . . . . . . . 25
63. Der reiche Freier . . . . . . . . . 25
64. Auf den Rufinus . . . . . . . . . . 26
65. Hänschen Schlau . . . . . . . . . . 26
66. An die Dorilis . . . . . . . . . . 26
67. Grabſchrift eines Unglücklichen, welcher zuletzt in einem Schiffbruche umkam . . . . . . 27
68. An einen ſchlechten Maler . . . . . . . 27
69. Auf eine Bildſäule des Amor . . . . . . 27
70. Auf Ebendieſelbe . . . . . . . . . . 28
71. Auf Ebendieſelbe . . . . . . . . . . 28
72. Auf Ebendieſelbe . . . . . . . . . . 28
73. Auf Ebendieſelbe . . . . . . . . . . 29
74. Auf den Fabull . . . . . . . . . . 29
75. Auf den trägen Y. . . . . . . . . . 29
76. Entſchuldigung wegen unterlaſſenen Beſuchs . 30
77. An den Paul . . . . . . . . . . . 31
78. Welt und Polt . . . . . . . . . . 31
79. Der kranke Star . . . . . . . . . . 31
80. Die blaue Hand . . . . . . . . . . 32
81. Der Schuſter Franz . . . . . . . . . 32
82. Das Mädchen . . . . . . . . . . . 32
83. Auf den Fell . . . . . . . . . . . 34
84. An den Herrn D* . . . . . . . . . . 34
85. An einen geizigen Vater . . . . . . . 34
86. Auf den Kauz . . . . . . . . . . . 35
87. Auf den Lupan . . . . . . . . . . . 35
88. An den Leſer . . . . . . . . . . . 35
89. An den Herrn von Dampf . . . . . . . 36
90. An Ebendenſelben . . . . . . . . . . 36
91. Auf einen gewiſſen Dichter . . . . . . . 36
92. An den Weſp . . . . . . . . . . . 37
93. An den Trill . . . . . . . . . . . 37
94. An Ebendenſelben . . . . . . . . . . 38
95. An die Fuska . . . . . . . . . . . 38

Seite
96. Auf den Tod des D. Mead . . . . . . 38
97. Auf die ſchöne Tochter eines ſchlechten Poeten 39
98. An Ebendieſelbe . . . . . . . . . . 39
99. Auf den Sextus . . . . . . . . . . 39
100. Kunz und Hinz . . . . . . . . . . 40
101. Auf den Bav . . . . . . . . . . 40
102. Auf Dorinden . . . . . . . . . . 40
103. Auf die Galathee . . . . . . . . . 41
104. Auf die Hütte des Irus . . . . . . . 41
105. Auf einen gewiſſen Leichenredner . . . . 41
106. Das ſchlimmſte Thier . . . . . . . . 42
107. Auf die Magdalis . . . . . . . . . 42
108. Auf Lorchen . . . . . . . . . . . 42
109. Klimps . . . . . . . . . . . . 43
110. Der ſpielſüchtige Deutſche . . . . . . . 43
111. Das Pferd Friedrich Wilhelms auf der Brücke zu Berlin . . . . . . . . . . . . 44
112. Auf die feige Mumma . . . . . . . . 44
113. Eine Geſundheit auf die Geſundheiten . . 44
114. Auf einen unnützen Bedienten . . . . . . 45
115. Der Schwur . . . . . . . . . . . 45
116. Themis über ihr Bild in dem Hauſe eines Richters 45
117. Der Furchtſame . . . . . . . . . 46
118. An den Herrn B. . . . . . . . . . 46
119. Auf die Geneſung einer Buhlerin . . . . 46
120. An zwei liebenswürdige Schweſtern . . . 47
121. An den Silius . . . . . . . . . . 47
122. Auf den D. Klyſtill . . . . . . . . 48
123. Auf Muffeln . . . . . . . . . . 48
124. An ein Paar arme verwaiſete Mädchen . . 48
125. An den Bax . . . . . . . . . . . 49
126. Auf den Cythariſt . . . . . . . . . 49
127. Der beſte Wurf . . . . . . . . . 49
128. Auf den Maler Klecks . . . . . . . 50
129. Auf einen Zweikampf . . . . . . . . 50
130. Auf den Urſin . . . . . . . . . . 50

Seite
131. Auf den Veit . . . . . . . . . . . 51
132. Die Vorſpiele der Verſöhnung . . . . . 51
133. Auf den Pfriem . . . . . . . . . . 52
134. Auf den Avar . . . . . . . . . . . 52
135. Seufzer eines Kranken . . . . . . . . 52
136. Auf den Laar . . . . . . . . . . . 53
137. Ihr Wille und ſein Wille . . . . . . . 53
138. Grabſchrift der Tochter eines Freundes, die vor der Taufe ſtarb . . . . . . . . . . 54
139. Auf den Marius . . . . . . . . . . 54
140. Auf den einäugigen Spieler Pfiff . . . . 54
141. An einen Autor . . . . . . . . . . . 55
142. Auf den Ley . . . . . . . . . . . . 55
143. Die Sinngedichte über ſich ſelbſt . . . . . 55
144. Abſchied an den Leſer . . . . . . . . 56
145. Auf Rabeners Tod, als nach welchem erſt ſeine übrigen Schriften an das Licht kommen ſollten 56
146. Auf den Streit des Herrn Boſens mit den Wittenbergiſchen Theologen . . . . . . 57
147. Die große Welt . . . . . . . . . . . 57
148. Unter das Bildniß des Königs von Preußen 57
149. Doppelter Nutzen einer Frau . . . . . . 58
150. Nutzen eines fernen Gartens . . . . . . 58
151. Der Blinde . . . . . . . . . . . . 58
152. Auf ein Caruſſel . . . . . . . . . . 59
153. Der Arme . . . . . . . . . . . . . 60
154. Kunz und Hinz . . . . . . . . . . . 60
155. Auf einen Sechzigjährigen . . . . . . . 60
156. An den Dümm . . . . . . . . . . . 61
157. Warum ich wieder Epigramme mache . . 61
158. Über das Bildniß eines Freundes . . . . . 61
159. In ein Stammbuch, in welchem die bereits Verſtorbenen mit einem † bezeichnet waren . 62
160. Auf die Katze des Petrarch . . . . . . 62
161. Grabſchrift auf Voltairen . . . . . . . 63
162. Die Verleumdung . . . . . . . . . . 63

Seite
163. In ein Stammbuch . . . . . . . . 64
164. Lobſpruch des ſchönen Geſchlechts . . . . . 64
165. Als der Herz. Ferdinand die Rolle des Agamemnon, des erſten Feldherrn der Griechen, ſpielte 65
166. In eines Schauſpielers Stammbuch . . . 65
167. In ein Stammbuch . . . . . . . . . 66

Epigrammata.
Ad Turanium . . . . . . . . . . . . . . 67
Ad Gelliam . . . . . . . . . . . . . . 67
In Aristum . . . . . . . . . . . . . . 68
Ad Amicum . . . . . . . . . . . . . . 68
Ad Ponticum . . . . . . . . . . . . . . 68
Ad Pompillam . . . . . . . . . . . . . 68
In Caecilianum . . . . . . . . . . . . 69
Ad * * . . . . . . . . . . . . . . . . 69
In Albam . . . . . . . . . . . . . . . 69
Ad Priscum . . . . . . . . . . . . . . 69
In Paulum . . . . . . . . . . . . . . 70
Ad Sosibianum . . . . . . . . . . . . 70
Ad Posthumum . . . . . . . . . . . . 70
Ad Tuccam, ludimagistrum . . . . . . . . 70
Ad eundem . . . . . . . . . . . . . . 71
In Canem . . . . . . . . . . . . . . 71
In Armillum . . . . . . . . . . . . . 71
Ad Olum . . . . . . . . . . . . . . . 71
Ad Neaeram . . . . . . . . . . . . . 72
Ad Murlam . . . . . . . . . . . . . . 72

Zerſtreute Anmerkungen über das Epigramm, und einige der vornehmſten Epigrammatiſten.
I. Über das Epigramm . . . . . . . . . 73
II. Catull . . . . . . . . . . . . . 128
III. Martial . . . . . . . . . . . . 143
IV. Priapeia . . . . . . . . . . . . 206
V. Griechiſche Anthologie . . . . . . . . 212

Lieder. Seite


1. An die Leier . . . . . . . . . . . . . 239
2. Die Namen . . . . . . . . . . . . . 240
3. Die Küſſe . . . . . . . . . . . . . 241
4. Die Gewißheit . . . . . . . . . . . 242
5. Die Betrübniß . . . . . . . . . . . 242
6. Antwort eines trunkenen Dichters . . . . . 243
7. Das aufgehobene Gebot . . . . . . . . 243
8. Die Beredſamkeit . . . . . . . . . . 244
9. Die Haushaltung . . . . . . . . . . 245
10. Der Regen . . . . . . . . . . . . 245
11. Die Stärke des Weins . . . . . . . . 246
12. Der Sonderling . . . . . . . . . . . 246
13. Der alte und der junge Wein . . . . . . 247
14. Die Türken . . . . . . . . . . . . 247
15. Alexander . . . . . . . . . . . . 248
16. Die Schöne von hinten . . . . . . . . 248
17. An eine kleine Schöne . . . . . . . . 249
18. Nach der 10ten Ode Anakreon's . . . . . 250
19. Das Paradies . . . . . . . . . . . 251
20. Die Geſpenſter . . . . . . . . . . . 251
21. Der trunkene Dichter lobt den Wein . . . . 253
22. Lob der Faulheit . . . . . . . . . . 254
23. Die Faulheit . . . . . . . . . . . . 254
24. Die Planetenbewohner . . . . . . . . . 255
25. Der Geſchmack der Alten . . . . . . . . 256
26. Die lügenhafte Phyllis . . . . . . . . 256
27. Die 47ſte Ode Anakreon's . . . . . . . 257
28. Nachahmung dieſer Ode . . . . . . . . 258
29. Der Wunſch . . . . . . . . . . . . 258
30. Der größte Mann . . . . . . . . . . 259
31. Der Irrthum . . . . . . . . . . . . 260
32. An den Wein . . . . . . . . . . . . 260
33. Phyllis an Damon . . . . . . . . . . 261
34. Für wen ich ſinge . . . . . . . . . . 262
35. Die ſchlafende Laura . . . . . . . . . 263

| | Seite |
|---|---|
| 36. Der Donner | 264 |
| 37. Der müßige Pöbel | 265 |
| 38. Die Muſik | 265 |
| 39. An den Horaz | 266 |
| 40. Niklas | 267 |
| 41. Die Küſſe | 267 |
| 42. Der ſchwörende Liebhaber | 268 |
| 43. Trinklied | 268 |
| 44. Der Verluſt | 269 |
| 45. Der Genuß | 269 |
| 46. Das Leben | 269 |
| 47. Die Biene | 270 |
| 48. Die Liebe | 271 |
| 49. Der Tod | 272 |
| 50. Der Faule | 273 |
| 51. Der Flor | 274 |
| 52. Die wider den Cäſar verſchworenen Helden | 274 |
| 53. Die Ente | 276 |
| 54. Die drei Reiche der Natur | 277 |
| 55. Das Alter | 278 |
| 56. An die Schwalbe | 279 |
| 57. Die Kunſtrichter und der Dichter | 280 |
| 58. An die Kunſtrichter | 280 |
| 59. Lied aus dem Spaniſchen | 281 |
| 60. Die Diebin | 281 |
| 61. Phyllis | 282 |
| 62. Bacchus und Helena | 282 |
| 63. An Amor | 283 |
| 64. Heldenlied der Spartaner | 283 |
| 65. Die Schifffahrt | 285 |
| 66. Auf ſich ſelbſt | 286 |
| 67. Der Tabak | 287 |
| 68. Refutatio Papatus | 288 |
| 69. Der neue Weltbau | 289 |
| Schlußrede zu einem Trauerſpiele | 290 |
| Sittenſprüche | 291 |

Oden. Seite

1. Der Eintritt des 1752ſten Jahres . . . . . 292
2. Auf eine vornehme Vermählung . . . . . 294
3. Abſchied eines Freundes . . . . . . . . . 299
4. An den Herrn N** . . . . . . . . . . . 300
5. Der Tod eines Freundes . . . . . . . . . 301
6. Der Eintritt des Jahres 1753. in Berlin . 304
7. Der 24ſte Jenner in Berlin . . . . . . . 306
8. An meinen Bruder . . . . . . . . . . 308
9. Der Eintritt des Jahres 1754. in Berlin . 309
10. An den Herrn von Kleiſt . . . . . . . . 311
11. An Herrn Gleim . . . . . . . . . . . . 314
12. Orpheus . . . . . . . . . . . . . . . 316
13. An Mäcen . . . . . . . . . . . . . . 317

# Gotthold Ephraim Leſſing's
# ſchönwiſſenſchaftliche Schriften.

## Erſter Band.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

# Sinngedichte.

## 1.

### Die Sinngedichte an den Leſer.

Wer wird nicht einen Klopſtock loben?
Doch wird ihn jeder leſen? — Nein.
Wir wollen weniger erhoben,
Und fleißiger geleſen ſeyn.

## 2.

### Ebendieſelben.

Wir möchten gern dem Kritikus gefallen:
Nur nicht dem Kritikus vor allen.
Warum? Dem Kritikus vor allen
Wird auch kein Sinngedicht gefallen.

3.

## Auf den neuern Theil dieſer Sinngedichte.

Ins zweimal neunte Jahr, mit ſtummer Ungeduld,
Bewahrt', auf Beſſerung, ſie mein verſchwieg'nes Pult.
Was ſie nun beſſer ſind, das läßt ſich leicht ermeſſen:
Mein Pult bewahrte ſie; ich hatte ſie vergeſſen.

---

4.

## Der Stachelreim.

Craſt, der gern ſo neu, als eigenthümlich ſpricht,
Nennt einen Stachelreim ſein leidig Sinngedicht.
Die Reime hör' ich wohl; den Stachel fühl' ich nicht.

---

5.

## Nikander.

Nikandern glückte jüngſt ein trefflich Epigramm,
So fein, ſo ſcharf, als je von Käſtnern eines kam.
Nun ſchwitzt er Tag und Nacht, ein zweites aus-
zuhecken.
Vergebens; was er macht, verdirbt.
So ſticht ein Bienchen uns, und läßt den Stachel
ſtecken,
Und martert ſich, und ſtirbt.

---

## 6.

## An den Marull.

Groß willſt du, und auch artig ſeyn?
Marull, was artig iſt, iſt klein.

## 7.

## Merkur und Amor.

Merkur und Amor zogen
Auf Abenteuer durch das Land.
Einſt wünſcht ſich jener Pfeil und Bogen;
Und giebt für Amor's Pfeil und Bogen
Ihm ſeinen vollen Beutel Pfand.

Mit ſo vertauſchten Waffen zogen,
Und ziehn noch, beide durch das Land.
Wenn jener Wucher ſucht mit Pfeil und Bogen,
Entzündet dieſer Herzen durch das Pfand.

## 8.

## Thrax und Stax.

Stax. Thrax! eine taube Frau zu nehmen!
O Thrax, das nenn' ich dumm!
Thrax. Ja freilich, Stax! ich muß mich ſchämen.
Doch ſieh, ich hielt ſie auch für ſtumm.

9.

## Der geizige Dichter.

Du fragſt, warum Semir ein reicher Geizhals iſt?
Semir, der Dichter? er, den Welt und Nachwelt lieſt?
Weil, nach des Schickſals ew'gem Schluß,
Ein jeder Dichter darben muß.

10.

## Auf Lucinden.

Sie hat viel Welt, die muntere Lucinde;
Durch nichts wird ſie mehr roth gemacht.
Zweideutigkeit und Schmutz und Schand' und Sünde,
Sprecht was ihr wollt: ſie winkt euch zu, und lacht.
Erröthe wenigſtens, Lucinde,
Daß nichts dich mehr erröthen macht!

11.

## Auf die Europa.

Als Zevs Europen lieb gewann,
Nahm er, die Schöne zu beſiegen,
Verſchiedene Geſtalten an,
Verſchieden ihr verſchiedlich anzuliegen.

Als Gott zuerſt erſchien er ihr;
Dann als ein Mann, und endlich als ein Thier.
Umſonſt legt er, als Gott, den Himmel ihr zu
Füßen:
Stolz fliehet ſie vor ſeinen Küſſen.
Umſonſt fleht er, als Mann, im ſchmeichelhaften Ton:
Verachtung war der Liebe Lohn.
Zuletzt — mein ſchön Geſchlecht, geſagt zu deinen
Ehren! —.
Ließ ſie — von wem? — vom Bullen ſich bethören.

---

12.

## Pompil's Landgut.

Auf dieſem Gute läßt Pompil
Nun ſeine ſechſte Frau begraben.
Wem trug jemals ein Gut ſo viel?
Wer möchte ſo ein Gut nicht haben?

---

13.

## Widerruf des Vorigen.

Ich möchte ſo ein Gut nicht haben.
Denn ſollt' ich auch die ſechſte drauf begraben:
Könnt' ich doch leicht — nicht wahr, Pompil? —
Sechs gute Tage nur erlebet haben.

---

9.

## Der geizige Dichter.

Du fragſt, warum Semir ein reicher Geizhals iſt?
Semir, der Dichter? er, den Welt und Nachwelt lieſt?
Weil, nach des Schickſals ew'gem Schluß,
Ein jeder Dichter darben muß.

---

10.

## Auf Lucinden.

Sie hat viel Welt, die muntere Lucinde;
Durch nichts wird ſie mehr roth gemacht.
Zweideutigkeit und Schmutz und Schand' und Sünde,
Sprecht was ihr wollt: ſie winkt euch zu, und lacht.
Erröthe wenigſtens, Lucinde,
Daß nichts dich mehr erröthen macht!

---

11.

## Auf die Europa.

Als Zevs Europen lieb gewann,
Nahm er, die Schöne zu beſiegen,
Verſchiedene Geſtalten an,
Verſchieden ihr verſchiedlich anzuliegen.

Als Gott zuerſt erſchien er ihr;
Dann als ein Mann, und endlich als ein Thier.
Umſonſt legt er, als Gott, den Himmel ihr zu Füßen:
Stolz fliehet ſie vor ſeinen Küſſen.
Umſonſt fleht er, als Mann, im ſchmeichelhaften Ton:
Verachtung war der Liebe Lohn.
Zuletzt — mein ſchön Geſchlecht, geſagt zu deinen Ehren! —
Ließ ſie — von wem? — vom Bullen ſich bethören.

---

## 12.

## Pompil's Landgut.

Auf dieſem Gute läßt Pompil
Nun ſeine ſechſte Frau begraben.
Wem trug jemals ein Gut ſo viel?
Wer möchte ſo ein Gut nicht haben?

---

## 13.

## Widerruf des Vorigen.

Ich möchte ſo ein Gut nicht haben.
Denn ſollt' ich auch die ſechſte drauf begraben:
Könnt' ich doch leicht — nicht wahr, Pompil? —
Sechs gute Tage nur erlebet haben.

---

## 14.

## An die Herren X und Y.

Welch Feuer muß in eurem Buſen lodern!
Ihr habt den Muth, euch kühn herauszufodern.
Doch eure Klugheit hält dem Muthe das Gewicht:
Ihr fodert euch, und ſtellt euch nicht.

---

## 15.

## Die Ewigkeit gewiſſer Gedichte.

Verſe, wie ſie Baſſus ſchreibt,
Werden unvergänglich bleiben: —
Weil dergleichen Zeug zu ſchreiben,
Stets ein Stümper übrig bleibt.

---

## 16.

## Auf das Jungfernſtift zu **.

Denkt, wie geſund die Luft, wie rein,
Sie um dies Jungfernſtift muß ſeyn!
Seit Menſchen ſich beſinnen,
Starb keine Jungfer drinnen.

---

## 17.

### An den Doktor Sp**.

Dein Söhnchen läßt dich nie den Namen Vater hören:
Herr Doktor ruft es dich. Ich dankte dieſer Ehren! —
Die Mutter wollt' es wohl ſo früh nicht lügen lehren?

## 18.

### Auf den Mnemon.

Iſt Mnemon nicht ein ſeltner Mann!
Wie weit er ſich zurück erinnern kann!
Bis an die erſten Kinderpoſſen:
Wie viel er Vögel abgeſchoſſen,
Wie manches Mädchen er begoſſen;
Bis an das Gängelband, bis an die Ammenbruſt,
Iſt, was er litt und that, ihm alles noch bewußt.
Zwar alles glaub' ich nicht; ich glaub' indeſſen,
Die Zeit iſt ihm noch unvergeſſen,
Als ſeine Mutter Dorilis
Noch nicht nach ſeinem Vater hieß.

## 19.

### Bav's Gaſt.

So oft Kodyll mich ſieht zu Baven ſchmauſen gehen,
Beneidet mich Kodyll. Der Thor!
Das Mahl bei Baven kommt mir theuer g'nug zu
ſtehen:
Er lieſt mir ſeine Verſe vor.

---

## 20.

### Auf den Rufus.

Weiß ich's, was Rufus mag ſo viel Gelehrten
ſchreiben?
Dies weiß ich, daß ſie ihm die Antwort ſchuldig
bleiben.

---

## 21.

### Auf Dorinden.

Iſt nicht Dorinde von Geſicht
Ein Engel? — Ohne Zweifel. —
Allein ihr plumper Fuß? — Der hindert nicht.
Sie iſt ein Engel von Geſicht,
Von Huf ein Teufel.

---

## 22.

## An das Bild der Gerechtigkeit, in dem Hauſe eines Wucherers, nebſt der Antwort.

Gerechtigkeit, wie kommſt du hier zu ſtehen?
Hat dich dein Hausherr ſchon geſehen?
„Wie meinſt du, Fremder, dieſe Frage?
„Er ſieht und überſieht mich alle Tage.

---

## 23.

## Auf einen adeligen Dummkopf.

Das nenn' ich einen Edelmann!
Sein Ur — Ur — Ur — Ur — Älterahn
War älter Einen Tag, als unſer aller Ahn.

---

## 24.

## An eine würdige Privatperſon.

Giebt einſt der Leichenſtein von dem, was du geweſen,
Dem Enkel, der dich ſchätzt, ſo viel er braucht, zu leſen,
So ſey die Summe dies: „Er lebte ſchlecht und recht,
„Ohn' Amt und Gnadengeld, und niemands Herr noch Knecht.

---

25.

## Auf die Iris.

Der Iris blühend volle Bruſt
Reizt uns, o D*, zu welcher Luſt!
Doch ihr erbärmliches Geſichte,
O D*, macht Reiz und Luſt zu nichte.
Sieh, Freund, ſo liegen Froſt und Flammen,
Und Gift und Gegengift beiſammen.

---

26.

## Auf Frau Trix.

Frau Trix beſucht ſehr oft den jungen Doktor Klette.
Argwohnet nichts! Ihr Mann liegt wirklich krank zu Bette.

---

27.

## Auf Lukrin's Grab.

Welch tödtender Geſtank hier, wo Lukrin begraben,
Der unbarmherz'ge Filz! — Ich glaube gar, ſie haben
Des Wuchrers Seele mit begraben.

---

## 28.

### Im Namen eines gewiſſen Poeten, dem der König von Preußen eine goldene Doſe ſchenkte.

Die goldne Doſe, — denkt nur! denkt! —
Die König Friedrich mir geſchenkt,
Die war — was das bedeuten muß? —
Statt voll Dukaten, voll Helleborus.

---

## 29.

### Auf den falſchen Ruf von Nigrin's Tode.

Es ſagte, ſonder alle Gnade,
Die ganze Stadt Nigrinen todt.
Was that die Stadt in dieſer Noth?
Ein Zehntheil von der Stadt ſprach: Schade!
Doch als man nach und nach erfuhr, daß das Geſchrei
Ein bloßes blindes Lärmen ſey:
So holten, was zuvor das eine Zehntheil ſprach,
Die andern neune nach.

---

## 30.

### Auf den Gargil.

Mit richt'riſch ſcharfem Kiel durchackert ſeine Lieder
Gargil. Ins neunte Jahr ſchreibt, löſcht und ſchreibt
er wieder.

36.

## Auf Stipſen.

Stips iſt, troß einem Edelmann,
Ein Dummkopf und ein braver Degen;
Borgt, wie ein frecher Edelmann;
Zahlt, wie ein Edelmann, mit Schlägen;
Verpraſſet ſein und Anderer Vermögen,
Wie ein geborner Edelmann:
Und doch — wer kann dergleichen Thorheit faſſen? —
Will Stips ſich noch erſt adeln laſſen.

---

37.

## Auf den Sanktulus.

Dem Alter nah, und ſchwach an Kräften,
Entſchlägt ſich Sanktulus der Welt
Und allen weltlichen Geſchäften,
Von denen keins ihm mehr gefällt.
Die kleine trübe Neige Leben,
Iſt er in ſeinem Gott gemeint,
Der geiſtlichen Beſchauung zu ergeben;
Iſt weder Vater mehr, noch Bürger mehr, noch Freund.
Zwar ſagt man, daß ein trauter Knecht
Des Abends durch die Hinterthüre
Manch hübſches Mädchen zu ihm führe.

Doch, böſe Welt, wie ungerecht!
Ihm ſo was übel auszulegen!
Auch das geſchieht bloß der Beſchauung wegen.

---

38.

## An Grillen.

Sey kürzer! ſprichſt du, Grill. Schweig, Grill! du biſt nicht klug.
Iſt das dir kurz genug?

---

39.

## An den Salomon.

Hochweiſer Salomon! dein Spruch,
„Daß unter Tauſenden kein gutes Weib zu finden,"
Gehört — gerad' heraus — zu deinen Zungenſünden;
Und jeder Fluch iſt minder Fluch,
Als dieſer ſchöne Sittenſpruch.
Wer ſie bei Tauſenden will auf die Probe nehmen,
Wie du gethan, hochweiſer Mann,
Muß ſich bei Tauſenden der Probe freilich ſchämen,
Wird drüber wild, und läſtert dann.

---

40.

## Auf Ebendenſelben.

Daß unter Tauſenden ein weiſer Mann
Kein gutes Weibchen finden kann:
Das wundert mich recht ſehr.
Doch wundert mich noch mehr,
Daß, unter Tauſenden, ein weiſer Mann
Nicht Eine gut ſich machen kann.

---

41.

## Das böſe Weib.

Ein einzig böſes Weib lebt höchſtens in der Welt:
Nur ſchlimm, daß jeder ſeins für dieſes einz'ge hält.

---

42.

## An den Ämil.

Mit Unrecht klageſt du, treuherziger Ämil,
Daß man ſo ſelten nur auf deine Worte bauen,
Mit Gleichem Gleiches dir gar nicht vergelten will:
Wer Allen Alles traut, dem kann man wenig trauen.

---

43.

## Trux an den Sabin.

Ich haſſe dich, Sabin; doch weiß ich nicht, weß-
wegen:
Genug, ich haſſe dich. Am Grund' iſt nichts ge-
legen.

---

44.

## Antwort des Sabin.

Haſſ' mich, ſo viel du willſt! doch wüßt' ich gern,
weßwegen:
Denn nicht an deinem Haß, am Grund' iſt mir
gelegen.

---

45.

## An einen Lügner.

Du magſt ſo oft, ſo fein, als dir nur möglich,
lügen:
Mich ſollſt du dennoch nicht betrügen.
Ein einzigmal nur haſt du mich betrogen:
Das kam daher, du hatteſt nicht gelogen.

---

## 46.

### Auf Trill und Troll.

Ob Trill mehr, oder Troll mehr zu beneiden iſt,
Trill, der Dorindens Bild, Troll, der Dorinden küßt:
Das möcht' ich wohl entſchieden wiſſen, —
Da beide ſie gemalt nur küſſen.

---

## 47.

### Entſcheidung des Vorigen.

Ich denke, Trill iſt noch am beſten dran:
Weil ihn das Bild nicht wieder küſſen kann.

---

## 48.

### An die **.

Du fragſt: Wer giebt für meinen Sohn
Mir einen Namen an?
Für deinen Sohn, und weſſen Sohn? —
Du ſchweigeſt? — Nenn' ihn Pan.

---

## 49.

### Auf Alandern.

Alander, hör' ich, iſt auf mich gewaltig wild;
Er ſpöttelt, läſtert, lügt und ſchilt.
Kennt mich der gute Mann? — Er kennt mich nicht, ich wette.
Doch was? als ob nicht auch ſein Bruder an der Kette
Auf die am heftigſten, die er nicht kennet, billt.

---

## 50.

### Auf einen Brand zu **.

Ein Hurenhaus gerieth um Mitternacht in Brand.
Schnell ſprang, zum Löſchen oder Retten,
Ein Dutzend Mönche von den Betten.
Wo waren die? Sie waren — — bei der Hand.
Ein Hurenhaus gerieth in Brand.

---

## 51.

### An Einen.

Du ſchmähſt mich hinterrücks? das ſoll mich wenig kränken.
Du lobſt mich ins Geſicht? das will ich dir gedenken!

---

## 52.

### Grabſchrift des Nitulus.

Hier modert Nitulus, jungfräulichen Geſichts,
Der durch den Tod gewann: er wurde Staub aus Nichts.

---

## 53.

### Auf den Kodyll.

Der kindiſche Kodyll wird keiner Steig'rung ſatt,
Läßt keinen Krämer laufen,
Kauft alles, was er ſieht: um alles, was er hat,
Bald wieder zu verkaufen.

---

## 54.

### An den Pompil.

Ich halte Spielen zwar für keine Sünde:
Doch ſpiel' ich eher nicht, Pompil,
Als bis ich keinen finde,
Der mir umſonſt Geſellſchaft leiſten will.

---

55.

## Auf den Tod eines Affen.

Hier liegt er nun, der kleine, liebe Pavian,
Der uns ſo manches nachgethan!
Ich wette, was er jetzt gethan,
Thun wir ihm alle nach, dem lieben Pavian.

---

56.

## Grabſchrift auf Ebendenſelben.

Hier faulet Mimulus, ein Affe.
Und leider! leider! welch ein Affe!
So zahm, als in der Welt kein Affe;
So rein, als in der Welt kein Affe;
So keuſch, als in der Welt kein Affe;
So ernſt, als in der Welt kein Affe;
So ohne Falſch. O welch ein Affe!
Damit ichs kurz zuſammen raffe:
Ein ganz originaler Affe.

---

57.

## Auf die Phaſis.

Von weitem ſchon gefiel mir Phaſis ſehr:
Nun ich ſie in der Nähe
Von Zeit zu Zeiten ſehe,
Gefällt ſie mir — auch nicht von weitem mehr.

---

58.

## Auf Nickel Fein.

In Jahresfriſt, verſchwur ſich Nickel Fein,
Ein reicher, reicher Mann zu ſeyn.
Auch wär' es, traun! nach ſeinem Schwur ge-
gangen,
Hätt' man ihn nicht vor Jahresfriſt gehangen.

---

59.

## Auf eine Liebhaberin des Trauerſpiels.

Ich höre, Freund, dein ernſtes, ſchönes Kind
Will ſich des Lachens ganz entwöhnen,
Kommt in den Schauplatz nur, wenn ſüße Thränen
Da zu vergießen ſind. —
Wie? fehlt es ihr bereits an ſchönen Zähnen?

---

60.

## Auf ein Schlachtſtück von Hugtenburg.

Furchtbare Täuſcherei! Bramarbas ſtand vor ihr,
Ward blaß, und zitterte, und fiel, und rief:
Quartier!

---

61.

## Auf den Hablador.

Hablador's Mund, Utin, iſt dir ein Mund zum
küſſen?
Wie er ſpricht, ſpricht dir niemand nicht? —
Wie ſollte ſo ein Mann auch nicht zu ſprechen wiſſen?
Er thut ja nichts, als daß er ſpricht.

62.

## Auf den Miſon.

Ich warf dem Miſon vor, daß ihn ſo viele haſſen.
Je nun! wen lieb' ich denn? ſprach Miſon ganz
gelaſſen.

63.

## Der reiche Freier.

Ein Bettler ging auf Freiersfüßen,
Und ſprach zu einer Magd, die er nach Wunſche fand:
Nimm mich! Sie fragt: worauf? „Auf dieſe
dürre Hand:
„Die ſoll uns wohl ernähren müſſen!
Die Magd beſann ſich kurz, und gab ihm ihre Hand.

## 64.

### Auf den Rufinus.

Rufinus endet nichts, er fängt nur alles an.
Ob alles? Lesbia, ſprich doch! du kennſt den Mann.

---

## 65.

### Hänschen Schlau.

„Es iſt doch ſonderbar beſtellt,
Sprach Hänschen Schlau zu Vetter Fritzen,
„Daß nur die Reichen in der Welt
„Das meiſte Geld beſitzen.

---

## 66.

### An die Dorilis.

Dein Hündchen, Dorilis, iſt zärtlich, tändelnd, rein:
Daß du es alſo leckſt, ſoll das mich wundern? nein!
Allein dein Hündchen lecket dich:
Und dieſes wundert mich.

---

67.

Grabſchrift eines Unglücklichen, welcher zuletzt in einem Schiffbruche umkam.

Hier warfen mich die Wellen an das Land.
Hier grub mich todt, mit frommer Hand,
Ein Fiſcher in den leichten Sand.

Dein Mitleid, Leſer, iſt bei mir nicht angewandt!
Im Sturme ſcheitern und erſaufen,
Hieß mir Unglücklichen, mit Sturm in Hafen laufen.

68.

An einen ſchlechten Maler.

Ich ſaß dir lang' und oft: warum denn, Meiſter Steffen?
Ich glaube faſt, mich nicht von ungefähr zu treffen.

69.

Auf eine Bildſäule des Amor.

Hier blieb, als Amor, ſich noch mächtiger zu ſehen,
Eleonora ward, ſein Körper geiſtlos ſtehen.

## 64.

### Auf den Rufinus.

Rufinus endet nichts, er fängt nur alles an.
Ob alles? Lesbia, ſprich doch! du kennſt den Mann.

---

## 65.

### Hänschen Schlau.

„Es iſt doch ſonderbar beſtellt,
Sprach Hänschen Schlau zu Vetter Fritzen,
„Daß nur die Reichen in der Welt
„Das meiſte Geld beſitzen.

---

## 66.

### An die Dorilis.

Dein Hündchen, Dorilis, iſt zärtlich, tändelnd, rein:
Daß du es alſo leckſt, ſoll das mich wundern? nein!
Allein dein Hündchen lecket dich:
Und dieſes wundert mich.

---

## 67.

### Grabſchrift eines Unglücklichen, welcher zuletzt in einem Schiffbruche umkam.

Hier warfen mich die Wellen an das Land.
Hier grub mich todt, mit frommer Hand,
Ein Fiſcher in den leichten Sand.

Dein Mitleid, Leſer, iſt bei mir nicht angewandt!
Im Sturme ſcheitern und erſaufen,
Hieß mir Unglücklichen, mit Sturm in Hafen laufen.

## 68.

### An einen ſchlechten Maler.

Ich ſaß dir lang' und oft: warum denn, Meiſter Steffen?
Ich glaube faſt, mich nicht von ungefähr zu treffen.

## 69.

### Auf eine Bildſäule des Amor.

Hier blieb, als Amor, ſich noch mächtiger zu ſehen,
Eleonora ward, ſein Körper geiſtlos ſtehen.

70.

## Auf Ebendieſelbe.

So lieb euch, Kinder, Ruh und Glück:
Zurück von ihm, dem Schalke! weit zurück! —
(Ich hätte viel für dieſen Rath gegeben!)
Er ſtellt ſich ſo nur ohne Leben.

71.

## Auf Ebendieſelbe.

Kommt dieſem Amor nicht zu nah,
Und ſtört ihn nicht in ſeinem Staunen!
Noch ſteht er ſo, in Einem ſüßen Staunen,
Seit er Philinden ſah.

72.

## Auf Ebendieſelbe.

Die Unſchuld naht ſich ihm, und bebt:
Sie fühlt, ſie fühlt es, daß er lebt.

73.

## Auf Ebendieſelbe.

O Chloe, halte deinen Blick
Von dieſem Schalke ja zurück!
Geſetzt, er wär' auch ohne Leben:
Was er nicht hat, das kann dein Blick ihm geben.

---

74.

## Auf den Fabull.

Fabull verſchließet alle Kiſten
Vor Freunden, Dienern, Weib und Kind,
Damit ſich niemand läßt gelüſten
Zu ſehen, daß ſie ledig ſind.

---

75.

## Auf den trägen Y.

Mit dir, und über dich zu lachen,
Soll ich ein Sinngedichte machen?
Gut! daß du ohne Müh' kannſt lachen,
So will ich's ſonder Einfall machen.

---

76.

## Entſchuldigung wegen unterlaſſenen Beſuchs.

So wahr ich lebe, Freund, ich wollte ganze Tage
Und ganze Nächte bei dir ſeyn:
Um mich mit dir die ganzen Tage,
Die ganzen Nächte zu erfreun.
Doch tauſend Schritte ſind's, die unſre Wohnung trennen,
Und hundert wohl noch obendrein.
Und wollt' ich ſie auch gern, die tauſend Schritte, rennen,
Und jene hundert obendrein:
So weiß ich doch, daß ich am Ende
Des langen Wegs dich zwanzigmal nicht fände.
Denn öfters biſt du nicht zu Hauſe,
Und manchmal biſt du's nicht für mich:
Wenn nach dem langen Zirkelſchmauſe
Der kleinſte Gaſt dir hinderlich.
Ich wollte, wie geſagt, gern tauſend Schritte rennen,
Dich, liebſter Freund, dich ſehn zu können:
Doch, allzu weiter Freund, dich nicht zu ſehn,
Verdreußt mich's, Einen nur zu gehn.

## 77.

### An den Paul.

Es ſcheinet, daß du, Paul, der einz'ge Trunkne biſt:
Denn du willſt nüchtern ſeyn, wo keiner nüchtern iſt.

## 78.

### Velt und Polt.

Zum Henker! fluchte Polt zu Velten,
Mußt du mich einen Lügner ſchelten?
Zum Henker! fluchte Velt zu Polten,
Ich einen Lügner dich geſcholten?
Das leugſt du, Polt, in deinen Hals,
Das leugſt du, als ein Schelm, und als – – –
Ha! das hieß Gott dich ſprechen, Velten!
Denn Lügner laß ich mich nicht ſchelten.

## 79.

### Der kranke Star.

„Komm' ich vom Lager auf, und giebt Gott Fried' im Staat,"
Gelobt der kranke Star, „ſo werd' ich ein Soldat."

## 80.

### Die blaue Hand.

Ein Richter war, der ſah nicht wohl;
Ein Färber kommt, der ſchwören ſoll.
Der Färber hebt die blaue Hand;
Da ruft der Richter: Unverſtand!
Wer ſchwört im Handſchuh? Handſchuh aus!
Nein! ruft der Färber, Brill' heraus!

---

## 81.

### Der Schuſter Franz.

Es hat der Schuſter Franz zum Dichter ſich entzückt.
Was er als Dichter that, das thut er noch: er flickt.

---

## 82.

### Das Mädchen.

Zum Mädchen wünſcht' ich mir — und wollt' es
ha! recht lieben —
Ein junges, nettes, tolles Ding,
Leicht zu erfreun, ſchwer zu betrüben,
Am Wuchſe ſchlank, im Gange flink,
Von Aug' ein Falk,
Von Mien' ein Schalk;

Das fleiſsig, fleiſsig lieſt:
Weil alles, was es lieſt,
Sein einzig Buch — der Spiegel iſt;
Das immer gaukelt, immer ſpricht,
Und ſpricht und ſpricht von tauſend Sachen,
Verſteht es gleich das Zehnte nicht
Von allen dieſen tauſend Sachen:
Genug es ſpricht mit Lachen,
Und kann ſehr reizend lachen.

Solch Mädchen wünſcht' ich mir! — Du, Freund,
magſt deine Zeit
Nur immerhin bei ſchöner Sittſamkeit,
Nicht ohne seraphin'ſche Thränen,
Bei Tugend und Verſtand vergähnen.
Solch einen Engel,
Ohn' alle Mängel
Zum Mädchen haben:
Das hieſs' ein Mädchen haben? —
Heiſst eingeſegnet ſeyn, und Weib und Hausſtand
haben.

## 83.

### Auf den Fell.

Als Fell, der Geiferer, auf dumpfes Heu ſich ſtreckte,
Stach ihn ein Skorpion. Was meint ihr, daß geſchah?
Fell ſtarb am Stich? — Ei ja doch, ja!
Der Skorpion verreckte.

---

## 84.

### An den Herrn D*.

Dein Epigramm, o D*, iſt fein!
Es hat mich trefflich durchgezogen;
Und iſt, vollkommen ſchön zu ſeyn,
Erſtunken und erlogen.

---

## 85.

### An einen geizigen Vater.

Verlangt dein Kind ein Freier,
Der wenig nach der Mitgift fragt;
So denke, was das Sprichwort ſagt:
Sehr wohlfeil iſt ſehr theuer.

---

86.

## Auf den Kauz.

Wer ſagt, daß Meiſter Kauz Satyren auf mich ſchreibt?
Wer nennt geſchrieben das, was ungeleſen bleibt?

87.

## Auf den Lupan.

Des beißigen Lupan's Befinden wollt ihr wiſſen?
Der beißige Lupan hat jüngſt ins Gras gebiſſen.

88.

## An den Leſer.

Du, dem kein Epigramm gefällt,
Es ſey denn lang und reich und ſchwer:
Wo ſahſt du, daß man einen Speer
Statt eines Pfeils vom Bogen ſchnellt?

## 89.

### An den Herrn von Dampf.

Dein Diener, Herr von Dampf, ruft: Platz da! vor dir her.
Wenn ich an deiner Stelle wär',
Den Diener wollt' ich beſſer brauchen:
Du kannſt dir freien Weg ja durchs Gedränge — hauchen.

---

## 90.

### An Ebendenſelben.

Dem haſt du nur die Hand, und dem den Kuß beſchieden.
Ich, gnäd'ger Herr von Dampf! bin mit der Hand zufrieden.

---

## 91.

### Auf einen gewiſſen Dichter.

Ihn ſingen ſo viel mäß'ge Dichter,
Ihn preiſen ſo viel dunkle Richter,
Ihn ahmt ſo mancher Stümper nach,
Ihm nicht zum Ruhm, und ſich zur Schmach.
Freund, dir die Wahrheit zu geſtehen,
Ich bin zu dumm, es einzuſehen,

Wie ſich für wahr Verdienſt ein ſolcher Beifall
ſchicket.
Doch ſo viel ſeh' ich ein,
Das Singen, das den Froſch im tiefen Sumpf
entzücket,
Das Singen muß ein Quaken ſeyn.

---

92.

## An den Weſp.

Nur Neues liebeſt du? nur Neues willſt du machen?
Du biſt, mein guter Weſp, ſehr neu in allen Sachen.

---

93.

## An den Trill.

Bald willſt du, Trill, und bald willſt du dich nicht
beweiben:
Bald dünkt dich's gut, bald nicht, ein Hageſtolz zu
bleiben.
Ich ſoll dir rathen? Wohl! Thu', was dein Va-
ter that:
Bleib frei; heirathe nicht! — Da haſt du meinen
Rath.

---

### 94.

## An Ebendenſelben.

Du nenneſt meinen Rath ein ſchales Sinngedicht?
Trill, einen andern Rath bekommſt du wahrlich nicht.
Zum Hängen und zum Freien
Muß niemand Rath verleihen.

### 95.

## An die Fuska.

Sey nicht mit deinem rothen Haar
So äußerſt, Fuska, unzufrieden!
Ward dir nicht ſchönes braunes Haar,
So ward dir braune Haut beſchieden.

### 96.

## Auf den Tod des D. Mead.

Als Mead am Styx erſchien, rief Pluto voller Schrecken:
Weh mir! nun kommt er gar, die Todten zu erwecken.

97.

## Auf die ſchöne Tochter eines ſchlechten Poeten.

Der Vater reimt und ſuchet Allen,
Nicht wenig Kennern, zu gefallen.
Die Tochter buhlt: o! ſtraft ſie nicht!
Das gute Kind will Allen,
Wie ihres Vaters Reim', gefallen.

---

98.

## An Ebendieſelbe.

Dein braunes Mädchen, Freund, iſt ſchön:
Das muß ihr auch der Neid geſtehn.
So ſchön, daß man es gern vergißt,
Daß ſie ein wenig buhl'riſch iſt;
So ſchön, daß man es gar vergißt,
Daß ihr Papa ein Reimſchmied iſt.

---

99.

## Auf den Sextus.

Die, der Ein Auge fehlt, die will ſich Sextus wählen?
Ein Auge fehlet ihr, ihm müſſen beide fehlen.

---

## 100.

### Kunz und Hinz.

Kunz. Hinz, weiſst du, wer das Pulver hat erfunden?
Der leid'ge böſe Geiſt.
Hinz. Wer hat dir, Kunz, das aufgebunden?
Ein Pfaffe war's, der Berthold heiſst.
Kunz. Sey drum! ſo ward mir doch nichts aufgebunden.
Denn ſieh! Pfaff' oder böſer Geiſt
Iſt Maus wie Mutter, wie man's heiſst.

---

## 101.

### Auf den Bav.

Ein ſchlechter Dichter Bav? ein ſchlechter Dichter? nein!
Denn der muſs wenigſtens ein guter Reimer ſeyn.

---

## 102.

### Auf Dorinden.

Sagt nicht, die ihr Dorinden kennt,
Daſs ſie aus Eitelkeit nur in die Kirchen rennt;
Daſs ſie nicht betet, und nicht höret,
Und andre nur im Beten ſtöret.

Sie bat (mein eignes Ohr iſt Zeuge;
Denn ihre Schönheit geht allmälig auf die Neige),
Sie bat mit ernſtlichen Geberden:
„Laß unſer Angeſicht, Herr, nicht zu Schanden
werden!“

## 103.

## Auf die Galathee.

Die gute Galathee! Man ſagt, ſie ſchwärz' ihr Haar;
Da doch ihr Haar ſchon ſchwarz, als ſie es kaufte,
war.

## 104.

## Auf die Hütte des Irus.

Vorbei, verweg'ner Dieb! denn unter dieſem Dache,
In jedem Winkel hier, hält Armuth treue Wache.

## 105.

## Auf einen gewiſſen Leichenredner.

O Redner! dein Geſicht zieht jämmerliche Falten,
Indem dein Maul erbärmlich ſpricht.
Eh du mir ſollſt die Leichenrede halten,
Wahrhaftig, lieber ſterb' ich nicht!

## 106.

### Das ſchlimmſte Thier.

„Wie heißt das ſchlimmſte Thier mit Namen?“
So fragt’ ein König einen weiſen Mann.
Der Weiſe ſprach: von wilden heißt’s Tyrann,
Und Schmeichler von den zahmen.

---

## 107.

### Auf die Magdalis.

Die alte reiche Magdalis
Wünſcht mich zum Manne, wie ich höre.
Reich wäre ſie genug, das iſt gewiß;
Allein ſo alt! — Ja, wenn ſie älter wäre!

---

## 108.

### Auf Lorchen.

Lorchen heißt noch eine Jungfer. Wiſſet, die ihr’s noch nicht wißt:
So heißt Lucifer ein Engel, ob er gleich gefallen iſt.

---

109.

## K l i m p s.

Der alte, fromme Klimps, bei jedem Biſſen Brot,
Den er genoß, ſprach: Segne Gott!
Den ſchönen Spruch nicht halb zu laſſen, ſprach
Und ſtirb! ſein frommes Weib mit Hiob's Weib'
ihm nach.

---

110.

## Der ſpielſüchtige Deutſche.

So äußerſt war, nach Tacitus Bericht,
Der alte Deutſch' aufs Spiel erpicht,
Daß, wenn er ins Verlieren kam,
Er endlich keinen Anſtand nahm,
Den letzten Schatz von allen Schätzen,
Sich ſelber, auf das Spiel zu ſetzen.

Wie unbegreiflich raſch! wie wild!
Ob dieſes noch vom Deutſchen gilt?
Vom deutſchen Manne ſchwerlich. — Doch
Vom deutſchen Weibe gilt es noch.

---

## 111.

### Das Pferd Friedrich Wilhelms auf der Brücke zu Berlin.

Ihr bleibet vor Verwund'rung ſtehn,
Und zweifelt doch an meinem Leben?
Laßt meinen Reiter mir die Ferſe geben:
So ſollt ihr ſehn!

---

## 112.

### Auf die feige Mumma.

Wie kommts, daß Mumma vor Geſpenſtern flieht,
Sie, die doch täglich eins im Spiegel ſieht?

---

## 113.

### Eine Geſundheit auf die Geſundheiten.

Weg, weg mit Wünſchen, Reimen, Schwänken!
Trinkt fleißig, aber trinket ſtill!
Wer wird an die Geſundheit denken,
Wenn man die Gläſer leeren will?

---

## 114.

### Auf einen unnützen Bedienten.

Im Eſſen biſt du ſchnell, im Gehen biſt du faul.
Iß mit den Füßen, Freund, und nimm zum Gehn das Maul.

## 115.

### Der Schwur.

Ich ſchwöre Lalagen, daß ſonder ihre Küſſe
Kein königliches Glück mein Leben mir verſüße.
Dies ſchwör' ich ihr im Ernſt, wofern ſie ſich ergiebt;
Und ſchwör' es ihr im Scherz, wofern ſie mich nicht liebt.

## 116.

### Themis über ihr Bildniß in dem Hauſe eines Richters.

Womit, o Zevs, hab' ich den Schimpf verſchuldet,
Daß man mein Bild in dieſem Hauſe duldet?

## 111.

### Das Pferd Friedrich Wilhelms auf der Brücke zu Berlin.

Ihr bleibet vor Verwund'rung ſtehn,
Und zweifelt doch an meinem Leben?
Laßt meinen Reiter mir die Ferſe geben:
So ſollt ihr ſehn!

---

## 112.

### Auf die feige Mumma.

Wie kommts, daß Mumma vor Geſpenſtern flieht,
Sie, die doch täglich eins im Spiegel ſieht?

---

## 113.

### Eine Geſundheit auf die Geſundheiten.

Weg, weg mit Wünſchen, Reimen, Schwänken!
Trinkt fleißig, aber trinket ſtill!
Wer wird an die Geſundheit denken,
Wenn man die Gläſer leeren will?

---

114.

## Auf einen unnützen Bedienten.

Im Eſſen biſt du ſchnell, im Gehen biſt du faul.
Iß mit den Füßen, Freund, und nimm zum Gehn das Maul.

115.

## Der Schwur.

Ich ſchwöre Lalagen, daß ſonder ihre Küſſe
Kein königliches Glück mein Leben mir verſüße.
Dies ſchwör' ich ihr im Ernſt, wofern ſie ſich ergiebt;
Und ſchwör' es ihr im Scherz, wofern ſie mich nicht liebt.

116.

## Themis über ihr Bildniß in dem Hauſe eines Richters.

Womit, o Zevs, hab' ich den Schimpf verſchuldet,
Daß man mein Bild in dieſem Hauſe duldet?

## 122.

### Auf den D. Klyſtill.

Klyſtill, der Arzt — (der Mörder ſollt' ich ſagen —)
Will niemands frühern Tod mehr auf der Seele tragen,
Und giebt, aus frommer Reu, ſich zum Huſaren an,
Um das nie mehr zu thun, was er ſo oft gethan.

---

## 123.

### Auf Muffeln.

Freund Muffel ſchwört bei Gott und Ehre,
Ich koſt' ihn ſchon ſo manche Zähre. —
Nun? frommer Mann, wenn das auch wäre?
Was koſtet dich denn deine Zähre?

---

## 124.

### An ein Paar arme verwaiſete Mädchen.

Ihr holden Kinder, daß ihr Waiſen ſeyd,
Das iſt mir herzlich, herzlich leid.
Auch bin ich euch zu dienen gern erbötig
Mit Gut und Blut; euch, die ihr, ohne Streit,
Das beſte Blut des beſten Blutes ſeyd.
Nur, Kinder, daß ihr arme Waiſen ſeyd,
Das ſey euch ſelber ja nicht leid!
Nun habt ihr keines Vormunds nöthig.

---

## 125.

### An den Vax.

Du lobeſt Todte nur? Vax, deines Lobes wegen
Hab' ich blutwenig Luſt, mich bald in's Grab zu legen.

---

## 126.

### Auf den Cythariſt.

Jahr aus, Jahr ein reimt Cythariſt
Zweihundert Verſ' in Einem Tage;
Doch drucken läßt er nichts. Entſcheidet mir die Frage,
Ob er mehr klug, mehr unklug iſt.

---

## 127.

### Der beſte Wurf.

An ein Paar Brettſpieler.

Zwei Vierer wünſcheſt du, und du verlangſt zwei Einer:
Der beſte Wurf im Brett bleibt darum dennoch — keiner.

---

## 128.

### Auf den Maler Klecks.

Mich malte Simon Klecks ſo treu, ſo meiſterlich,
Daß aller Welt, ſo gut als mir, das Bildniß glich.

---

## 129.

### Auf einen Zweikampf.

Warum zog das erzürnte Paar,
Siſtan, und wer ſein Gegner war,
Die Degen? Aller Welt zum Schrecken
Sie — friedlich wieder einzuſtecken.

---

## 130.

### Auf den Urſin.

Urſin iſt ärgerlich, und geht mir auf die Haut,
Daß ich ihm jüngſt mein Buch, den Phädon, weg=
genommen;
Geleſen hab' er ihn, allein noch nicht verdaut.
Ja, ja! zu Stande wär' er bald damit gekommen:
Sein Windſpiel, oder er, hat ihn ſchon brav gekaut.

---

## 131.

### Auf den Veit.

Veit iſt ein witz'ger Kopf, und zählet ſechzig? —
Nein!
Er hat noch lange hin, ein kluger Kopf zu ſeyn.

## 132.

### Die Vorſpiele der Verſöhnung.

Korinne ſchwur, mich zu vergeſſen:
Und doch kann ſie mich nicht vergeſſen.
Wo ſie mich ſieht, und wo ſie kann,
Fängt ſie auf mich zu läſtern an.
Doch warum thut ſie das? warum erhitzt ſie ſich?
Ich wette was, noch liebt ſie mich.

Ich ſchwur, Korinnen zu vergeſſen:
Und doch kann ich ſie nicht vergeſſen.
Wo ich ſie ſeh', und wo ich kann,
Fang' ich mich zu entſchuld'gen an.
Doch warum thu' ich das? und warum ſchweig'
ich nie?
Ich wette was, noch lieb' ich ſie.

## 133.

### Auf den Pfriem.

Pfriem iſt nicht bloß mein Freund; er iſt mein an=
dres Ich.
Dies ſagt er nicht allein, dies zeigt er meiſterlich.
Er ſteckt in ſeinen Sack ein Geld, das mir gehöret,
Und thut mit Dingen groß, die ihn mein Brief
gelehret.

---

## 134.

### Auf den Avar.

Avar ſtirbt, und vermacht dem Hoſpital das Seine,
Damit ſein Erbe nicht verſtellte Thränen weine.

---

## 135.

### Seufzer eines Kranken.

Hier lieg' ich ſchwach und ſiech;
Und ach! die liebe Sophilette
Weicht keinen Schritt von meinem Bette.
O! daß der Himmel mich
Von beiden Übeln bald errette!

---

## 136.

### Auf den Laar.

Daß Laar nur müßig geh', wie kann man dieſes
ſagen?
Hat er nicht ſchwer genug an ſeinem Wanſt zu
tragen?

---

## 137.

### Ihr Wille und ſein Wille.

Er. Nein, liebe Frau, das geht nicht an:
Ich muß hier meinen Willen haben.
Sie. Und ich muß meinen haben, lieber Mann.
Er. Unmöglich!
Sie. Was? nicht meinen Willen
haben?
Schon gut! ſo ſollſt du mich in Monatsfriſt
begraben.
Er. Den Willen kannſt du haben.

---

## 133.

### Auf den Pfriem.

Pfriem iſt nicht bloß mein Freund; er iſt mein andres Ich.
Dies ſagt er nicht allein, dies zeigt er meiſterlich.
Er ſteckt in ſeinen Sack ein Geld, das mir gehöret,
Und thut mit Dingen groß, die ihn mein Brief gelehret.

---

## 134.

### Auf den Avar.

Avar ſtirbt, und vermacht dem Hoſpital das Seine,
Damit ſein Erbe nicht verſtellte Thränen weine.

---

## 135.

### Seufzer eines Kranken.

Hier lieg' ich ſchwach und ſiech;
Und ach! die liebe Sophilette
Weicht keinen Schritt von meinem Bette.
O! daß der Himmel mich
Von beiden Übeln bald errette!

---

136.

## Auf den Laar.

Daß Laar nur müßig geh', wie kann man dieſes
ſagen?
Hat er nicht ſchwer genug an ſeinem Wanſt zu
tragen?

---

137.

## Ihr Wille und ſein Wille.

Er. Nein, liebe Frau, das geht nicht an:
Ich muß hier meinen Willen haben.
Sie. Und ich muß meinen haben, lieber Mann.
Er. Unmöglich!
Sie. Was? nicht meinen Willen
haben?
Schon gut! ſo ſollſt du mich in Monatsfriſt
begraben.
Er. Den Willen kannſt du haben.

---

## 138.

### Grabſchrift der Tochter eines Freundes, die vor der Taufe ſtarb.

Hier lieget, die Beate heißen ſollte:
Und lieber ſeyn, als heißen wollte.

---

## 139.

### Auf den Marius.

Dem Marius ward prophezeihet,
Sein Ende ſey ihm nah.
Nun lebet er drauf los; verſchwelgt, verſpielt, ver=
ſtreuet:
Sein End' iſt wirklich da!

---

## 140.

### Auf den einäugigen Spieler Pfiff.

Indem der Spieler Pfiff — erzürnte Götter! —
Durch einen ſchlimmen Wurf ein Auge jüngſt verlor:
„Brav, Kammerade!" rief ein Spötter;
„Du giebſt uns jedem nun Ein Auge vor.

---

## 141.

### An einen Autor.

Mit ſo beſcheiden ſtolzem Weſen
Trägſt du dein neu'ſtes Buch — welch ein Geſchenk!
— mir an.
Doch, wenn ich's nehme, grundgelehrter Mann,
Mit Gunſt: muß ich es dann auch leſen?

---

## 142.

### Auf den Ley.

Der gute Mann, den Ley bei Seite dort gezogen!
Was Ley ihm ſagt, das iſt erlogen.
Wie weiß ich das? — Ich hör' ihn freilich nicht:
Allein ich ſeh' doch, daß er ſpricht.

---

## 143.

### Die Sinngedichte über ſich ſelbſt.

Weiß uns der Leſer auch für unſre Kürze Dank?
Wohl kaum. Denn Kürze ward durch Vielheit lei-
der! lang.

---

## 138.

### Grabſchrift der Tochter eines Freundes, die vor der Taufe ſtarb.

Hier lieget, die Beate heißen ſollte:
Und lieber ſeyn, als heißen wollte.

---

## 139.

### Auf den Marius.

Dem Marius ward prophezeihet,
Sein Ende ſey ihm nah.
Nun lebet er drauf los; verſchwelgt, verſpielt, v
ſtreuet:
Sein End' iſt wirklich da!

---

## 140.

### Auf den einäugigen Spieler Pfiff.

Indem der Spieler Pfiff — erzürnte Götter!
Durch einen ſchlimmen Wurf ein Auge jüngſt v
„Brav, Kammerade!" rief ein Spötter;
„Du giebſt uns jedem nun Ein Auge vor.

---

### 141.

## An einen Autor.

Mit ſo beſcheiden ſtolzem Weſen
Trägſt du dein neuſtes Buch — welch ein Geſchenk!
— mir an.
Doch, wenn ich's nehme, grundgelehrter Mann,
Mit Gunſt: muß ich es dann auch leſen?

---

### 142.

## Auf den Ley.

Der gute Mann, den der bei Seite dort gezogen!
Was der ihm ſagt, das iſt erlogen.
Wie weiß ich das! — Ich hör' ihn freilich nicht:
Allein ich ſeh doch, daß er ſpricht.

---

## Die Ep[illegible]ber ſich ſelbſt.

Weiß uns [illegible] unſre Kürze Dank?
Wohl k[illegible] wurd durch Vielheit lei-
der! lang.

---

## 144.

### Abſchied an den Leſer.

Wenn du von allem dem, was dieſe Blätter füllt,
Mein Leſer, nichts des Dankes werth gefunden:
So ſey mir wenigſtens für das verbunden,
Was ich zurück behielt.

---

## 145.

### Auf Rabeners Tod,

als nach welchem erſt ſeine übrigen Schriften an das Licht kommen ſollten.

Der Steuerrath tritt ab, dem Satyr Platz zu machen;
Es weine, wer da will; ich ſpitze mich auf Lachen.

## 146.

### Auf den Streit des Herrn Boſens mit den Wittenbergiſchen Theologen.

Er hat den Pabſt gelobt, und wir, zu Luther's Ehre,
Wir ſollten ihn nicht ſchelten?
Den Pabſt, den Pabſt gelobt? Wenns noch der Teufel wäre,
So ließen wir es gelten.

---

## 147.

### Die große Welt.

Die Wage gleicht der großen Welt,
Das Leichte ſteigt, das Schwere fällt.

---

## 148.

### Unter das Bildniß des Königs von Preußen.

Wer kennt ihn nicht?
Die hohe Miene ſpricht
Dem Denkenden. Der Denkende allein
Kann Philoſoph, kann Held, kann beides ſeyn.

---

## 149.

### Doppelter Nutzen einer Frau.

Zweimal taugt eine Frau — für die mich Gott bewahre! —
Einmal im Hochzeitbett, und einmal auf der Bahre.

---

## 150.

### Nutzen eines fernen Gartens.

A. Was nutzt dir nun dein ferner Garten? He?
B. Daß ich dich dort nicht ſeh'!

---

## 151.

### Der Blinde.

Niemanden kann ich ſehn, auch mich ſieht niemand an:
Wie viele Blinde ſeh' ich, armer blinder Mann.

---

152.

## Auf ein Caruſſel.

Freund, geſtern war ich — wo? — Wo alle Menſchen waren.
Da ſah' ich für mein baares Geld
So manchen Prinz, ſo manchen Held,
Nach Opernart geputzt, als Führer fremder Schaaren,
Da ſah' ich manche flinke Speere,
Auf mancher zugeritt'nen Märe,
Durch eben nicht den kleinſten Ring,
Der unter tauſend Sonnen hing,
(O Schade, daß es Lampen waren!)
Oft, ſag' ich, durch den Ring,
Und öfter noch darneben fahren.
Da ſah ich — ach was ſah ich nicht,
Da ſah ich, daß beim Licht,
Kryſtalle, Diamanten waren;
Da ſah ich, ach du glaubſt es nicht,
Wie viele Wunder ich geſehen!
Was war nicht prächtig, groß und königlich?
Kurz, dir die Wahrheit zu geſtehen,
Mein halber Thaler dauert mich.

149.

## Doppelter Nutzen einer Frau.

Zweimal taugt eine Frau — für die mich Gott be=
wahre! —
Einmal im Hochzeitbett, und einmal auf der Bahre.

---

150.

## Nutzen eines fernen Gartens.

A. Was nutzt dir nun dein ferner Garten? He?
B. Daß ich dich dort nicht ſeh'!

---

151.

## Der Blinde.

Niemanden kann ich ſehn, auch mich ſieht niemand
an:
Wie viele Blinde ſeh' ich, armer blinder Mann.

---

## 152.

### Auf ein Caruſſel.

Freund, geſtern war ich — wo? — Wo alle Men-
ſchen waren.
Da ſah' ich für mein baares Geld
So manchen Prinz, ſo manchen Held,
Nach Opernart geputzt, als Führer fremder Schaa-
ren,
Da ſah' ich manche flinke Speere,
Auf mancher zugeritt'nen Märe,
Durch eben nicht den kleinſten Ring,
Der unter tauſend Sonnen hing,
(O Schade, daß es Lampen waren!)
Oft, ſag' ich, durch den Ring,
Und öfter noch darneben fahren.
Da ſah ich — ach was ſah ich nicht,
Da ſah ich, daß beim Licht,
Kryſtalle, Diamanten waren;
Da ſah ich, ach du glaubſt es nicht,
Wie viele Wunder ich geſehen!
Was war nicht prächtig, groß und königlich?
Kurz, dir die Wahrheit zu geſtehen,
Mein halber Thaler dauert mich.

153.

## Der Arme.

Sollt' einem Armen wohl des Todes Furcht entfärben?
Der Arme lebet nicht: ſo kann er auch nicht ſterben.

154.

## Kunz und Hinz.

Gevatter Hinz, rief Kunz, was trinken wir?
Zuerſt Wein oder Bier?
Gevatter, ſagte Hinz, Gevatter folge mir,
Erſt Wein, und dann — kein Bier.

155.

## Auf einen Sechszigjährigen.

Wer ſechzig Jahr gelebt, und noch
Des Lebens ſich nicht kann begeben,
Dem wünſch' ich — wünſcht er's ſelber doch —
Bis zu der Kinder Spott zu leben.

## 156.

### An den Dümm.

Wie? Eſelsohren, Dümm, hätt' ich dir beigelegt?
Gewiß nicht! Ohren nur, ſo wie ſie Midas trägt.

---

## 157.

### Warum ich wieder Epigramme mache.

1 7 7 9.

Daß ich mit Epigrammen wieder ſpiele,
Ich, armer Willebald,
Das macht, wie ich an mehrerm fühle,
Das macht, ich werde alt.

---

## 158.

### Über das Bildniß eines Freundes.

Der mir gefällt,
Gefiel er minder gleich der Welt.

---

## 163.

## In ein Stammbuch.

1 7 7 9.

Wer Freunde ſucht, iſt ſie zu finden werth:
Wer keinen hat, hat keinen noch begehrt.

---

## 164.

## Lobſpruch des ſchönen Geſchlechts.

1 7 4 7.

Wir Männer ſtecken voller Mängel;
Es leugne, wer es will!
Die Weiber gegen uns ſind Engel.
Nur taugen, wie ein Kenner will,
Drei kleine Stück' — und die ſind zu errathen —
An dieſen Engeln nicht gar zu viel!
Gedanken, Wort' und Thaten.

---

## 165.

### Als der Herzog Ferdinand die Rolle des Agamemnon, des erſten Feldherrn der Griechen, ſpielte.

1.

Vorſtellen und auch ſeyn
Kann Ferdinand allein.

2.

Stax ſpricht: Er ſpielt ihn ſchlecht!
Auch das wär' recht;
Denn ſeine eigne Rollen
Muß man nicht ſpielen wollen.

3.

Mit Gunſt,
Als Eckhof ſo den Agamemnon ſpielte,
Das, das war Kunſt.
Daß aber Ferdinand ſich ſelber ſpielte,
Hm! was für Kunſt.

---

## 166.

### In eines Schauſpielers Stammbuch.

Kunſt und Natur
Sey auf der Bühne Eines nur;
Wenn Kunſt ſich in Natur verwandelt,
Dann hat Natur mit Kunſt gehandelt.

---

## 163.

## In ein Stammbu

1 7 7 9.

Wer Freunde ſucht, iſt ſie zu fin
Wer keinen hat, hat keinen noch

---

## 164.

## Lobſpruch des ſchönen Geſ

1 7 4 7.

Wir Männer ſtecken voller Mängel;
Es leugne, wer es will!
Die Weiber gegen uns ſind Engel.
Nur taugen, wie ein Kenner will,
Drei kleine Stück' — und die ſind
An dieſen Engeln nicht gar zu viel!
Gedanken, Wort' und Thaten.

---

disertum,
refert.
liane.
olet.

et Aldus?
?

ia mane.
mihi.

m.

armine munus:
Prisce, mihi.

## In Paulum.

*Carmina tentemus: num* quid tentare nocebit?
*Paulus ait. Tenta!* nil, nisi fama, perit.

---

## Ad Sosibianum.

*Sosibiane, rogas*, prodat Galathea quot annos?
*Annos quot prodat* nocte? diene rogas?

---

## Ad Posthumum.

*Quis melos auditu* redimat, dic, Posthume, sodes.
*Qui famam* redimit, Posthume, morte sua.

---

## Ad Tuccam, ludimagistrum.

Dic mihi, quis furor est, ludo spectante cacare?
Num gravitatem aliter frontis habere nequis?

---

## Ad eundem.

Quid te, Tucca, juvat gravitatem fingere vultu,
  Ridetur gravitas si gravitate tua?

---

## In Canem.

Nonne Canis germana Cani appellatur amica?
  Cur ergo incestus insimulare Canem?

---

## In Armillum.

Cui dedit, haud dedit Armillus, qui munera egeno
  Non sine teste dedit. Cui dedit ergo? Sibi.

---

## Ad Olum.

In prece qui multus nimiusque est, otia dum sunt,
  Ille malas horas collocat, Ole, bene.
In prece qui multus nimiusque est, otia nec sunt,
  Ille bonas horas collocat, Ole, male.

---

## 2.

Unbemerkt ſind die zwei Stücke, die ich zu dem Weſen des Sinngedichts verlange, nicht von allen Lehrern der Dichtkunſt geblieben. Aber alle haben, ſie von ihrem Urſprunge gehörig abzuleiten, vernachläſſigt, und auch weiter keinen Gebrauch davon gemacht.

Skaliger ließ ſich bloß durch ſie verführen, eine doppelte Gattung des Epigramms anzunehmen.*) Da er ſie nämlich in der eigentlichen Aufſchrift nicht erkannte, in welcher er nichts, als die bloße einfache Anzeige einer Perſon oder Handlung ſah, ſo hielt er dasjenige Epigramm, in welchem aus gewiſſen Vorausſchickungen etwas hergeleitet wird, und in welchem alſo die Vorausſchickungen, und das, was daraus hergeleitet wird, als zwei merklich verſchiedene Theile ſich nicht leicht verkennen laſſen, für völlig von jenem unterſchieden. Die Subtilität fiel ihm nicht bei, daß bei jenem, bei der eigentlichen Aufſchrift, zu der Wirkung deſſelben das beſchriebene Werk ſelbſt das Seine mit beitrage, und folglich bei dem andern, dem eigentlichen Sinngedichte, das, was er die Vorausſchickungen nennt, dem be-

*) Epigramma igitur est poëma breve cum simplici cujuspiam rei, vel personae, vel facti indicatione: aut ex propositis aliquid deducens. Quae definitio simul complectitur etiam divisionem: ne quis damnet prolixitatem. l. c.

ſchriebenen Werke, ſo wie das, was aus dieſen Vorausſchickungen hergeleitet wird, der Aufſchrift ſelbſt entſpreche.

Der wortreiche Vavaſſor hat ein langes Kapitel von den Theilen des Epigramms, deren er gleichfalls nur zwei, unter dem Namen der Verſtändigung und des Schluſſes, annimmt, und über deren Bearbeitung er wirklich mancherlei gute Anmerkungen macht.*) Aber auch er iſt weit entfernt, dieſe Theile für nothwendig zu halten, indem er gleichfalls eine einfachere Gattung erkennt, welche ſie nicht habe, und überhaupt aus ihnen weder für die Eigenſchaften, noch für die individuelle Verſchiedenheit des Epigramms das Geringſte zu folgern verſtanden hat.

Batteux ſagt ausdrücklich: „Das Epigramm hat nothwendiger Weiſe zwei Theile: der erſte iſt der Vortrag des Subjekts, der Sache, die den Gedanken hervorgebracht oder veranlaßt hat; und der andere der Gedanke ſelbſt, welchen man die Spitze nennt, oder dasjenige, was den Leſer reizt, was ihn intereſſirt.“ Gleichwohl läßt er unter ſeinen Exempeln auch ſolche mit unterlaufen, die dieſe zwei Theile ſchlechterdings nicht haben, deren Erwähnung

---

*) Cap. 13. de partibus epigrammatis. Sunt igitur partes epigrammatis duae numero duntaxat, insignes ac primariae, expositio rei., et conclusio epigrammatis — In illo genere primo quod statuimus simplicis et uniusmodi epigrammatis. —

ohnedies in ſeinem ganzen übrigen Unterrichte völlig unfruchtbar bleibt. Folgende vier Zeilen des Peliſſon z. E.

Grandeur, savoir, renommée,
Amitié, plaisir et bien,
Tout n'est que vent, que fumée:
Pour mieux dire, tout n'est rien.

mögen ihm immerhin einen noch ſo intereſſanten Gedanken enthalten. Aber wo iſt die Veranlaſſung dieſes Gedankens? Wo iſt der einzelne beſondere Fall, — denn ein ſolcher muß die Veranlaſſung ſeyn, — bei welchem der Dichter darauf gekommen iſt, und ſeine Leſer darauf führt? Hier iſt nichts, als der bloße intereſſante Gedanke, bloß der Eine Theil: und wenn, nach ihm ſelbſt, das Epigramm nothwendiger Weiſe zwei Theile haben muß, ſo können dieſe, ſo wie alle ihnen ähnliche Zeilen, unmöglich ein Epigramm heißen. — Zum Unglück iſt es nicht bloß ein übelgewähltes Exempel, woraus ich dem Batteux hier einen Vorwurf mache. Sondern das Schlimmſte iſt, daß aus dieſem Exempel zugleich das Fehlerhafte ſeiner Erklärung des Epigramms erhellt, „nach welcher es ein intereſſanter Gedanke ſeyn ſoll, der glücklich und in wenig Worten vorgetragen worden." Denn wenn ſich ein intereſſanter Gedanke auch ohne ſeine individuelle Veranlaſſung vortragen läßt, wie ſich aus dem Beiſpiele, wenn es ſchon kein Epigramm iſt, dennoch ergiebt: ſo wird wenigſtens die Anzahl der Theile des Epi-

gramms, welche Batteux ſelbſt für nothwendig erklärt, weder in ſeiner Erklärung liegen, noch auf irgend eine Weiſe daraus herzuleiten ſeyn. —

Wenn uns unvermuthet ein beträchtliches Denkmal aufſtößt, ſo vermengt ſich mit der angenehmen Überraſchung, in welche wir durch die Größe oder Schönheit des Denkmals gerathen, ſogleich eine Art von Verlegenheit über die noch unbewußte Beſtimmung deſſelben, welche ſo lange anhält, bis wir uns dem Denkmale genugſam genähert haben, und durch ſeine Aufſchrift aus unſerer Ungewißheit geſetzt worden; worauf das Vergnügen der befriedigten Wißbegierde ſich mit dem ſchmeichelhaften Eindrucke des ſchönen ſinnlichen Gegenſtandes verbindet, und beide zuſammen in ein drittes angenehmes Gefühl zuſammenſchmelzen. — Dieſe Reihe von Empfindungen, ſage ich, iſt das Sinngedicht beſtimmt, nachzuahmen; und nur dieſer Nachahmung wegen hat es, in der Sprache ſeiner Erfinder, den Namen ſeines Urbildes, des eigentlichen Epigramms, behalten. Wie aber kann es ſie anders nachahmen, als wenn es nicht allein eben dieſelben Empfindungen, ſondern auch eben dieſelben Empfindungen nach eben derſelben Ordnung in ſeinen Theilen erweckt? Es muß über irgend einen einzelnen ungewöhnlichen Gegenſtand, den es zu einer ſo viel als möglich ſinnlichen Klarheit zu erheben ſucht, in Erwartung ſetzen, und durch einen unvorhergeſehenen Aufſchluß dieſe Erwartung mit eins befriedigen.

Am ſchicklichſten werden ſich alſo auch die Theile des Epigramms, Erwartung und Aufſchluß nennen laſſen; und unter dieſen Benennungen will ich ſie nun in verſchiedenen Arten kleiner Gedichte aufſuchen, die faſt immer unter den Sinngedichten mit durchlaufen, um zu ſehen, mit welchem Rechte man dieſes geſchehen läßt, und welche Klaſſification unter ihnen eigentlich einzuführen ſeyn dürfte.

Natürlicher Weiſe aber kann es nur zweierlei Aftergattungen des Sinngedichts geben: die eine, welche Erwartung erregt, ohne uns einen Aufſchluß darüber zu gewähren; die andere, welche uns Aufſchlüſſe giebt, ohne unſere Erwartung darnach erweckt zu haben.

1. Ich fange von der letztern an, zu welcher vornehmlich alle diejenigen kleinen Gedichte gehören, welche nichts als allgemeine moraliſche Lehren oder Bemerkungen enthalten. Eine ſolche Lehre oder Bemerkung, wenn ſie aus einem einzelnen Falle, der unſere Neugierde erregt hat, hergeleitet oder auf ihn angewendet wird, kann den zweiten Theil eines Sinngedichts ſehr wohl abgeben; aber an und für ſich ſelbſt, ſie ſey auch noch ſo witzig vorgetragen, ſie ſey in ihrem Schluſſe auch noch ſo ſpitzig zugearbeitet, iſt ſie kein Sinngedicht, ſondern nichts als eine Maxime, die, wenn ſie auch ſchon Bewunderung erregte, dennoch nicht diejenige Folge von Empfindung erregen kann, welche dem Sinngedichte eigen iſt.

Wenn Martial folgendes an den Decianus richtet, *)

Quod magni Thraseae, consummatique Catonis
Dogmata sic sequeris, salvus ut esse velis;
Pectore nec nudo strictos incurris in enses,
Quod fecisse velim te, Deciane, facis.
Nolo virum, facili redimit qui sanguine famam:
Hunc volo, laudari qui sine morte potest.

was fehlt den beiden letzten Zeilen, um nicht ein ſehr intereſſanter Gedanke zu heißen? und wie hätte er kürzer und glücklicher ausgedrückt werden können? Würde er aber allein eben den Werth haben, den er in der Verbindung mit den vorhergehenden Zeilen hat? würde er, als eine bloße für ſich beſtehende allgemeine Maxime, eben den Reiz, eben das Feuer haben, eben des Eindruckes fähig ſeyn, deſſen er hier iſt, wo wir ihn auf einen einzelnen Fall angewendet finden, welcher ihm eben ſo viel Überzeugung mittheilt, als er von ihm Glanz entlehnt?

Oder wenn unſer Wernike, zur Empfehlung einer milden Sparſamkeit, geſchrieben hätte:

Lieb' immer Geld und Gut; nur ſo, daß dein Erbarmen
Der Arme fühl'; und flieh die Armuth, nicht die Armen:

wäre es nicht ebenfalls ein ſehr intereſſanter, ſo kurz als glücklich ausgedrückter Gedanke? Aber wäre

*) Lib. I. ep. 9.

es wohl eben das, was er wirklich an den ſparſamen Celidor ſchrieb?*)

Du liebſt zwar Geld und Gut; doch ſo, daß
dein Erbarmen
Der Arme fühlt. Du fliehſt die Armuth, nicht
die Armen.

Der Unterſchied iſt klein: und doch iſt jenes, bei vollkommen eben derſelben Wendung, doch nichts als eine kalte allgemeine Lehre, und dieſes ein Bild voller Leben und Seele; jenes ein gereimter Sittenſpruch, und dieſes ein wahres Sinngedicht.

Gleichwohl iſt eben dieſer Wernike, ſo wie auch der ältere Logau, nur allzu reich an ſogenannten Überſchriften, die nichts als allgemeine Lehrſätze enthalten; und ob ſie ſchon beide, beſonders aber Wernike, an Vortheilen unerſchöpflich ſind, eine bloße kahle Moral aufzuſtutzen, die einzelnen Begriffe derſelben ſo vortheilhaft gegen einander abzuſetzen, daß oftmals ein ziemlich verführeriſches Blendwerk von den weſentlichen Theilen des Sinngedichts daraus entſteht: ſo werden ſie doch nur ſelten ein feines Gefühl betrügen, daß es nicht den großen Abſtand von einem wahren Sinngedichte bis zu einer ſolchen zum Sinngedichte ausgefeilten Maxime bemerken ſollte. Vielmehr iſt einem Menſchen von ſolchem Gefühle, wenn er ein oder mehrere

---

*) Erſtes Buch S. 14. der Schweizeriſchen Ausgabe von 1763.

Bücher von ihnen hinter einander lieſt, oft nicht anders zu Muthe, als einem, der ſich mit einem feinen Weltmanne und einem ſteifen Pedanten zugleich in Geſellſchaft findet: wenn jener Erfahrungen ſpricht, die auf allgemeine Wahrheiten leiten, ſo ſpricht dieſer Sentenzen, zu denen die Erfahrungen in dieſer Welt wohl gar noch erſt ſollen gemacht werden.

Bei keinem Epigrammatiſten aber iſt, mir wenigſtens, die ähnliche Abwechſelung von Empfindungen läſtiger geworden, als bei dem Owen. Nur daß bei dieſem der Pedant ſich unzählig öfterer hören läßt, als der feine Mann von Erfahrung; und daß der Pedant mit aller Gewalt noch obendrein witzig ſeyn will. Ich halte den, in allem Ernſte, für einen ſtarken Kopf, der ein ganzes Buch des Owen in einem Zuge leſen kann, ohne drehend und ſchwindelicht zu werden. Ich werde es unfehlbar, und habe immer dieſes für die einzige Urſache gehalten, weil eine ſo große Menge bloß allgemeiner Begriffe, die unter ſich keine Verbindung haben, in ſo kurzer Zeit auf einander folgen: die Einbildung möchte jeden gern, in eben der Geſchwindigkeit, in ein individuelles Bild verwandeln, und erliegt endlich unter der vergeblichen Bemühung.

Hingegen iſt das Moraliſiren geradezu des Martial's Sache gar nicht. Obſchon die meiſten ſeiner Gegenſtände ſittliche Gegenſtände ſind, ſo wüßte ich doch von allen lateiniſchen Dichtern keinen,

aus dem ſich wenigere Sittenſprüche wörtlich aus=ziehen ließen, als aus ihm. Er hat nur wenig Sinngedichte von der Art, wie das angeführte an den Decianus, welche ſich mit einer allgemeinen Moral ſchlöſſen: ſeine Moral iſt ganz in Handlung verwebt, und er moraliſirt mehr durch Beiſpiele, als durch Worte. Vollends von der Art, wie das dreizehnte ſeines zwölften Buchs iſt,

Ad Auctum.

Genus, Aucte, lucri divites habent iram.
Odisse quam donasse vilius constat.

weiter nichts als eine feine Bemerkung enthält, mit gänzlicher Verſchweigung des Vorfalls, von dem er ſie abgezogen, oder der ſich daraus erklären laſſen: von dieſer Art, ſage ich, wüßte ich außer dem gegen=wärtigen, nicht noch drei bei ihm aufzufinden. Und auch bei den wenigen ſcheint es, daß er den veranlaſſen=den Vorfall mehr aus gewiſſen Bedenklichkeiten mit Fleiß verſchweigen wollen, als daß er gar keinen dabei im Sinne gehabt. Auktus mochte den Reichen wohl kennen, der ſo liſtig eine Urſache vom Zaune gebrochen, ſich über ihn, oder über den Dichter zu erzürnen, um ſich irgend ein kleines Geſchenk zu erſparen, daß er ihnen ſonſt machen müſſen. Wenigſtens hat Martial dergleichen bloße ſittliche Bemerkungen doch immer an eine gewiſſe Perſon gerichtet, welche anſcheinende Kleinigkeit Logau und Wernike nicht hätten überſehen oder vernachläſſigen ſollen. Denn es iſt gewiß, daß ſie die Rede um ein Großes mehr

belebt; und wenn wir ſchon die angeredete Perſon, und die Urſache, warum nur dieſe, und keine andere angeredet worden, weder kennen, noch wiſſen: ſo ſetzt uns doch die bloße Anrede geſchwinder in Bewegung, unter unſerm eigenen Zirkel umzuſchauen, ob da ſich nicht jemand findet, ob da ſich nicht etwas zugetragen, worauf der Gedanke des Dichters anzuwenden ſey.

Wenn nun aber bloße allgemeine Sittenſprüche, ſie mögen nun mit der Einfalt eines vermeinten Kato, oder mit der Spitzfindigkeit eines Baudius, oder mit dem Scharfſinne eines Wernike vorgetragen ſeyn, die Wirkung nicht haben, die ſie allein zu dem Namen der Sinngedichte berechtigen könnte; wenn alſo ein Verinus und Pibrak, oder wie ſonſt die ehrlichen Männer heißen, die ſchöne erbauliche Diſticha geſchrieben haben, aus dem Regiſter der Epigrammatiſten wegfallen: ſo werden diejenigen noch weniger darin aufzunehmen ſeyn, welche andere ſcientifiſche Wahrheiten in die engen Schranken des Epigramms zu bringen verſucht haben. Ihre Verſe mögen gute Hülfsmittel des Gedächtniſſes abgeben; aber Sinngedichte ſind ſie gewiß nicht, wenn ihnen ſchon, nach der Erklärung des Batteux, dieſe Benennung nur ſchwer abzuſtreiten ſeyn dürfte. Denn ſind z. E. die mediciniſchen Vorſchriften der Schule von Salerno nicht eines ſehr intereſſanten Inhalts? und könnten ſie nicht gar wohl mit eben ſo vieler Präciſion und

Zierlichkeit vorgetragen ſeyn, als ſie es mit weniger ſind? Und dennoch, wenn ſie auch Lukrez ſelbſt abgefaßt hätte, würden ſie nichts als ein Beiſpiel mehr ſeyn, daß die Erklärung des Batteux viel zu weitläuftig iſt, und gerade das vornehmſte Kennzeichen darin fehlt, welches das Sinngedicht von allen anderen kleinen Gedichten unterſcheidet.

2. Die zweite Aftergattung des Epigramms war die, welche Erwartung erregt, ohne einen Aufſchluß darüber zu gewähren. Dergleichen ſind vornehmlich alle kleine Gedichte, die nichts als ein bloßes ſeltſames Faktum enthalten, ohne im geringſten anzuzeigen, aus welchem Geſichtspunkte wir daſſelbe betrachten ſollen; die uns alſo weiter nichts lehren, als daß einmal etwas geſchehen iſt, was eben nicht alle Tage zu geſchehen pflegt. Derjenigen kleinen Stücke gar nicht einmal hier zu gedenken, die, wie die Kaiſer des Auſonius, die ganze Geſchichte, den ganzen Charakter eines Mannes in wenige Züge zuſammenfaſſen, und deren unter den Titeln: Icones, Heroes u. ſ. w. ſo unzählige geſchrieben worden. Denn dieſe möchte man ſchon deßwegen nicht für Sinngedichte wollen gelten laſſen, weil ihnen die Einheit fehlt, die nicht in der Einheit der nämlichen Perſon, ſondern in der Einheit der nämlichen Handlung beſtehen muß, wenn ſie der Einheit des Gegenſtandes in der eigentlichen Aufſchrift entſprechen ſoll. Aber auch alsdann, wenn das Gedicht nur eine einzige völlig zugerundete Handlung

enthält, iſt es noch kein Sinngedicht, falls man uns nicht etwas daraus ſchließen, oder durch irgend eine feine Bemerkung in das Innere derſelben tiefer eindringen läßt.

Wenn z. E. Martial ſich begnügt hätte, die bekannte Geſchichte des Mucius Skävola in folgende vier Verſe zu faſſen: *)

Dum peteret regem decepta satellite dextra,
  Injecit sacris se peritura focis.
Sed tam saeva pius miracula non tulit hostis,
  Et raptum flammis jussit abire virum.

würden wir wohl ſagen können, daß er ein Sinngedicht auf dieſe Geſchichte gemacht habe? Kaum wäre es noch eins, wenn er bloß hinzugeſetzt hätte:

Urere quam potuit contemto Mucius igne,
  Hanc spectare manum Porsena non potuit.

Denn auch das iſt noch nicht viel mehr, als Geſchichte; und wodurch es ein völliges Sinngedicht wird, ſind lediglich die endlichen letzten Zeilen:

Major deceptae ſama est, et gloria dextrae:
  Si non errasset, ſecerat illa minus.

Denn nun erſt wiſſen wir, warum der Dichter unſere Aufmerkſamkeit mit jener Begebenheit beſchäftigen wollen; und das Vergnügen über eine ſo feine Betrachtung, „daß oft der Irrthum uns geſchwinder und ſicherer unſere Abſicht erreichen hilft, als der wohlüberlegte, kühnſte Anſchlag,“ verbunden

*) Lib. I. ep. 22.

mit dem Vergnügen, welches der einzelne Fall gewährt, macht das geſammte Vergnügen des Sinngedichts.

Unſtreitig hingegen müſſen wir uns nur mit der Hälfte dieſes Vergnügens bei einigen Stücken der griechiſchen Anthologie, und bei noch mehreren verſchiedener neueren Dichter behelfen, die ſich eingebildet, daß ſie nur das erſte das beſte abgeſchmackte Hiſtörchen zuſammenreimen dürfen, um ein Epigramm gemacht zu haben. Ein Beiſpiel aus der Anthologie ſey dieſes:*)

*Κοινη παρ κλισιη ληθαργικος ἠδε φρενοπληξ*
*Κειμενοι, ἀλληλων νουσον ἀπεσκεδασαν.*
*Εξεθορε κλινης γαρ ὁ τολμηεις ὑπο λυσσης,*
*Και τον ἀναισθητον παντος ἐτυπτε μενους.*
*Πληγαι δ' ἀμφοτεροις ἐγενοντ' ἀκος· ὡς ὁ μεν αὐτων*
*Εγρετο, τον δ' ὑπνου πουλυς ἐριψε κοπος.*

„Ein Wahnwitziger und ein Schlafſüchtiger lagen beiſammen auf Einem Bette, und einer wurde des andern Arzt. Denn in der Wuth ſprang jener auf, und prügelte dieſen, der im tiefſten Schlummer vergraben lag, durch und durch. Die Schläge halfen beiden: dieſer erwachte, und jener ſchlief vor Müdigkeit ein.“ Das Ding iſt ſchnurrig genug. Aber was denn nun weiter? Vielleicht war es auch nicht einmal wahr, daß beide kurirt wurden. Denn der

*) Lib. I. cap. 45.

Schlafſüchtige ſchläft nicht immer, ſondern will nur immer ſchlafen, und ſo ſchlief er wohl auch hier bald wiederum ein: der Wahnwitzige aber, der vor Müdigkeit einſchlief, konnte gar wohl als ein Wahnwitziger wieder aufwachen. Doch geſetzt auch, ſie wären wirklich beide durch einander kurirt worden: auch alsdann ſind wir um nichts klüger, als wir waren. Das Vergnügen über ein Hiſtörchen, welches ich nirgends in meinem Nutzen verwenden zu können ſehe, über das ich auch nicht einmal lachen kann, iſt herzlich ſchwach.

Ich will nicht hoffen, daß man mir hier vorwerfen werde, daß es mir am Geſchmacke der griechiſchen Simplicität fehle. Es gehört wohl zu der griechiſchen Simplicität, daß ein Ding keine Theile zu viel habe; aber daß es ihm an einem nothwendigen Theile fehle, das gehört doch gewiß nicht dazu. Es iſt nicht der witzige Schluß, den ich vermiſſe, ſondern der Schluß überhaupt, wozu aber der bloße Schluß des Faktums nicht hinlänglich iſt. Ich geſtehe, daß ich, aus eben dieſem Grunde, ein anderes ſehr berühmtes Epigramm auch nur für ein halbes Epigramm halte. Nämlich das, über das Schickſal eines Hermaphroditen.

Quum mea me genitrix gravida gestaret in alvo,
Quid pareret, fertur consuluisse Deos.
Mas est, Phoebus ait: Mars, femina: Iunoque neutrum.

Quumque forem natus, Hermaphroditus eram.
Quaerenti letum Dea sic ait: occidet armis;
Mars cruce; Phoebus aquis. Sors rata quaeque fuit.
Arbor obumbrat aquas: adscendo, decidit ensis,
Quem tuleram, casu labor et ipse super;
Pes haesit ramis, caput incidit amne: tulique
Femina, vir, neutrum, flumina, tela crucem.

Die Erfindung dieſes kleinen Gedichts iſt ſo künſtlich, der Ausdruck ſo pünktlich und doch ſo elegant, daß noch jetzt ſehr gelehrte Kritiker ſich nicht wohl überreden können, daß es die Arbeit eines neuen Dichters ſey. Denn ob de la Monnoye ſchon erwieſen zu haben glaubte, daß der Pulex, welchem es in den Handſchriften zugeſchrieben wird, kein Alter iſt, wofür ihn Politian und Skaliger und ſo viele andere gehalten haben; ſondern daß ein Vincentiner aus dem funfzehnten Jahrhunderte damit gemeint ſey: ſo möchte Herr Burmann, der jüngere, doch lieber vermuthen, daß dieſer Pulci, wie er eigentlich geheißen, ein ſo bewundertes Werk wohl aus einer alten Handſchrift abgeſchrieben und ſich zugeeignet haben könne, da man ihn ohnedies als einen beſondern Dichter weiter nicht kenne.*) Ich habe hierwider nichts: nur für ein Muſter eines vollkommenen Epigramms möchte

*) Anth. lat. Lib. III. ep. 77.

ich mir das Ding nicht einreden laſſen; es mag nun alt oder neu ſeyn. Einem ſo unfruchtbaren ſchielenden Mährchen fehlt zum Sinngedichte nichts Geringeres, als der Sinn. Begreife ich doch nicht einmal, ob die Vorſehung der Götter damit mehr verſpottet, oder mehr angeprieſen werden ſoll. Sollen wir uns wundern, daß von ſo verſchiedenen Göttern ein jeder doch noch immer ſo viel von der Zukunft wußte? oder ſollen wir uns wundern, daß ſie nicht mehr davon wußten? Sollen wir glauben, daß ſie vollſtändiger und beſtimmter nicht antworten wollen? oder nicht antworten können? und daß eine vierte höhere Macht im Spiele geweſen, welche den Erfolg ſo zu lenken gewußt, daß keiner zum Lügner werden dürfen? Sollten aber gar nur die Götter als glückliche Erretter hier aufgeführt werden: wie viel ſinnreicher und lehrreicher iſt ſodann jenes Hiſtörchen, — im Don Quixote, wo ich mich nicht erinnere, — von den zwei Brüdern und Weinkoſtern? welches ich wahrlich lieber erfunden, als ein ganzes Hundert von jenerlei Räthſeln, auch in den ſchönſten Verſen, gemacht haben möchte.

Das Gegentheil von ſolchen, zu aller moraliſchen Anwendung ungeſchickten, kleinen Erzählungen ſind diejenigen, welche zwar auch ohne alle Betrachtung und Folgerung vorgetragen werden, aber an und für ſich ſelbſt eine allgemeine Wahrheit ſo anſchauend enthalten, daß es nur Überfluß geweſen wäre, ſie noch mit ausdrücklichen Worten hinzuzu-

Quumque foren
Quaerenti letum
Mars cruce; I

Arbor obumb

Quem tuler
Pes haesit ra
Femina,

Die Erfindung
lich, der Aus
daß noch jetzt
überreden kön
Dichters ſey
erwieſen zu
chem es in
kein Alter
und ſo vi
ein Vincen
damit gen
der jünge
Pulci,
dertes W
ſchrieben
ihn ohn
nicht ken
ein Mu

*) Ar

... bei dem Au=
... mortis inibat,
... quo periturus erat.
... non repperit aurum,
... nexuit et periit:
... Original in der Anthologie
... dieſer Anthologie, die von
... vorgetragene Geſchichte
... νωτοιο λιπαυγης
... ὀμματα χρησαμενος.
... daß er die großen Wahrhei=
... Erzählungen Beiſpiele ſind,
... denke? Und was auf eine
... Sinn in ſich ſchließt, das
... Sinngedicht heißen können?
... nicht. Und warum ſollte es ein
... wenn es etwas weit Beſſeres
... Worte: es iſt ein Apolog,
... Fabel; denn die gedrungene
... vorgetragen iſt, kann ihr
... ſondern allenfalls nur leh=
... ſolcherlei Fabeln vorzutragen
... Es kommen deren, außer den zwei an=

*) Epig. 21.
**) Lib. I. cap. 4.

der Anthologie noch verſchiedene vor,
in den gewöhnlichen Äſopiſchen Samm=
s Ähnliches zu finden, die aber auch nm
hr von einem Nevelet oder Haupt=
nen beigefügt zu werden verdient hätten.
mit der äußerſten Präciſion erzählt, und
läuftigſte, welche aus zwölf Zeilen beſteht,*)
chts von der Geſchwätzigkeit, aus welcher
Fabeldichter ſich ein ſo eigenes Verdienſt
cht haben. Unſer Gellert that alſo zwar
wohl, daß er jene, vom Lahmen und Blinden,
er ſeine Fabeln aufnahm;**) nur daß er ſie ſo
r wäſſerte, daß er ſo wenig beleſen war, und
cht wußte, wo ſie ſich eigentlich herſchreibe,
aran hätte er ohne Zweifel ein wenig beſſer thun
können. —

Der weſentliche Unterſchied, der ſich zwiſchen dem Sinngedichte und der Fabel findet, beruht aber darin, daß die Theile, welche in dem Sinngedichte eines auf das andere folgen, in der Fabel in eins zuſammenfallen, und daher nur in der Abſtraktion Theile ſind. Der einzelne Fall der Fabel kann keine Erwartung erregen, weil man ihn nicht ausgehört haben kann, ohne daß der Aufſchluß zugleich mit da iſt: ſie macht einen einzigen Eindruck, und

*) Lib. I. cap. 22. ep. 9.

**) Die 16te des erſten Theils.



Bayeriſche
Staatsbibliothek
München

fügen. Von dieſer Art iſt folgende
ſonius:*)

Theſauro invento, qui limina mo
Liquit ovans laqueum, quo per
At qui, quod terrae abdiderat,
aurum,
Quem laqueum invenit, nexuit

wovon das griechiſche Original in de
zu finden; oder aus eben dieſer Anthol
mehreren Dichtern daſelbſt vorgetrage
vom Lahmen und Blinden:**)

Ἀνερα τις λιπιγυιον ὑπερ νωτοιο λι
Ἠγε ποδας χρησας, ὀμματα χρησα

Wer iſt ſo blödſinnig, daß er die groß
ten, von welchen dieſe Erzählungen W
nicht mit ihnen zugleich denke? Und
ſo vorzügliche Art einen Sinn in ſich
wird doch wohl ein Sinngedicht heißen

Doch auch das nicht. Und warum
Sinngedicht heißen, wenn es etwas
heißen kann? Mit einem Worte: es i
eine wahre Äſopiſche Fabel; denn d
Kürze, mit welcher ſie vorgetragen i
Weſen nicht verändern, ſondern allenf
ten, wie die Griechen ſolcherlei Fabeln
liebten. — Es kommen deren, außer

*) Epig. 21.
**) Lib. I. cap. 4.

e verſchiedene vor,
ſchen Samm-
, die aber auch um
tet den Haupt-
ſen verdient hätten.
ſen erzählt, und
wölf Zeilen beſteht.*)
gen, aus welcher
ſo eigenes Verdienſt
llert that alſo zwar
Lahmen und Blinden,
:**) nur daß er ſie ſo
enig beleſen war, und
ſie eigentlich herſchreibe
ein wenig beſſer th

erſchied, der ſich zwiſc
Fabel findet, beruht
, welche in dem Sinnge
folgen, in der Fabel i
daher nur in der Abſtr
zelne Fall der Fabel kan
, weil man ihn nicht
ne daß der Aufſchluß
t einen einzigen Eindr

ep. 9.
ſten Theils.
Schr. I.

Bayeriſche Staatsbibli Münch

der Anthologie noch verſchiedene vor,
den gewöhnlichen Äſopiſchen Samm=
ähnliches zu finden, die aber auch nm
von einem Nevelet oder Haupt=
beigefügt zu werden verdient hätten.
der äußerſten Präciſion erzählt, und
ſie, welche aus zwölf Zeilen beſteht,*)
der Geſchwätzigkeit, aus welcher
ter ſich ein ſo eigenes Verdienſt
Unſer Gellert that alſo zwar
r jene, vom Lahmen und Blinden,
aufnahm;**) nur daß er ſie ſo
er ſo wenig beleſen war, und
ſie ſich eigentlich herſchreibe,
e Zweifel ein wenig beſſer thun

Unterſchied, der ſich zwiſchen
d der Fabel findet, beruht aber
le, welche in dem Sinngedichte
e folgen, in der Fabel in eins
d daher nur in der Abſtraktion
zelne Fall der Fabel kann keine
, weil man ihn nicht ausge=
ne daß der Aufſchluß zugleich
t einen einzigen Eindruck, und

ep. 9.
en Theils.
. I.



Bayeriſche Staatsbibliothek München

iſt keiner Folge verſchiedener Eindrücke fähig. Das Sinngedicht hingegen enthält ſich eben darum entweder überhaupt ſolcher einzelnen Fälle, in welchen eine allgemeine Wahrheit anſchauend zu erkennen, oder läßt doch dieſe Wahrheit bei Seite liegen, und zieht unſere Aufmerkſamkeit auf eine Folge, die weniger nothwendig daraus fließt. Und nur dadurch entſteht Erwartung, die dieſes Namens wenig werth iſt, wo wir das, was wir zu erwarten haben, ſchon völlig vorausſehen.

Wenn denn aber ſonach weder Begebenheit ohne allen Nachſatz und Aufſchluß, noch auch ſolche, in welchen eine einzige allgemeine Wahrheit nicht anders als erkannt werden kann, die erforderlichen Eigenſchaften des Sinngedichts haben: ſo folgt darum noch nicht, daß alle Sinngedichte zu verwerfen, in welchen der Dichter nichts, als ein bloßer Wiedererzähler zu ſeyn ſcheint. Denn es bleiben noch immer auch wahre Begebenheiten genug übrig, die entweder ſchon von ſich ſelbſt den völligen Gang des Sinngedichts haben, oder denen dieſer Gang doch leicht durch eine kleine Wendung noch vollkommner zu geben ſteht. So fand unſer Kleiſt das heroiſche Beiſpiel, mit welchem Arria ihrem Manne vorging, in ſeiner genaueſten hiſtoriſchen Wahrheit, mit Recht für hinlänglich, ein ſchönes Sinngedicht abzugeben.

Bayerische Staatsbibliothek München

Als Pätus auf Befehl des Kaiſers ſterben ſollte,
Und ungern einen Tod ſich ſelber wählen wollte:
Durchſtach ſich Arria. Mit heiterem Geſicht
Gab ſie den Dolch dem Mann, und ſprach: Es ſchmerzet nicht.

Martial hingegen glaubte, daß das erhabene „Es ſchmerzet nicht" noch einer Verſchönerung fähig ſey, und ohne lange dieſe Verſchönerung auf ſeine eigene Rechnung zu ſetzen, legte er ſie der Arria ſelbſt in den Mund.*)

*Caſta ſuo* gladium cum traderet Arria Paeto,
Quem de *viſceribus traxerat* ipſa ſuis:
*Si qua fides*, *vulnus*, quod feci, non dolet, inquit:
Sed quod tu facies, hoc mihi, Paete, dolet.

Ohne Zweifel mochte dem Martial das bloße „non dolet" zu mannhaft, zu rauh vorkommen; und er wollte das zärtliche Weib in der Verächterin des Todes mehr durchſchimmern laſſen. Ich wage es nicht, zwiſchen beiden Dichtern zu entſcheiden, da ich ohnedies damit nur ein Beiſpiel geben wollen, *wie die wahren* Begebenheiten ausſehen müſſen, denen zum Sinngedichte nichts, als eine glückliche Verſifikation fehlt, und wie ſehr auch in dieſen der erfindſame Geiſt des Dichters noch geſchäftig ſeyn kann, ohne die hiſtoriſche Wahrheit zu verfälſchen.

*) Lib. *I. ep.14.*

wenn die einzeiligen Sinngedichte in unſerer Spra=
che eben ſo gewöhnlich und angenehm wären, als
ſie es in der griechiſchen und lateiniſchen ſind.

Das wahre Maaß der Erwartung ſcheint in=
deß, in dem gegenwärtigen Beiſpiele, weder Nau=
gerius, noch dieſer Grieche getroffen zu haben:
ſondern ein anderer Grieche, welcher eben den Ein=
fall in vier Zeilen brachte, und dieſen beſcheidenen
Raum, nicht wie Naugerius zu leeren Ausrufun=
gen mißbrauchte, ſondern zur Berichtigung des Ein=
falls ſelbſt anwendete. Denn ſollte man aus dem
Naugerius, und dem *angeführten griechiſchen* Ori=
ginale, nicht ſchließen, *daß Pythagoras immer* ge=
ſchwiegen hätte? da das Schweigen doch nur gleich=
ſam eine Vorübung in ſeiner Schule war. Wie
viel ſchöner und genauer alſo Julianus ſo:*)

*Οὐ τον ἀναπτυσσοντα φυσιν πολυμητιν ἀριθμων*
*Ἠθελεν ὁ πλαστης Πυθαγορην τελεσαι,*
*Ἀλλα τον ἐν σιγῃ πινυτοφρονι· και ταχα φωνην*
*Ἐνθεν ἀποκρυπτει, και τοδ' ἐχων ὀπασαι.*

„Nicht den Pythagoras, wie er die geheime Natur
der Zahlen erklärt, hat der Künſtler darſtellen wol=
len, ſondern den Pythagoras in ſeinem weiſen
Stillſchweigen. Daher verbarg er die Stimme, die
er vernehmlich zu machen, ſonſt gar wohl verſtand.“

Die Hauptregel alſo, die man, in Anſehung
des Umfangs der Erwartung, zu beobachten hat,

---

*) Anthol. l. c.

iſt dieſe, daß man nicht als ein Schulknabe erweitere; daß man nicht bloß erweitere, um ein Paar Verſe mehr gemacht zu haben, ſondern daß man ſich nach dem zweiten Theile, nach dem Aufſchluſſe, richte, und urtheile, ob und wie viel dieſer, durch die größere Ausführlichkeit der Erwartung, an Deutlichkeit und Nachdruck gewinnen könne.

Es giebt Fälle, wo auf dieſe Ausführlichkeit alles ankommt. Dahin gehören vor anderen diejenigen Sinngedichte, in welchen der Aufſchluß ſich auf einen relativen Begriff bezieht. Z. E. ſolche, in welchen ein Ding als ganz beſonders groß, oder ganz beſonders klein angegeben wird, und die daher nothwendig den Maaßſtab dieſer Größe oder Kleinheit vorausſchicken müſſen; ja lieber mehr als einen, und immer einen kleinern und kleinern, oder größern und größern. Es wäre freilich ſchon ein Epigramm, wenn Martial auf das ganz kleine Landgütchen, mit welchem ihm ein gern freigebiger Freund ſo viel als nichts ſchenkte, auch nur dieſe Zeilen gemacht hätte:

Donaſti, Lupe, rus ſub urbe nobis:
Sed rus eſt mihi majus in feneſtra.
*Hoc* quo tempore praedium dediſti,
Mallem tu mihi prandium dediſſes.

Aber wie viel launiger und beißender wird dieſes Epigramm durch die eingeſchalteten noch kleineren Maaße, als ein Gärtchen vor einem Fenſter iſt.

wenn die einzeiligen Sinngedichte in unſerer Spra⸗che eben ſo gewöhnlich und angenehm wären, als ſie es in der griechiſchen und lateiniſchen ſind.

Das wahre Maaß der Erwartung ſcheint in⸗deß, in dem gegenwärtigen Beiſpiele, weder Nau⸗gerius, noch dieſer Grieche getroffen zu haben: ſondern ein anderer Grieche, welcher eben den Ein⸗fall in vier Zeilen brachte, und dieſen beſcheidenen Raum, nicht wie Naugerius zu leeren Ausrufun⸗gen mißbrauchte, ſondern zur Berichtigung des Ein⸗falls ſelbſt anwendete. Denn ſollte man aus dem Naugerius, und dem angeführten griechiſchen Ori⸗ginale, nicht ſchließen, daß Pythagoras immer ge⸗ſchwiegen hätte? da das Schweigen doch nur gleich⸗ſam eine Vorübung in ſeiner Schule war. Wie viel ſchöner und genauer alſo Julianus ſo:*)

*Οὐ τον ἀναπτυσσοντα φυσιν πολυμητιν ἀριθμων*
*Ἠθελεν ὁ πλαστης Πυθαγορην τελεσαι,*
*Ἀλλα τον ἐν σιγῃ πινυτοφρονι· και ταχα φωνην*
*Ἐνθεν ἀποκρυπτει, και τοδ᾽ ἐχων ὀπασαι.*

„Nicht den Pythagoras, wie er die geheime Natur der Zahlen erklärt, hat der Künſtler darſtellen wol⸗len, ſondern den Pythagoras in ſeinem weiſen Stillſchweigen. Daher verbarg er die Stimme, die er vernehmlich zu machen, ſonſt gar wohl verſtand."

Die Hauptregel alſo, die man, in Anſehung des Umfangs der Erwartung, zu beobachten hat,

---

*) Anthol. l. c.

iſt dieſe, daß man nicht als ein Schulknabe erweitere; daß man nicht bloß erweitere, um ein Paar Verſe mehr gemacht zu haben, ſondern daß man ſich nach dem zweiten Theile, nach dem Aufſchluſſe, richte, und urtheile, ob und wie viel dieſer, durch die größere Ausführlichkeit der Erwartung, an Deutlichkeit und Nachdruck gewinnen könne.

Es giebt Fälle, wo auf dieſe Ausführlichkeit alles ankommt. Dahin gehören vor anderen diejenigen Sinngedichte, in welchen der Aufſchluß ſich auf einen relativen Begriff bezieht. Z. E. ſolche, in welchen ein Ding als ganz beſonders groß, oder ganz beſonders klein angegeben wird, und die daher nothwendig den Maaßſtab dieſer Größe oder Kleinheit vorausſchicken müſſen; ja lieber mehr als einen, und immer einen kleinern und kleinern, oder größern und größern. Es wäre freilich ſchon ein Epigramm, wenn Martial auf das ganz kleine Landgütchen, mit welchem ihm ein gern freigebiger Freund ſo viel als nichts ſchenkte, auch nur dieſe Zeilen gemacht hätte:

Donasti, Lupe, rus sub urbe nobis:
Sed rus est mihi majus in fenestra.
*Hoc* quo tempore praedium dedisti,
Mallem tu mihi prandium dedisses.

Aber wie viel launiger und beißender wird dieſes Epigramm durch die eingeſchalteten noch kleineren Maaße, als ein Gärtchen vor einem Fenſter iſt.

Und wie ſehr wächſt unſer Vergnügen, indem der Dichter den Abſtand von dieſem bis zu einem Mund voll Eſſen, durch noch ſo viel andere Verkleinerungen zu füllen weiß.*)

*Donasti, Lupe, rus sub urbe nobis:*
*Sed rus est mihi majus in fenestra.*
Rus hoc dicere, rus potes vocare!
In quo ruta facit nemus Dianae,
Argutae tegit ala quod cicadae,
Quod formica die comedit uno,
Clausae cui folium rosae corona est:
In quo non magis invenitur herba,
Quam costi folium, piperve crudum:
In quo nec cucumis jacere rectus,
Nec serpens habitare tuta possit.
Erucam male pascit hortus unam,
Consumto moritur culex salicto,
Et talpa est mihi fossor atque arator.
Non boletus hiare, non mariscae
Ridere, aut violae patere possunt.
Fines mus populatur, et colono
Tanquam sus Calydonius timetur;
Et sublata volantis ungue Procnes
In nido seges est hirundinino,
Et cum stet sine falce, mentulaque,
Non est dimidio locus Priapo,
Vix implet cochleam peracta messis,

*) Lib. XI. ep. 19.

Et mustum nuce condimus picata.
Errasti, Lupe, litera sed una.
*Nam quo tempore praedium dedisti,*
*Mallem tu mihi prandium dedisses.*

Es haben dergleichen hyperboliſche Sinngedichte, wie man ſie nach der darin herrſchenden Figur nennen könnte, ihre eigene Anmuth. Nur müſſen ſie nicht auf die bloße Hyperbel hinauslaufen, ſo wie dieſes griechiſche: *)

*Ἀγρον Μηνοφανης ὠνησατο, και δια λιμον*
*Ἐκ δρυος ἀλλοτριας αὑτον ἀπηγχονισεν.*
*Γην δ᾽ αὐτῳ τεθνεωτι βαλειν οὐκ ἐσχον ἀνωθεν,*
*Ἀλλ᾽ ἐταφη μισθου προς τινα των ὁμορων.*
*Εἰ δ᾽ ἐγνω τον ἀγρον τον Μηνοφανους Ἐπικουρος,*
*Παντα γεμειν ἀγρων εἰπεν ἀν, οὐκ ἀτομων.*

„Menophanes hatte Feld gekauft; aber vor Hunger mußte er ſich an einer fremden Eiche hängen. So viel Erde hatte er nicht, daß ſein Leichnam damit bedeckt werden konnte; man mußte ihm ſeine Grabſtelle auf benachbartem Grunde kaufen. Hätte Epikurus das Feld des Menophanes geſehen, ſo würde er geſagt haben, daß alles voller Felder wäre; nicht, voller Atomen.“ Denn ein ſolches Sinngedicht beſteht offenbar aus nichts als Erwartung; anſtatt des Aufſchluſſes wird uns das äußerſte Glied der Hyperbel untergeſchoben, und alle unſere Er=

*) Anthol. lib. II. c. 7. ep. 3.

wartung ſoll ſich mit der Unmöglichkeit, etwas gröſſeres oder kleineres abzuſehen, begnügen. Dergleichen Spiele des Witzes können Lachen erregen; aber das Sinngedicht will etwas mehr. Die griechiſche Anthologie iſt davon voll, da ſie hingegen bei dem Martial ſehr ſparſam vorkommen, als der faſt immer von der Hyperbel noch zu einer Betrachtung fortgeht, die mehr hinter ſich hat. Man leſe das dreiunddreißigſte Sinngedicht ſeines achten Buches, um ein ſehr einleuchtendes Exempel hiervon zu haben.

Ad Paullum.

De praetoricia ſolium mihi, Paulle, corona
  Mittis, et hoc phialae nomen habere jubes.
Hac fuerat nuper nebula tibi pegma perunctum,
  Pallida quam rubri diluit unda croci.
An magis aſtuti deraſa eſt ungue miniſtri
  Bractea, de fulcro, quod reor eſſe, tuo?
Illa poteſt culicem longe ſentire volantem,
  Et minimi penna papilionis agi.
Exiguae volitat ſuſpenſa vapore lucernae,
  Et leviter fuſo rumpitur iſta mero.
Hoc linitur ſputo Jani caryota Calendis,
  Quam fert cum parvo ſordidus aſſe cliens.
Lenta minus gracili creſcunt colocaſia filo:
  Plena magis nimio lilia ſole cadunt:
Nec vaga tam tenui diſcurſat aranea tela:
  Tam leve nec bombyx pendulus urget opus.

Crassior in facie vetulae stat creta Fabullae:
Crassior offensae bulla tumescit aquae.
Fortior et tortos servat vesica capillos,
Et mutat Latinas spuma Batava comas.
Hac cute Ledaeo vestitur pullus in ovo:
Talia lunata splenia fronte sedent.
Quid tibi cum phiola, ligulam cum mittere posses:
Mittere cum posses vel cochleare mihi?
Magna nimis loquimur, cochleam cum mittere posses:
Denique cum posses mittere, Paulle, nihil.

Alle die hyperboliſchen Vergleichungen, die der Dichter hier anſtellt, ſtehen nicht bloß um ihrer ſelbſt willen da; ſondern mehr, um endlich gewiſſen Leuten, welche ſich gern große Verbindlichkeiten mit wenig Koſten erwerben möchten, zu verſtehen zu geben, wie viel beſſer ſie thun würden, wenn ſie lieber gar nichts, als ſo unbeträchtliche Kleinigkeiten ſchenkten. Denn es iſt nicht Freigebigkeit, es iſt Geiz, ſich Dank mit etwas erkaufen wollen, was keines Dankes werth iſt.

Wie aber der fertige Verſifikator, in Erweiterung des erſten Theiles, oft zu viel thut, ſo thut ein minder fertiger, aus Schwierigkeit oder Gemächlichkeit, nicht ſelten zu wenig: wenn er nämlich den ganzen erſten Theil in den Titel des Sinngedichts bringt, und ſich den bloßen Aufſchluß zu verſificiren oder zu reimen begnügen läßt. Es iſt

ſonderbar, daß es ſogar Kenner gegeben hat, die dieſes zu thun dem Dichter ausdrücklich gerathen haben.*) Aber ſie haben nicht bedacht, daß das Epigramm, ſo viel es an Kürze dadurch gewinnt, von einer andern Seite hinwiederum verliert, indem es zu einem Ganzen von ſo heterogenen Theilen wird. Unmöglich kann man daher das Sinngedicht des Herrn von Kleiſt,

An zwei ſehr ſchöne, aber einäugige Geſchwiſter.

Du mußt, o kleiner Lykon, dein Aug' Agathen leihn,
Blind wirſt du dann Kupido, die Schweſter Venus ſeyn.

und das lateiniſche des Hieronymus Amaltheus, aus welchem jenes genommen iſt,

---

*) *Morhofius* de discipl. Arg. Sect. III. cap. 5. Vocari in subsidium brevitatis Lemma sive Inscriptio Epigrammatis potest. Quum enim narratione et expositione rei, quae est una Epigrammatis pars, plures versus impleantur, Lemma, si bene conceptum est, illorum vicem supplebit. E. g. legitur inter nostra Epigrammata illud:

„Quid juvat ah! ducta prolem sperare puella?
„Ut repares puerum, perdis, inepte, virum.

Lemma est: *In senem, qui quod masculus illi mortuus heres, puellam spe recuperandi ducebat.* Illa si Epigrammate exprimenda simul fuissent, vel quatuor versus fuissent insumendi: nunc uno Lemmate tota res exhibetur.

Lumine Acon dextro, capta est Lecuilla sinistro,
Et potis est forma vincere uterque deos.
Blande puer, lumen, quod habes, concede puellae:
Sic tu caecus Amor, sic erit illa Venus.

für gleich ſchön halten. Dieſes kann den ganzen Titel entbehren, und jenes iſt ohne Titel auch nicht einmal verſtändlich. Das ſchöne Sinngedicht iſt in der Überſetzung zur bloßen Aufſchrift geworden; und verhält ſich in ſeinem Eindrucke zu jenem ſo, wie eine kahle Aufſchrift, die in einem Buche angeführt wird, zu eben der Aufſchrift, die wir auf dem ſchönen Monumente ſelbſt leſen.

In dem ganzen Martial wüßte ich mich keines einzigen Epigramms zu erinnern, welches von der fehlerhaften Art wäre, daß es der Erläuterung eines Titels bedürfe. Alle ſeine Titel beſtehen daher in den bloßen An, Von und Auf, mit Beifügungen des Namens derjenigen, die das Epigramm betrifft, oder an die es gerichtet iſt. Alle Lemmata, welche den nähern Inhalt angeben ſollen, ſind nicht von ihm, ſondern ein Werk der ſpäteren Abſchreiber, daher ſie auch in der einen Ausgabe ſo, und in der andern anders lauten. Jeder Umſtand, auch der allerkleinſte, der zu dem Verſtande des Epigramms nothwendig gehört, iſt bei ihm in dem Epigramme ſelbſt enthalten: und wenn wir jetzt einen ſolchen ja darin zu vermiſſen

glauben, ſo können wir nur gewiß verſichert ſeyn, daß er ſich zu der Zeit des Dichters von ſelbſt verſtanden hat. —

2. Wenn ferner der zweite Theil des Sinngedichts, den ich den Aufſchluß genannt habe, der eigentlichen Aufſchrift entſprechen ſoll, die wir zu unſerer Befriedigung endlich auf einem bewunderten Denkmale erblicken: ſo dürfen wir nur die Urſachen erwägen, warum eine ſolche Aufſchrift von der möglichſten Kürze ſeyn muß, um daraus zu ſchließen, daß die Kürze ebenfalls die erſte und vornehmſte Eigenſchaft des Aufſchluſſes in dem Sinngedichte werde ſeyn müſſen. Dieſe Urſachen aber ſind die: einmal, weil es nur Perſonen oder Handlungen von einer ohnedies ſchon genugſamen Bekanntheit und Berühmtheit ſind, oder ſeyn ſollten, denen Denkmäler errichtet werden, und man daher mit wenig Worten leicht ſehr viel von ihnen ſagen kann; zweitens, weil die Denkmäler ſelbſt, auf offenen Straßen und Plätzen, nicht ſowohl für die wenigen müßigen Spaziergänger, als vielmehr für den Geſchäftigen, für den eilenden Wanderer errichtet werden, welcher ſeine Belehrung gleichſam im Vorbeigehen muß mit ſich nehmen können. Eben ſo ſollte man bei einer Sammlung von Sinnſchriften vornehmlich auf ſolche Leſer ſehen, welchen es andere Geſchäfte nur ſelten erlauben, einen flüchtigen Blick in ein Buch zu thun. Solche Leſer wollen geſchwind,

und doch nicht leer abgefertigt ſeyn: für das letzte aber halten ſie ſich allezeit, wenn man ſie entweder mit ganz gemeinen, oder ihnen ganz fremden Sachen unterhalten wollen.

Die Fehler gegen die Kürze des Aufſchluſſes ſind indeß, bei allen Arten der Epigrammatiſten, wohl die ſeltenſten. Der ſchlechteſte nimmt nie die Feder, ein Epigramm niederzuſchreiben, ohne den Aufſchluß vorher ſo gut und kurz gerundet zu haben, als es ihm möglich iſt. Oft hat er nichts voraus bedacht, als dieſen einzigen Aufſchluß, der daher auch nicht ſelten eben das iſt, was der Dietrich unter den Schlüſſeln iſt; ein Werkzeug, welches eben ſo gut hundert verſchiedene Schlöſſer eröffnen kann, als eins.

Hingegen iſt es gerade der beſſere Dichter, welcher noch am erſten hier fehlerhaft werden kann, und zwar aus Überfluß von Witz und Scharfſinn. Ihm kann es leicht begegnen, daß er unter der Arbeit auf einen guten Aufſchluß geräth, noch ehe er zu dem gelangen kann, den er ſich vorgeſetzt hatte; oder daß er, jenſeits dieſem, noch einen andern erblickt, den er ſich ebenfalls nicht gern möchte entwiſchen laſſen. Mich deucht, ſo etwas iſt ſelbſt dem Martial mit folgendem Sinngedichte widerfahren: *)

---

*) Lib. III. ep. 44.

glauben, ſo können wir nur gewiß verſichert ſeyn, daß er ſich zu der Zeit des Dichters von ſelbſt verſtanden hat. —

2. Wenn ferner der zweite Theil des Sinngedichts, den ich den Aufſchluß genannt habe, der eigentlichen Aufſchrift entſprechen ſoll, die wir zu unſerer Befriedigung endlich auf einem bewunderten Denkmale erblicken: ſo dürfen wir nur die Urſachen erwägen, warum eine ſolche Aufſchrift von der möglichſten Kürze ſeyn muß, um daraus zu ſchließen, daß die Kürze ebenfalls die erſte und vornehmſte Eigenſchaft des Aufſchluſſes in dem Sinngedichte werde ſeyn müſſen. Dieſe Urſachen aber ſind die: einmal, weil es nur Perſonen oder Handlungen von einer ohnedies ſchon genugſamen Bekanntheit und Berühmtheit ſind, oder ſeyn ſollten, denen Denkmäler errichtet werden, und man daher mit wenig Worten leicht ſehr viel von ihnen ſagen kann; zweitens, weil die Denkmäler ſelbſt, auf offenen Straßen und Plätzen, nicht ſowohl für die wenigen müßigen Spaziergänger, als vielmehr für den Geſchäftigen, für den eilenden Wanderer errichtet werden, welcher ſeine Belehrung gleichſam im Vorbeigehen muß mit ſich nehmen können. Eben ſo ſollte man bei einer Sammlung von Sinnſchriften vornehmlich auf ſolche Leſer ſehen, welchen es andere Geſchäfte nur ſelten erlauben, einen flüchtigen Blick in ein Buch zu thun. Solche Leſer wollen geſchwind,

und doch nicht leer abgefertigt ſeyn: für das letzte aber halten ſie ſich allezeit, wenn man ſie entweder mit ganz gemeinen, oder ihnen ganz fremden Sachen unterhalten wollen.

Die Fehler gegen die Kürze des Aufſchluſſes ſind indeß, bei allen Arten der Epigrammatiſten, wohl die ſeltenſten. Der ſchlechteſte nimmt nie die Feder, ein Epigramm niederzuſchreiben, ohne den Aufſchluß vorher ſo gut und kurz gerundet zu haben, als es ihm möglich iſt. Oft hat er nichts voraus bedacht, als dieſen einzigen Aufſchluß, der daher auch nicht ſelten eben das iſt, was der Dietrich unter den Schlüſſeln iſt; ein Werkzeug, welches eben ſo gut hundert verſchiedene Schlöſſer eröffnen kann, als eins.

Hingegen iſt es gerade der beſſere Dichter, welcher noch am erſten hier fehlerhaft werden kann, und zwar aus Überfluß von Witz und Scharfſinn. Ihm kann es leicht begegnen, daß er unter der Arbeit auf einen guten Aufſchluß geräth, noch ehe er zu dem gelangen kann, den er ſich vorgeſetzt hatte; oder daß er, jenſeits dieſem, noch einen andern erblickt, den er ſich ebenfalls nicht gern möchte entwiſchen laſſen. Mich deucht, ſo etwas iſt ſelbſt dem Martial mit folgendem Sinngedichte widerfahren: *)

---

*) Lib. III. ep. 44.

In Ligurinum.

Occurrit tibi nemo quod libenter,
Quod quacunque venis, fuga est, et ingens
Circa te, Ligurine, solitudo:
Quid sit scire cupis? nimis poëta es.

Wer kann leugnen, daß dieſe vier Zeilen nicht ein völliges Epigramm ſind? Nur mochte dem Dichter, ohne Zweifel, das Nimis poëta es ein wenig zu räthſelhaft vorkommen; und weil er jenſeits der Umſchreibung deſſelben, die ſchon an und für ſich ſelbſt ſehr gefallen konnte, einen neuen Aufſchluß vorausſahe, ſo wagte er es, das ſchon erreichte Ende zu einem bloßen Ruhepunkte zu machen, um von da nach einem neuen Ziele auszuſetzen; oder wenn man will, nach dem nämlichen, das er ſich ſelbſt nur weiter geſteckt hatte. Alſo fährt er fort:

Hoc valde vitium periculoſum est.
Non tigris catulis citata raptis,
Non dipsas medio peruſta ſole,
Nec sic scorpius improbus timetur.
Nam tantos, rogo, quis ferat labores?
Et stanti legis, et legis ſedenti,
Currenti legis, et legis cacanti.
In thermas fugio: ſonas ad aurem.
Piscinam peto: non licet natare.
Ad coenam propero: tenes euntem.
Ad coenam venio: fugas ſedentem.
Laſſus dormio: ſuscitas jacentem,
Vis, quantum facies mali, videre?
Vir justus, probus, innocens timeris

Und wer hat eben Recht, auf einen Dichter ungehalten zu ſeyn, der uns, ſtatt Eines Epigramms, in Einem zwei geben will? Beſonders, wenn ſie ſich ſo gut, wie hier, in einander fügen; auch das eine durch das andere im geringſten nicht geſchändet wird.

Nur aus dergleichen nicht unglücklichen Auswüchſen eine Regel der Schönheit machen zu wollen: das iſt zu arg. Gleichwohl that es Skaliger; und, nach ſeinen Worten zu urtheilen, müßte dasjenige Epigramm das vollkommenſte ſeyn, das aus eben ſo viel anderen kleinen Epigrammen beſteht, als es Diſticha enthält. Doch ſein eigenes Exempel von einem ſolchen Epigrammate differto, wie er es nennt, giebt die Sache näher: und wenn dieſes wirklich vier Epigramme in ſich ſchließt, ſo ſind ſie auch alle viere darnach. Es iſt auf einen Podagriſten, dem man die Hungerkur vorgeſchrieben hat, und lautet ſo:*)

Heus utrum eligimus? Si non nisi dente podagra,
Dente famis dirae discruciata perit.
Ah nequeam, nisi sic, ſinire dolore dolorem?
Atque ferum ſinem tollere ſine truci?

*) Poëtices Lib. III. cap. 126. Exemplum illius differti hoc unum esto, in quo continentur quatuor Epigrammata.

### In Ligurinum.

Occurrit tibi nemo quod libenter,
Quod quacunque venis, fuga est, et ingens
Circa te, Ligurine, solitudo:
Quid sit scire cupis? nimis poëta es.

Wer kann leugnen, daß dieſe vier Zeilen nicht ein völliges Epigramm ſind? Nur mochte dem Dichter, ohne Zweifel, das Nimis poëta es ein wenig zu räthſelhaft vorkommen; und weil er jenſeits der Umſchreibung deſſelben, die ſchon an und für ſich ſelbſt ſehr gefallen konnte, einen neuen Aufſchluß vorausſahe, ſo wagte er es, das ſchon erreichte Ende zu einem bloßen Ruhepunkte zu machen, um von da nach einem neuen Ziele auszuſetzen; oder wenn man will, nach dem nämlichen, das er ſich ſelbſt nur weiter geſteckt hatte. Alſo fährt er fort:

Hoc valde vitium periculosum est.
Non tigris catulis citata raptis,
Non dipsas medio perusta sole,
Nec sic scorpius improbus timetur.
Nam tantos, rogo, quis ferat labores?
Et stanti legis, et legis sedenti,
Currenti legis, et legis cacanti.
In thermas fugio: sonas ad aurem.
Piscinam peto: non licet natare.
Ad coenam propero: tenes euntem.
Ad coenam venio: fugas sedentem.
Lassus dormio: suscitas jacentem.
Vis, quantum facies mali, videre?
Vir justus, probus, innocens timeris

Und wer hat eben Recht, auf einen Dichter ungehalten zu ſeyn, der uns, ſtatt Eines Epigramms, in Einem zwei geben will? Beſonders, wenn ſie ſich ſo gut, wie hier, in einander fügen; auch das eine durch das andere im geringſten nicht geſchändet wird.

Nur aus dergleichen nicht unglücklichen Auswüchſen eine Regel der Schönheit machen zu wollen: das iſt zu arg. Gleichwohl that es Skaliger; und, nach ſeinen Worten zu urtheilen, müßte dasjenige Epigramm das vollkommenſte ſeyn, das aus eben ſo viel anderen kleinen Epigrammen beſteht, als es Diſticha enthält. Doch ſein eigenes Exempel von einem ſolchen Epigrammate differto, wie er es nennt, giebt die Sache näher: und wenn dieſes wirklich vier Epigramme in ſich ſchließt, ſo ſind ſie auch alle viere darnach. Es iſt auf einen Podagriſten, dem man die Hungerkur vorgeſchrieben hat, und lautet ſo:*)

Heus utrum eligimus? Si non niſi dente podagra,
  Dente famis dirae diſcruciata perit.
Ah nequeam, niſi ſic, ſinire dolore dolorem?
  Atque ferum ſinem tollere ſine truci?

*) Poëtices Lib. III. cap. 126. Exemplum illius differti hoc unum eſto, in quo continentur quatuor Epigrammata.

Und weil die edle Wuth man ihm zur Tugend
zählte,
Erreicht' er ſeinen Zweck, indem er ihn verfehlte.

Mich dünkt, der Dichter hätte mit der achten Zeile, „der Tugend ſelber abzudringen" aufhören ſollen; wenigſtens mit dem Gedanken, den ſie enthält. Denn alles was folgt, iſt nur ſchleppende Umſchreibung dieſes Gedankens; mit einer Antitheſe beſchloſſen, die weder wahr iſt, noch, wenn ſie auch wahr wäre, hierher gehört. Sie iſt nicht wahr; denn Skävola erreichte ſeinen Zweck nicht, indem er ihn verfehlte, ſondern nachdem er ihn verfehlt hatte; nicht durch den Fehler, ſondern durch das, was er darauf folgen ließ. Sie gehört nicht hierher, wenn ſie von Seiten der Wahrheit auch ſchon noch zu rechtfertigen wäre; denn ſie zeigt uns die ganze Handlung nunmehr aus einem völlig verſchiedenen Geſichtspunkte, als wir ſie vier Zeilen vorher ſehen; dort wird ſie uns als eine außerordentliche Anſtrengung von Tugend angeprieſen, hier bewundern wir ſie als das Werk eines glücklichen Zufalls. Der doppelte Geſichtspunkt aber iſt in der Poeſie kein geringerer Fehler, als in der Perſpektive.

3. Wenn endlich die beiden Theile des Sinngedichts zugleich, dem Denkmale und der Aufſchrift zugleich, entſprechen ſollen, ſo wird auch das Verhältniß, welches ſich zwiſchen jenen befindet, dem Verhältniſſe entſprechen müſſen, welches dieſe unter

ſich haben. Ich will ſagen: ſo wie ich bei Erblikkung eines Denkmals zwar nicht den Inhalt der Aufſchrift, wohl aber den Ton derſelben aus dem Denkmale errathen kann; wie ich kühnlich vermuthen darf, daß ein Denkmal, welches traurige Ideen erregt, nicht eine luſtige oder lächerliche Aufſchrift führen werde, oder umgekehrt; eben ſo muß auch die Erwartung des Sinngedichts mich zwar nicht den eigentlichen Gedanken des Aufſchluſſes, aber doch die Farbe deſſelben vorausſehen laſſen; ſo daß mir am Ende kein widriger Kontraſt zwiſchen beiden Theilen auffällt. Mich dünkt, gegen dieſe Regel verſtößt folgendes Sinngedicht des Martial auf den Tod der Erotion, eines kleinen liebenswürdigen Mädchens, der Tochter eines ſeiner Leibeigenen, deren Verluſt ihm ſo nahe ging.*)

In Paetum.

Puella senibus dulcior mihi cycnis,
Agna Galesi mollior Phalantini,
Concha Lucrini delicatior stagni:
Cui nec lapillos praeferas Erythraeos,
Nec modo politum pecudis Indicae dentem,
Nivesque primas, liliumque non tactum;
Quae crine vicit Baetici gregis vellus,
Rhenique nodos, aureamque nitellam;
Fragravit ore quod rosarium Paesti,

---

*) Lib. V. ep. 38.

Und weil die edle Wuth man ihm zur Tugend
zählte,
Erreicht' er ſeinen Zweck, indem er ihn verfehlte.

Mich dünkt, der Dichter hätte mit der achten Zeile, „der Tugend ſelber abzudringen" aufhören ſollen; wenigſtens mit dem Gedanken, den ſie enthält. Denn alles was folgt, iſt nur ſchleppende Umſchreibung dieſes Gedankens; mit einer Antitheſe beſchloſſen, die weder wahr iſt, noch, wenn ſie auch wahr wäre, hierher gehört. Sie iſt nicht wahr; denn Skävola erreichte ſeinen Zweck nicht, indem er ihn verfehlte, ſondern nachdem er ihn verfehlt hatte; nicht durch den Fehler, ſondern durch das, was er darauf folgen ließ. Sie gehört nicht hierher, wenn ſie von Seiten der Wahrheit auch ſchon noch zu rechtfertigen wäre; denn ſie zeigt uns die ganze Handlung nunmehr aus einem völlig verſchiedenen Geſichtspunkte, als wir ſie vier Zeilen vorher ſehen; dort wird ſie uns als eine außerordentliche Anſtrengung von Tugend angeprieſen, hier bewundern wir ſie als das Werk eines glücklichen Zufalls. Der doppelte Geſichtspunkt aber iſt in der Poeſie kein geringerer Fehler, als in der Perſpektive.

3. Wenn endlich die beiden Theile des Sinngedichts zugleich, dem Denkmale und der Aufſchrift zugleich, entſprechen ſollen, ſo wird auch das Verhältniß, welches ſich zwiſchen jenen befindet, dem Verhältniſſe entſprechen müſſen, welches dieſe unter

ſich haben. Ich will ſagen: ſo wie ich bei Erblikkung eines Denkmals zwar nicht den Inhalt der Aufſchrift, wohl aber den Ton derſelben aus dem Denkmale errathen kann; wie ich kühnlich vermuthen darf, daß ein Denkmal, welches traurige Ideen erregt, nicht eine luſtige oder lächerliche Aufſchrift führen werde, oder umgekehrt; eben ſo muß auch die Erwartung des Sinngedichts mich zwar nicht den eigentlichen Gedanken des Aufſchluſſes, aber doch die Farbe deſſelben vorausſehen laſſen; ſo daß mir am Ende kein widriger Kontraſt zwiſchen beiden Theilen auffällt. Mich dünkt, gegen dieſe Regel verſtößt folgendes Sinngedicht des Martial auf den Tod der Erotion, eines kleinen liebenswürdigen Mädchens, der Tochter eines ſeiner Leibeigenen, deren Verluſt ihm ſo nahe ging.*)

In Paetum.

Puella senibus dulcior mihi cycnis,
Agna Galesi mollior Phalantini,
Concha Lucrini delicatior stagni:
Cui nec lapillos praeferas Erythraeos,
Nec modo politum pecudis Indicae dentem,
Nivesque primas, liliumque non tactum;
Quae crine vicit Baetici gregis vellus,
Rhenique nodos, aureamque nitellam;
Fragravit ore quod rosarium Paesti,

*) Lib. V. ep. 38.

Quod Atticarum prima mella cerarum,
Quod succinorum rapta de manu gleba;
Cui comparatus indecens erat pavo,
Inamabilis scyurus, et frequens phoenix:
Adhuc recenti tepet Erotion busto,
Quam pessimorum lex avara fatorum,
Sexta peregit hyeme, nec tamen tota;
Nostros amores, gaudiumque, lususque.
Et esse tristem me meus vetat Paetus:
Pectusque pulsans, pariter et comam vellens,
Deflere non te vernulae pudet mortem?
Ego conjugem, inquit, extuli, et tamen vivo,
Notam, superbam, nobilem, locupletem.
Quid esse nostro fortius potest Paeto?
Ducenties accepit, et tamen vivit.

Dieſes Sinngedicht fängt mit ſo ſanften Empfindungen an; es nimmt mich für den weichherzigen Dichter, der ſich um ein kleines, unſchuldiges Ding ſo ſehr betrübt, ſo herzlich ein; ich fühle mich zu Mitleid und Melancholie ſo ſehr geſtimmt, daß ich mich nach ganz etwas anderm, als einem hämiſchen Zuge gegen einen guten Bekannten, ſehne. Betrübniß macht ſonſt ſo gutdenkend; und boshafter Witz verſtummt ſonſt ſo leicht bei einem bekümmerten Herzen!

Ich rechne aber zu dergleichen Kontraſten nicht jeden plötzlichen, unerwarteten Sprung von Groß auf Klein, oder von Schwarz auf Weiß, den die bloße Einbildung thun muß. Ein ſolcher Sprung

kann allerdings angenehm ſeyn, und wenigſtens den Mund in Falten ziehen; wenn nur unſere Empfindung nicht beſondern Theil daran nimmt. So wie etwa dieſer beim Skarron:

Superbes Monuments de l'orgueil des Humains,
Pyramides, Tombeaux, dont la vaine structure
A témoigné que l'Art, par l'adresse des mains,
Et l'assidu travail, peut vaincre la Nature!

Vieux Palais ruinés, Chef-d'oeuvres des Romains,
Et les derniers efforts de leur Architecture,
Colisée, où souvent ces Peuples inhumains,
De s'entr'assassiner se donnoient tablature!

Par l'injure des ans vous êtes abolis,
Ou du moins la plûpart vous êtes démolis!
Il n'est point de ciment que le tems ne dissoude.
Si vos Marbres si durs ont senti son pouvoir,
Dois-je trouver mauvais qu'un méchant Pourpoint noir,
Qui m'a duré deux ans, soit percé par le coude?

Die Poſſe thut ihre Wirkung. Gleichwohl iſt auch hier der Sprung nicht völlig unvorbereitet. In der pompöſen Erwartung mangelt es nicht ganz an burlesken Ausdrücken, durch die wir unmerklich auf ihn anſetzen: und mag er doch gerathen, wie er will; wir ſollen ja nur lachen.

Ich könnte hier anführen, daß das Original dieſes Skarronſchen Sinngedichts, oder Sonnets, das Epigramm eines alten unbekannten Dichters zu ſeyn ſcheine, welches Barth zuerſt bekannt gemacht hat, und das noch lächerlicher ausfällt, wenn es anders wahr iſt, was Cicero irgendwo anmerkt, daß das Obſcöne das Lächerliche vermehre. Denn anſtatt der durchgeſtoßenen Weſte — Doch wer Luſt hat, kann es bei dem Barth ſelbſt nachſehen.*) Es iſt vielmehr Zeit, daß ich dergleichen Sinngedichte überhaupt, in welchen der Leſer ſeine Erwartung, nicht ohne Vergnügen, viel mehr getäuſcht, als erfüllt ſieht, von einer allgemeinen Seite betrachte.

4.

Einige Leſer dürften bei allem, was ich bisher von dem Sinngedichte geſagt habe, noch immer das Beſte vermiſſen. Sie kennen es als das ſinnreichſte von allen kleinen Gedichten; als eine witzige Schnurre wohl nur: und doch iſt des Witzes von mir noch kaum gedacht worden; geſchweige, daß ich die verſchiedenen Quellen des Sinnreichen anzugeben geſucht hätte. Ich habe die ganze Kraft, die ganze Schönheit des Epigramms in die erregte Erwartung, und in die Befriedigung dieſer Erwartung geſetzt, ohne mich weiter einzulaſſen, durch welche Art von

*) Advers. Lib. XXXVI. c. II.

Gedanken und Einfällen ſolche Befriedigung am be=ſten geſchehe. Was die lateiniſchen Kunſtrichter acumina, und die franzöſiſchen pointes nennen, habe ich weder erfordert, noch bisher verworfen.

Wenn indeß unter dieſen Worten nichts anderes verſtanden werden ſoll, als derjenige Gedanke, um deſſentwillen die Erwartung erregt wird, der alſo natürlicher Weiſe nach der Erwartung, am Ende des Ganzen, ſtehen muß, und ſich von allen übri=gen Gedanken, als die nur ſeinetwegen da ſind, nicht anders als auszeichnen kann: ſo iſt es wohl klar, daß das Sinngedicht ohne dergleichen acumen oder pointe ſchlechterdings nicht ſeyn kann. Es bleibt vielmehr, dieſes acumen, das wahre allge=meine Kennzeichen deſſelben, und man hat Recht, allen kleinen Gedichten, denen es mangelt, den Na=men des Sinngedichts zu verſagen, wenn ſie auch ſonſt noch ſo viel Schönheiten haben, die man ihnen auf keine Weiſe darum zugleich ſtreitig macht.

Wenn hingegen unter acumen, oder pointe, man etwas meint, was bloß das Werk des Witzes iſt; mehr ein Gedankenſpiel, als einen Gedanken; einen Einfall, deſſen Anzügliches größtentheils von der Wahl oder Stellung der Worte entſteht, in welchen er ausgedrückt iſt, oder von dem wohl gar nichts Geſundes übrig bleibt, ſobald man dieſe Worte ändert, oder verſetzt: ſo iſt die Frage, ob das Sinn=gedicht nothwendig eine dergleichen pointe haben müſſe? der Frage vollkommen gleich, ob man beſſer

thue, ſeine Schulden in guter, oder in falſcher Münze zu bezahlen.

Denn ſo wie es nur der *Mangel an guter Münze* iſt, welcher falſche Münze zu prägen verleitet: eben ſo iſt es nur die Schwierigkeit, jede erregte Erwartung immer mit einem neuen und doch wahren, mit einem ſcharfſinnigen und doch ungekünſtelten Aufſchluſſe zu befriedigen, — nur dieſe Schwierigkeit, ſage ich, iſt es, welche nach Mitteln umzuſchauen verführt, durch die wir jene Befriedigung geleiſtet zu haben, wenigſtens ſcheinen können.

Glücklich, wenn man unter dieſen Mitteln nur noch die erträglichſten zu wählen verſteht! Denn es giebt in der That auch hier paduaniſche Münzen, die zwar falſche, aber doch von ſo ſchönem, und dem wahren ſo nahe kommenden Stempel ſind, daß ſie gar wohl aufbehalten zu werden verdienen. Ja, es giebt noch andere, deren innerer Werth nur wenig geringer iſt, als der ächten, ſo daß der Münzer wenig mehr als den Schlageſchatz dabei gewinnen konnte.

Beſonders möchte ich mit dergleichen weder ganz falſchen, noch ganz ächten Münzen, die, wenn ſie ſchon nicht im Handel und Wandel gelten können, doch immer ſchöne Spielmarken abgeben, zwei Gattungen von Sinngedichten vergleichen, die, ohne zu den vollkommenen zu gehören, doch von jeher, auch

unter Leuten von Geſchmack, ihre Liebhaber gefunden haben, und ſo noch ferner finden werden. Unter der erſten Gattung verſtehe ich die, welche uns mit ihrer Erwartung hintergehen, und unter der andern die, deren Aufſchluß in einer Zweideutigkeit beſteht. — Von jeder ein Wort.

1. Das Neue iſt, eben weil es neu iſt, dasjenige, was am meiſten überraſcht. Ob nun gleich dieſes Überraſchende nicht das Einzige ſeyn muß, wodurch das Neue gefällt, ſo iſt es doch unſtreitig, daß ſchon die bloße Überraſchung angenehm iſt. Wenn es denn aber nur ſelten in des Dichters Vermögen ſteht, ſeinen Leſer mit einem wirklich neuen Aufſchluſſe zu überraſchen: wer kann es ihm verdenken, wenn er ſeinem gemeinen Einfalle eine ſolche Wendung zu geben ſucht, daß er wenigſtens dieſe Eigenſchaft des Neuen, das Überraſchende, dadurch erhält? Und dieſes kann nicht anders geſchehen, als durch eine Art von Betrug. Weil er dem Leſer nichts geben kann, was dieſer auf keine Weiſe vorausſehen könnte, ſo verführt er ihn, etwas ganz anders vorauszuſehen, als er ihm endlich giebt. Er hebt z. E. von ſolchen Dingen an, und endet mit einer Nichtswürdigkeit; er ſcheint loben zu wollen, und das Lob läuft auf einen Tadel hinaus; er ſcheint tadeln zu wollen, und der Tadel verkehrt ſich in ein feines Lob. Doch ſo ganz einander entgegengeſetzt brauchen die Dinge auch nicht einmal zu ſeyn: genug, wenn der Blick des Leſers auch nur gerade vorbei-

ſchießt. Ein einziges Exempel aus dem Martial ſey ſtatt aller.*)

In Sanctram.

Nihil est miserius, nec gulosius Sanctra.
Rectam vocatus cum cucurrit ad coenam,
Quam tot diebus, noctibusque captavit;
Ter poscit apri glandulas, quater lumbum,
Et utramque coxam leporis, et duos armos:
Nec erubescit pejerare de turdo;
Et ostreorum rapere lividos cirros.
Buccis placentae sordidam linit mappam.
Illic et uvae collocantur ollares,
Et Punicorum pauca grana malorum,
Et excavatae pellis indecens vulvae,
Et lippa ficus, debilisque boletus.
Sed mappa cum jam mille rumpitur furtis,
Rosos tepenti spondylos in sinu condit,
Et devorato capite turturem truncum.
Colligere longa turpe nec putat dextra
Analecta, quicquid et canes reliquerunt.
Nec esculenta sufficit gulae praeda,
Misto lagenam replet ad pedes vino.
Haec per ducentas cum domum tulit scalas,
Seque obserata clusit anxius cella,
Gulosus ille postero die — vendit.

*) Lib. VII. ep. 19.

Bis auf das allerletzte Wort erwarten wir noch immer ganz etwas anderes, als wir finden. Noch immer denken wir uns den Sanktra als einen leckern Freſſer, der nie genug hat: auf einmal wendet ſich die Medaille, und wir finden, daß der leckere Freſſer ein armer Teufel iſt, der nicht darum die ſchmutzigſten Brocken ſo gierig zuſammenraffte, um noch eine Mahlzeit davon zu halten, ſondern um ſie zu verkaufen, und ſich andere Bedürfniſſe des Lebens dafür anzuſchaffen. Denn daß dieſes ſchon gewiſſermaßen in dem Worte miserius des erſten Verſes ſtecke, das hatten wir längſt wieder vergeſſen, wenn wir es auch ja hätten merken können. — Wie häufig die Epigrammatiſten, aller Zeiten und Völker, aus dieſer Quelle geſchöpft haben, darf ich nicht erſt ſagen. Ich will ſie aber darum doch nicht mit meinen, ſondern lieber mit den Worten des Cicero empfehlen: *) Scitis esse notissimum ridiculi genus, quum aliud exspectamus, aliud dicitur. Hic nobismetipsis noster error risum movet.

2. Cicero ſetzt hinzu: Quod si admixtum est etiam ambiguum, fit salsius. Und das wäre die zweite Gattung. Denn es iſt allerdings eine wichtige Erforderniß des Zweideutigen, daß es ſo wenig als möglich vorhergeſehen werde. Was aber die Zweideutigkeit überhaupt ſey, brauche ich nicht zu erklären; eben ſo wenig, als ich nöthig habe,

*) de Oratore lib. II. c. 63.

Beiſpiele davon anzuführen. Aber gut iſt es, gewiſſe allzu ekle Richter von Zeit zu Zeit zu erinnern, daß ſie uns doch lieber das Lachen nicht ſo ſchwer und ſelten machen wollen. Zwar auch das heißt ihnen ſchon zu viel zugegeben; die Zweideutigkeit iſt nicht bloß gut zum Lachen, zum bloßen risu diducere rictum: ſie kann ſehr oft die Seele des feinſten Scherzes ſeyn, und dem Ernſte ſelbſt Anmuth ertheilen. Ex ambiguo dicta, ſagt ebenfalls Cicero, vel argutissima putantur, sed non semper in joco, saepe etiam in gravitate versantur. Denn wenn die Zweideutigkeit etwas mehr, als ein kahles Wortſpiel iſt, ſo iſt von dem doppelten Sinne, den ſie hat, der eine wenigſtens wahr, und der andere, wenn er falſch iſt, diente bloß zum Übergange auf jenen. Und was dient uns in der Folge unſerer Ideen nicht alles, um von einer auf die andere überzugehen! Wir laſſen uns von der Ähnlichkeit der Worte wohl in wichtigen Dingen leiten, und wollten bei einem Scherze nicht damit vorlieb nehmen? — Doch was läßt ſich hiervon ſagen, was nicht ſchon hundertmal geſagt wäre? —

Ich ſchließe alſo dieſe allgemeinen Anmerkungen über das Epigramm; und da ich einmal in Anführung des Cicero bin, ſo ſchließe ich ſie mit einer Stelle aus ihm, die ihnen ſtatt eines Paſſes bei denjenigen Leſern dienen kann, welche dergleichen Unterſuchungen über Werke des Witzes insgeſammt nicht lieben, und ihnen kühnlich allen Nutzen ab-

ſprechen, weil ſie einen insbeſondere nicht haben können.*) Ego in his praeceptis hanc vim et hanc utilitatem esse arbitror, non ut ad reperiendum, quid dicamus, arte ducamur, sed ut ea, quae natura, quae studio, quae exercitatione consequimur, aut recta esse confidamus, aut prava intelligamus, quum, quo referenda sint, didicerimus.

---

*) L. c. cap. 57.

Beiſpiele davon anzuführen. Aber gut iſt es, gewiſſe allzu ekle Richter von Zeit zu Zeit zu erinnern, daß ſie uns doch lieber das Lachen nicht ſo ſchwer und ſelten machen wollen. Zwar auch das heißt ihnen ſchon zu viel zugegeben; die Zweideutigkeit iſt nicht bloß gut zum Lachen, zum bloßen risu diducere rictum: ſie kann ſehr oft die Seele des feinſten Scherzes ſeyn, und dem Ernſte ſelbſt Anmuth ertheilen. Ex ambiguo dicta, ſagt ebenfalls Cicero, vel argutissima putantur, sed non semper in joco, saepe etiam in gravitate versantur. Denn wenn die Zweideutigkeit etwas mehr, als ein kahles Wortſpiel iſt, ſo iſt von dem doppelten Sinne, den ſie hat, der eine wenigſtens wahr, und der andere, wenn er falſch iſt, diente bloß zum Übergange auf jenen. Und was dient uns in der Folge unserer Ideen nicht alles, um von einer auf die ander überzugehen! Wir laſſen uns von der Ähnlichkei der Worte wohl in wichtigen Dingen leiten, un wollten bei einem Scherze nicht damit vorlieb neh men? — Doch was läßt ſich hiervon ſagen, wa nicht ſchon hundertmal geſagt wäre? —

Ich ſchließe alſo dieſe allgemeinen Anmerkun gen über das Epigramm; und da ich einmal in An führung des Cicero bin, ſo ſchließe ich ſie m einer Stelle aus ihm, die ihnen ſtatt eines Paſſ bei denjenigen Leſern dienen kann, welche dergleich Unterſuchungen über Werke des Witzes insgeſam nicht lieben, und ihnen kühnlich allen Nutzen

## II.

# C a t u l l.

### 1.

Es kommen unter den kleineren Gedichten des Catull allerdings verſchiedene vor, welche den völligen Gang des Sinngedichts haben.

Allein darum alle ſeine kleineren Gedichte zu Epigrammen zu machen, da er ſelbſt dieſen Namen ihnen nicht gegeben; von ihnen, ohne Unterſchied, eine beſondere Gattung des Epigramms zu abſtrahiren, und es als ein Problem aufzuwerfen, ob dieſe Catulliſche, wie man ſie nennt, feinere Gattung, der Martialiſchen ſpitzfindigen Gattung nicht weit vorzuziehen ſey: das iſt mir immer ſehr ſonderbar vorgekommen.

Die allermeiſten von den kürzeren Gedichten des Catull haben ſchlechterdings mit dem Sinngedichte nichts gemein, als die Kürze. Es ſind kleine giftige oder obſcöne Tiraden, die weder Erwartung erwecken, noch Erwartung befriedigen; die mehr, um gegenwärtige dringende Empfindungen zu äußern, hingeworfen, als mit Abſicht auf eine beſondere

Dichtungsart ausgearbeitet ſind. Wer z. B. ein Salve, nec minimo puella naso,*) ein Diſertiſſime Romuli nepotum,**) ein Caeli, Lesbia noſtra, Lesbia illa,†) für Sinngedichte halten kann: der muß Luſt haben, ſelbſt auf die wohlfeilſte Art ein epigrammatiſcher Dichter werden zu wollen. Sogar ſind die nie genug geprieſenen kleinen Stücke, dergleichen ad Phaſellum, de paſſere mortuo Lesbiae, und andere, die ſo unzähligemal nachgeahmt und überſetzt worden, dennoch nichts weniger als Sinngedichte. Aber ich gebe es zu, daß ſie etwas Beſſeres ſind: und ich wüßte gar nicht, warum z. B. letzteres, auf den todten Sperling ſeiner Lesbia, welches jetzt unter uns durch eine vortreffliche Überſetzung und durch eine eben ſo glückliche Nachahmung, in aller Munde iſt, ein Epigramm heißen müßte, da es die ſchönſte Naenia ihrer Art iſt, die uns aus dem Alterthume übrig geblieben.

Wenn aber deſſenungeachtet ſich Martial nach dem Catull ſoll gebildet haben; wenn er ſelbſt ihn für ſeinen einzigen Meiſter erkennt: ††) ſo iſt

---

*) Carmen 44.

**) Carmen 50.

†) Carmen 59.

††) Lib. X. ep. 78.

Sic inter veteres legar Poëtas,
Nec multos mihi praeferas priores,
Uno sed tibi sim minor Catullo.

[illegible] entweder nur von dem naiven Ausdrucke, und anderen allgemeinen Eigenſchaften des Dichters, oder doch nur von der geringſten Anzahl der kleineren Sa[illegible] Gedichte zu verſtehen, von welchen es allein möglich war, daß Martial ſein Ideal des Sinngedichts abſtrahirt haben konnte. Von ſolchen, z. E.*)

## De Lesbia.

Lesbia mi dicit semper male, nec tacet unquam
De me: Lesbia me, dispeream nisi amat.
Quo signo? quasi non totidem mox deprecor illi
Assidue: verum dispeream, nisi amo.

## Ad Calvum de Quintilia.

Si quicquam mutis gratum acceptumve sepulchris
Accidere nostro, Calve, dolore potest,
Quo desiderio veteres renovamus amores,
Atque olim missas flemus amicitias:
Certe non tanto mors immatura dolori est
Quintiliae, quantum gaudet amore tuo.

## De puero et praecone.

Cum puero bello praeconem qui videt esse,
Quid credat, nisi se vendere discupere?

---

*) Carmen 92. 95 et 105.

Denn wer erkennt in dieſen nicht die völlige Einrichtung des Martial? Und nur auf dieſe, wie es der Rhetor nennen würde, enthymematiſche Einrichtung kommt es an, ob etwas ein Sinngedicht heiſſen kann; nicht aber auf die bloße Spitze des Schluſſes, die bald mehr, bald weniger zugeſchliffen ſeyn kann, ſo wie ſie es auch wirklich bei dem Martial ſelbſt iſt.

2.

Ich getraute mir, wegen dieſes Urtheils über die kleineren Gedichte des Catull, mit einem Naugerius ſelbſt fertig zu werden.

Denn ſo ein großer Verehrer des Catull Naugerius auch immer mag geweſen ſeyn, ſo iſt doch gewiß, daß er den Martial eben ſo wenig wegen der Unzüchtigkeit, als wegen der ihm eigenthümlichen Einrichtung des Sinngedichts, jährlich verbrannt hat. Jenes möchte uns Toskanus lieber bereden; aber wen hätte Naugerius ſodann dem unzüchtigen Martial vorgezogen? Einen noch unzüchtigern Catull. Dieſes hingegen kann darum nicht ſeyn, weil wirklich die eigenen Epigramme des Naugerius in ihrer Einrichtung den Epigrammen des Martial weit näher kommen, als den kleinen Gedichten des Catull; welches bereits Vavaſſor, und noch ein Gelehrter,*) obſchon nur an

*) Remarques sur les Reflexions du P. Rapin, p. 699. Op. Vavassoris. — Observationes miscellaneae in Auctores v. et n. Vol. II. T. II. p. 208.

dem einzigen auf die Bildſäule des Pythagoras, das ich oben angeführt habe, nicht ohne Verwunderung bemerkten. Aber warum dieſe Verwunderung? Es war dem Naugerius, wie geſagt, weder um die Sittlichkeit, noch um eine gewiſſe Einfalt, die ſich mit dem zugeſpitzten Witze nicht wohl verträgt, zu thun; welches auch daher ſchon erhellt, weil er, nach dem Riccius,*) die Priapeia allen anderen Epigrammen dieſer Art weit vorgezogen. Sondern er ſahe lediglich auf die Sprache, die ſich in dem Martial viel zu weit von der Reinigkeit und dem vollen männlichen Gange des Ciceroniſchen Zeitalters entferne. Wir wiſſen, was für ein Eiferer für die Sprache dieſes Zeitalters er war; er, dem Politian und Erasmus viel zu barbariſch ſchrieben. Wenn er alſo ja die zugeſpitzten Schlußfälle des Martial zugleich mit verwarf, ſo geſchah es doch gewiß nur in ſo weit, als eben ſie es ſind, die von jener Lauterkeit ſich zu entfernen, und jenem reichen Fluſſe von Worten zu entſagen, am erſten verleiten. Denn die nämlichen Schlußfälle, ſobald ſie nur einer altrömiſchern Diktion fähig waren, mißfielen ihm gar nicht. Man ſehe das zwölfte, das ſiebzehnte, das zweiundvierzigſte ſeiner Gedichte, in der Ausgabe der Vulpii. Das letztere iſt auf ſein eigenes Bildniß, in welchem ihm der Maler einen Harniſch angelegt hatte, und ſchließt:

*) *Barthol. Riccius* de Imitatione lib. I.

— Non quod sim pugna versatus in ulla,
Haec humeris pictor induit arma meis.
Verum, hoc quod bello, hoc Patriae quod tempore iniquo,
Ferre vel imbellem quemlibet arma decet.

Was kann mehr in dem Geſchmacke des Martial ſeyn, als dieſer Schluß? Nur freilich, daß ihn Martial vielleicht mehr zuſammengepreßt, und anſtatt in vier Zeilen, nur in zweien würde geſagt haben. Denn die letzte ohne eine Zeile, das Latein mag ſo gut ſeyn, als es will, iſt doch wahrlich ſehr proſaiſch.

Vielleicht dürfte es auch überhaupt nicht wahr ſeyn, daß Naugerius ein ſo beſonderer Verehrer des Catull geweſen. Denn Paul Jovius erzählt zwar, daß er alle Jahre, an einem gewiſſen den Muſen geheiligten Tage, eine Anzahl Exemplare vom Martial dem Vulkan geopfert, das iſt, verbrannt habe. Aber es iſt, wie bekannt, ein eigenmächtiger Zuſatz des Famianus Strada, daß dieſe Verbrennung dem Catull zu Ehren geſchehen ſey. Naugerius zeigt ſich in ſeinen Gedichten ſelbſt auch nur als einen ſehr entfernten Nachahmer des Catull: er iſt bei weitem kein Cotta, der, um eben dieſe Zeit, ſeinen Landsmann mit allen den offenbarſten Fehlern nachahmte, und beſonders in der Rauhigkeit des Catulliſchen Pentameters eine Schönheit ſuchte, die nur für ganz

dem einzigen auf die Bildſäule des Pythagoras, das ich oben angeführt habe, nicht ohne Verwunderung bemerkten. Aber warum dieſe Verwunderung? Es war dem Naugerius, wie geſagt, weder um die Sittlichkeit, noch um eine gewiſſe Einfalt, die ſich mit dem zugeſpitzten Witze nicht wohl verträgt, zu thun; welches auch daher ſchon erhellt, weil er, nach dem Riccius,*) die Priapeia allen anderen Epigrammen dieſer Art weit vorgezogen. Sondern er ſahe lediglich auf die Sprache, die ſich in dem Martial viel zu weit von der Reinigkeit und dem vollen männlichen Gange des Ciceroniſchen Zeitalters entferne. Wir wiſſen, was für ein Eiferer für die Sprache dieſes Zeitalters er war; er, dem Politian und Erasmus viel zu barbariſch ſchrieben. Wenn er alſo ja die zugeſpitzten Schlußfälle des Martial zugleich mit verwarf, ſo geſchah es doch gewiß nur in ſo weit, als eben ſie es ſind, die von jener Lauterkeit ſich zu entfernen, und jenem reichen Fluſſe von Worten zu entſagen, am erſten verleiten. Denn die nämlichen Schlußfälle, ſobald ſie nur einer altrömiſchern Diktion fähig waren, mißfielen ihm gar nicht. Man ſehe das zwölfte, das ſiebzehnte, das zweiundvierzigſte ſeiner Gedichte, in der Ausgabe der Vulpii. Das letztere iſt auf ſein eigenes Bildniß, in welchem ihm der Maler einen Harniſch angelegt hatte, und ſchließt:

---

*) *Barthol. Riccius* de Imitatione lib. I.

— Non quod sim pugna versatus in ulla,
Haec humeris pictor induit arma meis.
Verum, hoc quod bello, hoc Patriae quod tempore iniquo,
Ferre vel imbellem quemlibet arma decet.

Was kann mehr in dem Geſchmacke des Martial ſeyn, als dieſer Schluß? Nur freilich, daß ihn Martial vielleicht mehr zuſammengepreßt, und anſtatt in vier Zeilen, nur in zweien würde geſagt haben. Denn die letzte ohne eine Zeile, das Latein mag ſo gut ſeyn, als es will, iſt doch wahrlich ſehr proſaiſch.

Vielleicht dürfte es auch überhaupt nicht wahr ſeyn, daß Naugerius ein ſo beſonderer Verehrer des Catull geweſen. Denn Paul Jovius erzählt zwar, daß er alle Jahre, an einem gewiſſen den Muſen geheiligten Tage, eine Anzahl Exemplare vom Martial dem Vulkan geopfert, das iſt, verbrannt habe. Aber es iſt, wie bekannt, ein eigenmächtiger Zuſatz des Famianus Strada, daß dieſe Verbrennung dem Catull zu Ehren geſchehen ſey. Naugerius zeigt ſich in ſeinen Gedichten ſelbſt auch nur als einen ſehr entfernten Nachahmer des Catull: er iſt bei weitem kein Cotta, der, um eben dieſe Zeit, ſeinen Landsmann mit allen den offenbarſten Fehlern nachahmte, und beſonders in der Rauhigkeit des Catulliſchen Pentameters eine Schönheit ſuchte, die nur für ganz

dem einzigen auf die Bildſäule des Pythagoras, das ich oben angeführt habe, nicht ohne Verwunderung bemerkten. Aber warum dieſe Verwunderung? Es war dem Naugerius, wie geſagt, weder um die Sittlichkeit, noch um eine gewiſſe Einfalt, die ſich mit dem zugeſpitzten Witze nicht wohl verträgt, zu thun; welches auch daher ſchon erhellt, weil er, nach dem Riccius,*) die Priapeia allen anderen Epigrammen dieſer Art weit vorgezogen. Sondern er ſahe lediglich auf die Sprache, die ſich in dem Martial viel zu weit von der Reinigkeit und dem vollen männlichen Gange des Ciceroniſchen Zeitalters entferne. Wir wiſſen, was für ein Eiferer für die Sprache dieſes Zeitalters er war; er, dem Politian und Erasmus viel zu barbariſch ſchrieben. Wenn er alſo ja die zugeſpitzten Schlußfälle des Martial zugleich mit verwarf, ſo geſchah es doch gewiß nur in ſo weit, als eben ſie es ſind, die von jener Lauterkeit ſich zu entfernen, und jenem reichen Fluſſe von Worten zu entſagen, am erſten verleiten. Denn die nämlichen Schlußfälle, ſobald ſie nur einer altrömiſchern Diktion fähig waren, mißfielen ihm gar nicht. Man ſehe das zwölfte, das ſiebzehnte, das zweiundvierzigſte ſeiner Gedichte, in der Ausgabe der Vulpii. Das letztere iſt auf ſein eigenes Bildniß, in welchem ihm der Maler einen Harniſch angelegt hatte, und ſchließt:

---

*) *Barthol. Riccius* de Imitatione lib. I.

— Non quod sim pugna versatus in ulla,
Haec humeris pictor induit arma meis.
Verum, hoc quod bello, hoc Patriae quod tempore iniquo,
Ferre vel imbellem quemlibet arma decet.

Was kann mehr in dem Geſchmacke des Martial ſeyn, als dieſer Schluß? Nur freilich, daß ihn Martial vielleicht mehr zuſammengepreßt, und anſtatt in vier Zeilen, nur in zweien würde geſagt haben. Denn die letzte ohne eine Zeile, das Latein mag ſo gut ſeyn, als es will, iſt doch wahrlich ſehr proſaiſch.

Vielleicht dürfte es auch überhaupt nicht wahr ſeyn, daß Naugerius ein ſo beſonderer Verehrer des Catull geweſen. Denn Paul Jovius erzählt zwar, daß er alle Jahre, an einem gewiſſen den Muſen geheiligten Tage, eine Anzahl Exemplare vom Martial dem Vulkan geopfert, das iſt, verbrannt habe. Aber es iſt, wie bekannt, ein eigenmächtiger Zuſatz des Famianus Strada, daß dieſe Verbrennung dem Catull zu Ehren geſchehen ſey. Naugerius zeigt ſich in ſeinen Gedichten ſelbſt auch nur als einen ſehr entfernten Nachahmer des Catull: er iſt bei weitem kein Cotta, der, um eben dieſe Zeit, ſeinen Landsmann mit allen den offenbarſten Fehlern nachahmte, und beſonders in der Rauhigkeit des Catulliſchen Pentameters eine Schönheit ſuchte, die nur für ganz

eigene Ohren ſeyn kann. Zwar wenn Cotta dieſes in dem Geiſte that, in welchem es ſchon zu der Zeit des jüngern Plinius geſchah, ſo habe ich nichts dagegen. Denn ſchon damals bediente man ſich zu Rom der Schreibart des Catull, ſo wie jetzt franzöſiſche Dichter ſich der Schreibart ihres Marot dann und wann bedienen. Nicht als ob dieſe Schreibart noch jetzt die reinſte, und richtigſte, und beſte wäre: ſondern bloß, weil ihre veralteten Ausdrücke und Wendungen zum Theil kürzer und kräftiger ſind, überhaupt aber Nachläſſigkeiten erlauben, die der Dichter in der jetzt üblichen Sprache auf keine Weiſe wagen dürfte. Facit versus, ſchreibt Plinius von dem Pompejus Saturninus,*) quales Catullus aut Calvus. Quantum illis leporis, dulcedinis, amaritudinis, amoris inserit! sane, sed data opera molliusculos, leviusculosque, duriusculos quosdam: et hoc, quási Catullus aut Calvus. Mich dünkt, es iſt kein Wunder, daß uns von dieſen Verſen des Saturninus nichts übrig geblieben: wer ſich nicht in der Sprache ſeines eigenen Zeitalters auf die Nachwelt zu kommen getraut, nimmt vergebens zu einer ältern ſeine Zuflucht. Die Nachwelt hat genug zu thun, wenn ſie auch nur die Muſter in jeder Gattung aufheben ſoll; und es iſt nichts mehr als Verdienſt, daß der originale Martial, vor

---

*) Ep. 16. Lib. 1.

dem vollkommenſten Nachahmer des Catull, auf uns gekommen iſt; wenn es auch ſchon wahr wäre, daß Catull ſelbſt dem Martial unendlich vorzuziehen ſey.

3.

Ich ergreife dieſe Gelegenheit, eine keine Entdeckung an den Mann zu bringen, die ich einſt über den erſten Wiederauffinder des Catull gemacht zu haben glaubte, und von deren Ungrunde ich auch jetzt nicht ſo völlig überzeugt bin, daß ich ſie nicht wenigſtens für geſchickt hielte, eine glücklichere einleiten zu können.

Es iſt nicht eigentlich bekannt, wer es geweſen, der, bei allmäliger Herſtellung der ſchönen Wiſſenſchaften in dem funfzehnten Jahrhunderte, unſern Dichter wieder zuerſt an das Licht gebracht hat. Aber es giebt ein Epigramm in ziemlich barbariſchem Lateine, und eben ſo räthſelhaften Ausdrücken, das beſtimmt geweſen, uns das Andenken dieſes Mannes, und die näheren Umſtände ſeines glücklichen Fundes, aufzubehalten. Daſſelbe ſteht vor mehr als einer der neueren Handſchriften des Catull, die von dem erſten wieder aufgefundenen Manuſcripte genommen zu ſeyn ſcheinen. Der jüngere Skaliger machte es, zu Anfange ſeines Kommentars über den Dichter, bekannt, wo es ſo lautet:

Ad patriam redeo longis a finibus exul.
Cauſa mei reditus compatriota fuit.

Scilicet a Calamis tribuit cui Francia nomen:
Quique notat cursum praetereuntis iter.
Quo licet ingenio vestrum revocate Catullum,
Quovis sub modio clausa papyrus erat.

So viel verſteht man gleich, daß das Buch ſelbſt, oder vielmehr der Dichter ſelbſt, redend eingeführt wird, um uns zu ſagen, durch wen, und von wannen, er aus dem Elende wieder in ſein Vaterland zurückgekommen ſey. Auch dieſes ergiebt ſich ſogleich, daß ſolches durch einen Landsmann von ihm, durch einen Veroneſer alſo, und aus einer ſehr entfernten Gegend geſchehen ſey. Wenn nun Skaliger bloß hätte vermuthen wollen, daß dieſe entfernte Gegend vielleicht Frankreich geweſen ſey, ſo möchte es hingehen. Allein er behauptet geradezu, daß ſie es wirklich geweſen, und will damit nichts mehr behaupten, als ausdrücklich in dem Epigramme ſelbſt ſtehe. In Galliis se eum reperiisse ille ipse, qui publicavit, epigrammate testatus est. Gleichwohl iſt es offenbar, daß die erſten zwei Zeilen dieſes nicht beſagen, und daß unter dem longis a finibus eben ſowohl Deutſchland, und jedes andere Land, verſtanden werden kann, als Frankreich. Zwar wird Frankreichs in der dritten Zeile gedacht, aber im geringſten nicht, um damit das Land anzugeben, wo zeither Catull im Staube und in der Dunkelheit gelegen; ſondern bloß, um aus der Sprache dieſes Landes ein Merkmal anzugeben, aus welchem wir den Namen des Finders

errathen ſollen. Denn die Worte, Scilicet a Calamis tribuit cui Francia nomen, können unmöglich etwas anderes heißen, als daß der Name dieſes Finders, dieſes Kompatrioten des Catull, dieſes Veroneſers alſo, auf welchen nur allein das cui ſich beziehen kann, in der franzöſiſchen Sprache a calamis hergenommen ſey. Folgt aber hieraus, daß er ſich darum nothwendig auch auf franzöſiſchem Grund und Boden müſſe befunden haben, als er ſeinen Fund that? Möglich kann es ſeyn: nur aus dieſen Worten fließt es nicht ſchlechterdings.

Es war ſonach dem Laurentius Pignorius, als er einmal ſeine Empfindlichkeit darüber äußern wollte, daß man in Frankreich behaupte, Italien ſey dieſem Lande bei Wiederherſtellung der ſchönen Litteratur ſehr vieles ſchuldig, nicht zu verdenken, daß er, unter anderen, auch dem Skaliger die in Frankreich geſchehene Wiederentdeckung des Catull durchaus nicht einräumen wollte.*) Er merkte an, daß das nämliche Epigramm ſich bereits auf einer alten gedruckten Ausgabe des Catull befinde, wo es dem Guarinus zugeeignet werde. Aber er ſagt nicht, welchem Guarinus, und giebt auch dieſe alte Ausgabe ſelbſt nicht näher an. Woher es alſo Herr Hamberger hat, daß Baptiſta Guarinus zu verſtehen ſey, kann ich nicht wiſſen. Nur ſo

*) Symbolarum epistolicarum XVI. p. 54. Patavii 1628. 8vo.

viel weiß ich, daß ſich Herr Hamberger irrt, wenn er dieſen Baptiſta Guarinus ſelbſt zu dem Wiederauffinder des Catull macht. *) Dieſes hat Pignorius auch gar nicht ſagen wollen, der bloß meldet, daß das Epigramm vom Guarinus ſey, nicht aber, daß es auch zugleich von ihm handle. Vielmehr unterſcheidet er den Verfaſſer des Epigramms, den Guarinus, ausdrücklich von dem Kompatrioten und Erretter des Catull; und der Fehler, den er dabei begeht, iſt nur dieſer, daß in eben der dritten Zeile, in welcher Skaliger zu viel ſahe, er ſeines Theils zu wenig erkannte. Er behauptet nämlich, daß die Worte, a Calamis tribuit cui Francia nomen, weiter nichts ſagen ſollten, als daß der Wiederauffinder Franciskus geheißen habe. Und das iſt augenſcheinlich falſch; denn er ſoll ja nicht ſeinen Namen von Francia haben, ſondern Francia ſoll ihm ſeinen Namen a Calamis beigelegt haben. Indeß muß ich auch nicht unterlaſſen, zur Entſchuldigung des Pignorius anzuführen, daß er die ganze dritte Zeile anders interpunktirt geleſen, als Skaliger. Nämlich ſo:

Scilicet a Calamis; tribuit cui Francia nomen.**)

---

*) Zuverläſſige Nachr. Th. I. S. 470. „Was noch vorhanden iſt (vom Catull nämlich) hat Baptiſta Guarinus, aus Verona, in Frankreich zuerſt gefunden."

**) Zwar ſteht bei ihm ſelbſt das Semikolon nach tribuit; aber wohl nur durch einen Druckfehler.

Und ſo hat er ohne Zweifel das a Calamis für die nähere namentliche Beſtimmung des longis a finibus in der erſten Zeile gehalten; wonach die Worte, tribuit cui Francia nomen, für ſich allein genommen, freilich nichts mehr ſagen können, als er ſie ſagen läßt. Allein was wäre denn unter dieſem a Calamis für ein Land, oder für ein Ort, oder für ein Volk zu verſtehen? Ich wüßte nicht; und ſicherlich muß es Pignorius auch nicht gewußt haben, weil ja ſonſt der ganze Streit zwiſchen ihm und dem Skaliger auf einmal entſchieden wäre.

Überhaupt ſieht man wohl, daß weder Skaliger, noch Pignorius, es der Mühe werth gehalten, einer ſolchen Kleinigkeit auf den Grund zu gehen; denn ſonſt hätte es ihnen ja wohl nicht ſchwer ſeyn können, die wahre Meinung zu erkennen, und einen Geſchlechtsnamen ausfindig zu machen, der im Franzöſiſchen ſich wirklich a calamis ableiten laſſe. Angenommen nämlich, daß a calamis ſo viel heißen ſoll, als von Schreibfedern, welches es unſtreitig heißen kann; und nun ſich erinnert, daß Schreibfedern auf franzöſiſch Plumes heißen: was iſt leichter und natürlicher, als auf den Namen Plumatius zu verfallen? Aber, wird man fragen, giebt es denn einen ſolchen Geſchlechts-

---

Neque vero ille versus,

*Scilicet a Calamis tribuit; cui Francia nomen*,

aliam interpretationem recipit, quam a Francisco quodam repertum (et forte in horreo) Codicem Catulli.

namen? Haben wirklich Männer ihn geführt, denen man es zutrauen könnte, daß ſie die Entdecker des Catull geweſen wären? Allerdings; und wenigſtens lebte um eben dieſe Zeit, d. i. in der letzten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts, ein berühmter Medikus, Namens Bernardinus Plumatius; und was das Sonderbarſte iſt, dieſer Bernardinus Plumatius war auch wirklich ein geborener Veroneſer.

Noch kenne ich ihn zwar nur aus dem Freyer und Popadopoli,*) und habe nie Gelegenheit gehabt, die Quelle, aus welcher dieſe ihre Nachricht von ihm geſchöpft, ſelbſt nachzuſehen: eben ſo wenig, als es mir gelingen wollen, eins von ſeinen Büchern, deren er verſchiedene geſchrieben und bekannt gemacht, habhaft zu werden. Ich kann alſo auch nicht ſagen, ob in dieſen oder in jener etwas vorkommt, welches die Vermuthung, daß er es wohl ſelbſt ſeyn könne, der den Catull wieder an den Tag gebracht, entweder beſtärke oder vernichte. So viel ich aber doch von ihm weiß, war er kein bloßer ſchlechter Medikus; ſondern er galt zugleich für einen ſcharfſinnigen Philoſophen, und damals hatten die Philoſophen in Italien ſchon ziemlich angefangen, ſich mit den ſchönen Wiſſenſchaften wieder auszuſöhnen. Wenn er es aber auch nicht ſelbſt war, der ſich um den erſten Dichter ſeiner Vaterſtadt ſo verdient zu machen Gelegenheit hatte, ſo

*) Historia Gymnasii Patavini, T. II. p. 184.

könnte es doch wenigſtens einer von ſeinen Vorfahren oder Anverwandten geweſen ſeyn. Denn das, muß man geſtehen, iſt doch immer ſehr merkwürdig, daß an einem von dieſem Geſchlechte beide Merkmale zugleich eintreffen, welche das Epigramm angiebt: ein Plumatius war des Catull Compatriota; von einem Plumatius kann man ſagen, daß ihm Francia a calamis den Namen beigelegt habe.

Kaum wird man nun aber auch begreifen, warum ich deſſenungeachtet eine ſo wahrſcheinliche Vermuthung, gleich Eingangs, vor dem völligen Beifall verwahrt habe. Ich will es kurz machen. Die Urſache iſt die: weil ich ſeit einiger Zeit ungewiß geworden, ob das a calamis auch für die wahre und rechte Lesart zu halten. Denn in einem Manuſkripte des Catull, in der Fürſtlichen Bibliothek zu Wolfenbüttel, welchem das Epigramm gleichfalls vorgeſetzt worden, leſe ich, anſtatt a calamis, deutlich und ungezweifelt a talamis, d. i. thalamis. Und da läge ſie nun auf einmal, meine einzige Stütze, wenn dieſe Lesart ihre Richtigkeit hätte; und ich könnte mein Rathen nur wieder von vorn anfangen! Doch lieber will ich einen Andern ſein Glück verſuchen laſſen; und nur noch anmerken, daß beſagtes Manuſkript auch ſonſt Einiges nicht völlig ſo leſen läßt, als Skaliger geleſen hatte. In der vierten Zeile,

Quique notat cursum praetereuntis iter,

welche beim Skaliger keinen Verſtand hat, ſteht

anſtatt cursum, *turbae:* und ſo ſcheint doch einigermaßen ein Verſtand von weitem herleuchten zu wollen. Doch dieſe beſſere Lesart giebt auch ſchon Fabricius,*) ohne zu ſagen, woher. Denn aus dem Pignorius, den er zwar anführt, hat er ſie nicht; als welcher überhaupt nur die Anfangsworte und die dritte Zeile von dem ganzen Epigramme hinzuſetzen, für nöthig erachtete. Vielleicht alſo, daß Fabricius die alte Ausgabe ſelbſt vor ſich gehabt, auf die ſich Pignorius bezieht; wonach aber die Interpunktation der dritten Zeile, welche dieſer doch auch daher genommen zu haben ſcheinen will, ihm nur allein zugehören würde. Denn Fabricius lieſt die dritte Zeile vollkommen wie Skaliger, und wie ich ſie auch in dem Wolfenbüttelſchen Manuſkripte finde. — Endlich hat dieſes auch noch in der fünften Zeile, anſtatt revocate, *celebrate;* und in der ſechſten, anſtatt clausa, *causa.* Wenn denn nur aber in den Zeilen ſelbſt das Geringſte dadurch mehr aufgeklärt würde! Denn ich bekenne, daß das letzte Diſtichon mir völlig unverſtändlich iſt. Pignorius glaubte daraus errathen zu können, daß Catull vielleicht in einer Scheuer wiedergefunden worden; denn er ward einen Scheffel (sub modio) gewahr, und wo ſind die Scheffel anders, als in den Scheuern? Wem das begnügt, dem begnüge es: ich habe nichts Beſſeres zu ſagen.

---

*) Biblioth. lat. T. I. p. 53.

## III.

# Martial.

### 1.

Es hat unzählige Dichter vor dem Martial, bei den Griechen ſowohl, als bei den Römern, gegeben, welche Epigramme gemacht; aber einen Epigrammatiſten hat es vor ihm nicht gegeben. Ich will ſagen: daß er der erſte iſt, welcher das Epigramm als eine eigene Gattung bearbeitet, und dieſer eigenen Gattung ſich ganz gewidmet hat.

Vor ihm lag das Epigramm unabgeſondert unter dem Schwalle aller kleinen Gedichte, die von zu unendlicher Verſchiedenheit ſind, als daß man ſie noch alle hätte klaſſificiren können, oder wollen. Der Name ſelbſt ward auch allen kleinen Gedichten ohne Unterſchied beigelegt; Epigrammata, Idyllia, Eclogae, waren völlig gleichgültige Benennungen, und noch der jüngere Plinius ſtellte es frei, welche von dieſen Benennungen man ſeinen poetiſchen Kleinigkeiten beilegen wolle, die er bloß nach dem

des Dichters beizutragen, will ich hierüber ein Paar Anmerkungen niederſchreiben.

1. Wenn man von jeher, ſo wie denen, welche mit leiblichen Schäden umgehen, alſo auch denen, welche ſich der Beſſerung des ſittlichen Verderbens unterziehen, erlaubt hat, eine freie Sprache zu führen, und ſich mit den eigentlichen Worten über alles auszudrücken, was der Wohlſtand, außer dieſer Abſicht, entweder gar nicht zu berühren, oder doch zu bemänteln gebieten würde: was hindert, den Martial in dem Geſichtspunkte Eines der letzteren zu betrachten? Augenſcheinlich wenigſtens iſt es, daß er die Abſicht nicht hat, auch nur eine von den groben unnatürlichen Wollüſten anzupreiſen, deren bloße Benennungen bei ihm uns ſchon ſo viel Abſcheu erregen: vielmehr, wo er ihrer erwähnt, geſchieht es nie anders, als mit Spott und Verachtung. Hieran muß aber Vavaſſor im geringſten nicht gedacht haben, der ein gewiſſes Epigramm, worin ich zur Rechtfertigung des Martial gerade am meiſten zu finden glaube, ſo anſieht, als ob ſich der Dichter ſelbſt dadurch das Urtheil geſprochen. Es iſt das dreiundvierzigſte des zwölften Buchs, an einen nicht ganz ſchlechten Poeten, deſſen er unter dem Namen Sabellus mehrmalen gedenkt.

Facundos mihi de libidinoſis
Legiſti nimium, Sabelle, verſus:
Quales nec Didymi ſciunt puellae,
Nec molles El[illegible]idos libelli:

Sunt illic Veneris novae figurae;
Quales perditus audeat fututor;
Praestent et taceant quid exoleti;
Quo symplegmate quinque copulentur;
Qua plures teneantur a catena;
Extinctam liceat quid ad lucernam.
Tanti non erat esse te disertum!

Vavaſſor erkennt in dieſen Verſen, ich weiß nicht welchen Triumph, den die Ehrbarkeit auch oft über die erhalte, von denen ſie am muthwilligſten unter die Füße getreten werde. Wenn ſich unter dem Sabellus, ſagt er, Martial nicht ſelbſt meint, ſo prallt doch der Pfeil, den er gegen dieſes ſein Ebenbild abdrückt, unmittelbar auf ihn zurück.*) — Ich kann mich deſſen ſchwerlich bereden. Denn auch der unbeſonnenſte Schriftſteller nimmt ſich vor dergleichen Selbſtverdammungen wohl in Acht. Vielmehr muß Martial von ſeinem freieſten Epigramme bis zu dem Gedichte des Sabellus noch weit hin

*) Cap. XI. — Numquam mihi magis placuit Martialis, quam cum suam verborum intemperantiam ultus est ipse per se, et Musis, quas conspurcavit, de corio suo, ita si loqui licet, satisfecit. Mirum illud, sed tamen verum. Scripsit contra se Martialis, et factum damnavit suum, non modo, ut antea posui, excusavit. Lege ac judica. *Facundos mihi de libidinosis* etc. Est hoc Epigramma Martialis scriptum in Sabellum nescio quem simulatum, an in Martialem verum? En quomodo tela adversus alios intenta resiliant, atque in caput jacientis recidant.

des Dichters beizutragen, will ich hierüber ein Paar Anmerkungen niederſchreiben.

1. Wenn man von jeher, ſo wie denen, welche mit leiblichen Schäden umgehen, alſo auch denen, welche ſich der Beſſerung des ſittlichen Verderbens unterziehen, erlaubt hat, eine freie Sprache zu führen, und ſich mit den eigentlichen Worten über alles auszudrücken, was der Wohlſtand, außer dieſer Abſicht, entweder gar nicht zu berühren, oder doch zu bemänteln gebieten würde: was hindert, den Martial in dem Geſichtspunkte Eines der letzteren zu betrachten? Augenſcheinlich wenigſtens iſt es, daß er die Abſicht nicht hat, auch nur eine von den groben unnatürlichen Wollüſten anzupreiſen, deren bloße Benennungen bei ihm uns ſchon ſo viel Abſcheu erregen: vielmehr, wo er ihrer erwähnt, geſchieht es nie anders, als mit Spott und Verachtung. Hieran muß aber Vavaſſor im geringſten nicht gedacht haben, der ein gewiſſes Epigramm, worin ich zur Rechtfertigung des Martial gerade am meiſten zu finden glaube, ſo anſieht, als ob ſich der Dichter ſelbſt dadurch das Urtheil geſprochen. Es iſt das dreiundvierzigſte des zwölften Buchs, an einen nicht ganz ſchlechten Poeten, deſſen er unter dem Namen Sabellus mehrmalen gedenkt.

Facundos mihi de libidinosis
Legisti nimium, Sabelle, versus:
Quales nec Didymi sciunt puellae,
Nec molles Elephantidos libelli:

Sunt illic Veneris novae figurae;
Quales perditus audeat fututor;
Praestent et taceant quid exoleti;
Quo symplegmate quinque copulentur;
Qua plures teneantur a catena;
Extinctam liceat quid ad lucernam.
Tanti non erat esse te disertum!

Vavaſſor erkennt in dieſen Verſen, ich weiß nicht welchen Triumph, den die Ehrbarkeit auch oft über die erhalte, von denen ſie am muthwilligſten unter die Füße getreten werde. Wenn ſich unter dem Sabellus, ſagt er, Martial nicht ſelbſt meint, ſo prallt doch der Pfeil, d:n er gegen dieſes ſein Ebenbild abdrückt, unmittelbar auf ihn zurück.*) — Ich kann mich deſſen ſchwerlich bereden. Denn auch der unbeſonnenſte Schriftſteller nimmt ſich vor dergleichen Selbſtverdammungen wohl in Acht. Vielmehr muß Martial von ſeinem freieſten Epigramme bis zu dem Gedichte des Sabellus noch weit hin

---

*) Cap. XI. — Numquam mihi magis placuit Martialis, quam cum suam verborum intemperantiam ultus est ipse per se, et Musis, quas conspurcavit, de corio suo, ita si loqui licet, satisfecit. Mirum illud, sed tamen verum. Scripsit contra se Martialis, et factum damnavit suum, non modo, ut antea posui, excusavit. Lege ac judica. *Facundos mihi de libidinosis* etc. Est hoc Epigramma Martialis scriptum in Sabellum nescio quem simulatum, an in Martialem verum? En quomodo tela adversus alios intenta resiliant, atque in caput jacientis recidant.

zu ſeyn geglaubt haben; und ich meine, er hätte dieſen abführen können, wenn er ſich der Retorſion gegen ihn bedienen wollen. „Wie?“ hätte Martial ſagen können, „ich mit dir, Sabellus, in gleicher Schuld? Ich, der ich nichts ſage, als was täglich um und neben mir geſchieht; der ich es höchſtens nur eben ſo ohne Scham ſage, als es geſchieht; der ich es aber auch ſo ohne Scham ſagen muß, wenn es ein Brandmal für den werden ſoll, von dem ich es ſage: was habe ich mit dir gemein, der du zu den Lüſten, die ich durch das Lächerliche ſo gut zu beſtreiten ſuche, als ſich etwas Strafbares durch das Lächerliche beſtreiten läßt, der du zu dieſen Lüſten mit aller möglichen verführeriſchen Beredſamkeit anreizeſt? Dieſes Anreizen, dieſe Erweckung der Begierden iſt es, was ich eigentlich an dir verdamme, und mich auf keine Weiſe trifft: nicht die nackten, ſchamloſen Worte, die ich freilich eben ſo gut brauche, als du; aber zu einer andern Abſicht, als du. Sogar räume ich es ein, daß du im Gebrauche dieſer Worte weit mäßiger, weit beſcheidener biſt, als ich. Aber, guter Freund, im Grunde iſt das deſto ſchlimmer. Es zeigt, daß du dein Handwerk recht wohl verſtehſt, welches eins von denen iſt, die einen Menſchen um ſo viel ſchlechter machen, je vollkommener er darin wird. Du magſt es bald weggehabt haben, daß ſich die Begierden bei dem Verfeinten, Verſteckten, welches mehr errathen läßt, als ausdrückt, weit beſſer

befinden, als bei dem plumpen Geradezu. Darum allein vermeideſt du dieſes, und verſchwendeſt an jenes ſo viel Witz und Blumen. Bei Leibe nicht, daß du jemanden Röthe in das Geſicht jagen ſollteſt! Röthe iſt Schamhaftigkeit, und Schamhaftigkeit iſt nie ohne Unwillen oder Furchtſamkeit. Wie taugten dieſe in deinen Kram? Lieber umgeheſt du dieſe Vorpoſten der Zucht ſo weit, ſo leiſe, als nur möglich. Du ſchonſt der Schamhaftigkeit deiner Leſer, um ſie unmerklich gänzlich darum zu bringen. Ich beleidige ſie dann und wann; aber es geſchieht, um ſie thätig und aufmerkſam zu erhalten. Immer nenne mich einen ungeſchliffenen, groben Spötter, einen ekeln Poſſenreißer, wenn du willſt. Wer wird nicht lieber ein Spötter ſeyn wollen, als ein Verführer? Nicht lieber ein Poſſenreißer, als eine liſtige, gleißende, maulſpitzende Hure? Frage bei dem Didymus nach, weſſen Gedichte ſeine Mädchen am liebſten leſen? ob meine, oder deine? Welche von beiden ſie ihren zaudernden oder entkräfteten Buhlern vorſingen? Mit welchen von beiden er ſie ſelbſt in dem Geſchmacke ihres Berufs erhält? Dich allein kennen ſie; du allein liegſt auf ihren ſchmutzigen Nachttiſchen. Ganz natürlich. Denn ich ſchlage, und du kitzelſt. Zwar, höre ich, ſoll es auch eine menſchliche Gattung von Waldeſeln geben, deren dicke Haut meine Schläge ſelbſt zu Kitzel macht. Aber wer fragt nach der? An der iſt nichts zu

beſſern, und nichts zu verderben: und wenn es meine Schläge nicht ſind, welche ihr juckendes Fell krauen, ſo iſt es der erſte der beſte Eckſtein u. ſ. w."

Man wird leicht ſehen, warum ich in dieſer Rede, welche ich dem Martial in den Mund lege, den Sabellus weit weniger ſtrafbar annehme, als er in dem angeführten Sinngedichte erſcheint. Denn es verſteht ſich von ſelbſt, wenn Martial gegen den allerfeinſten Sabellus, gegen jeden Sänger der unſchuldigern Wolluſt, ſich auf dieſe Weiſe vertheidigen kann: ſo wird er ſeine Sache, aus eben den Gründen, um ſo viel mehr gegen den wahren, eigentlichen, mehr als viehiſchen Sabellus gewinnen müſſen. Es kommt unter beiden Theilen, wie geſagt, nicht auf die bloße ſchamloſe Erwähnung unzähliger Gegenſtände an, durch welche meiſtens nur eine Anſtändigkeit beleidigt wird, die ſich mehr von geſellſchaftlichen Verabredungen, als unmittelbar aus der Natur des Menſchen herſchreibt, ſondern es kommt auf die anlockenden Sophiſtereien an, mit welchen man ſolche Gegenſtände ausrüſtet; auf die Anreizung zu Lüſten, zu welchen ohnedies ſchon ſo vieles in der Welt anreizt; auf die Erweckung ſolcher Begierden, die überhaupt in keinen Büchern erweckt werden müßten. Wenigſtens iſt der einzige zufällige Nutzen, den dahin abzielende Schriften noch haben können, der Beeiferung eines ehrlichen Mannes nicht ſehr würdig.

2. Aber nun wollte ich auch, daß es zur Rechtfertigung des Martial keiner weitern Ausflucht bedürfe. Und doch bedarf es einer noch ſehr großen, damit ihm auch nicht diejenigen Epigramme zur Laſt fallen, in welchen er offenbar nicht tadelt und ſpottet, ſondern vor ſich ſelbſt redet, für ſich ſelbſt wünſcht und fordert. Was ſich für dieſe ſagen ließe, wenn es darauf abgeſehen wäre, den Martial von dem Verderbniſſe ſeiner Zeit ſo wenig als möglich angeſteckt zu zeigen, wäre indeß vielleicht Folgendes.

Es iſt falſch, daß der epigrammatiſche Dichter alles, was er in der erſten Perſon ſagt, von ſeiner eigenen Perſon verſtanden wiſſen will. Kürze und Rundung, welches ſo nothwendige Eigenſchaften ſeiner Dichtungsart ſind, nöthigen ihn öfters, in der erſten Perſon etwas vorzutragen, woran weder ſein Herz, noch ſein Verſtand Theil nehmen. Daß dieſes auch dem Martial begegnet ſey, daß auch Martial hieraus ſich kein Bedenken gemacht habe, iſt ſehr glaublich; und ein unwiderſprechliches Beiſpiel haben wir an dem ſechſten Epigramme des erſten Buchs.

Do tibi naumachium, tu das Epigrammata nobis:
Vis, puto, cum libro, Marce, natare tuo.

Wer iſt hier die erſte Perſon? der Dichter? Nichts weniger: Der Dichter iſt vielmehr gerade der, mit welchem jene erſte Perſon ſpricht. Der Kaiſer Domitianus ſelbſt iſt es, welchen Martial ſo redend

einführt, ohne uns weder in dem Gedichte, noch in der Aufſchrift den geringſten Wink davon zu geben. Was er alſo hier *unterließ*, *warum* könnte er es auch nicht öfter *unterlaſſen* haben? Warum könnte nicht in *mehreren* Epigrammen, nicht Martial ſelbſt, *ſondern ein* Freund und Bekannter desſelben *ſprechen*?

Martial bekennt ohnedies, daß er nicht immer aus eigener Willkühr gedichtet. Er ließ ſich auch wohl den Gegenſtand zu einem Epigramme aufgeben; denn er beklagt ſich gegen einen gewiſſen Cäcilian, daß er ihm ſo ungeſchickte Gegenſtände vorlege, über die es ihm nicht möglich ſey, einen geſcheiten Einfall zu haben. *)

Vivida cum poscas epigrammata, mortua ponis
Lemmata: qui ſieri, Caeciliane, potest?
Mella jubes Hyblaea tibi, vel Hymettia nasci,
Et thyma Cecropiae Corsica ponis api.

Nun frage ich, wenn ſo ein Cäcilian über den und jenen, über dies und das, ein Epigramm verlangte, wird es der Dichter nicht ganz in dem Geiſte desſelben gemacht haben? Wird er es ihm alſo auch nicht ſelbſt in den Mund gelegt haben?

Allerdings iſt durch dieſe Wendung gewiſſermaßen von dem moraliſchen Charakter des Martial nun alles abzulehnen, was ihm nachtheilig ſeyn könnte. Aber wenn der Dichter ſo ſchlimm nicht

*) Lib. XI. ep. 43.

war, als ſein Buch: wird denn darum auch das Buch im geringſten beſſer? Gewiß nicht: — doch dieſes, gegen Tugend und Wohlſtand in einen unbedingten Schutz zu nehmen, darauf war es von mir auch gar nicht angefangen.

3.

Einen Augenblick will ich mich noch bei der letztern Anmerkung verweilen. Sie dürfte leicht aus der Luft gegriffen zu ſeyn ſcheinen, bloß um den ehrbaren Wandel des Dichters, den er von ſich ſelbſt verſichert, deſto wahrſcheinlicher zu machen. Es verlohnt ſich alſo der Mühe, ſie, ohne Rückſicht auf dieſen Punkt, durch einige Beiſpiele mehr zu erhärten, und wo möglich durch einige einleuchtendere, als das einzige angeführte, in welchem zwar freilich nicht der Dichter, ſondern Domitianus ſpricht, aber doch mit dem Dichter ſpricht. Aus dieſem Umſtande, dürfte man meinen, verſtünde es ſich von ſelbſt, daß die erſte Perſon darin nicht der Dichter ſeyn könne; aber eben dieſer Umſtand müſſe ſich dann auch bei den anderen Beiſpielen zeigen, von welchen ſich das nämliche verſtehen ſolle. Das iſt: man dürfte die Anmerkung, nach Maaßgebung dieſes Muſters, nur von ſolchen Epigrammen wollen gelten laſſen, die der Dichter an ſich ſelbſt überſchrieben.

Was ich nun hierüber zu ſagen habe, wird zuſammen auf nichts ſchlechteres hinauslaufen, als

auf eine Unterſuchung über — die Frau des Martial. Hat Martial, während ſeines vier- unddreißigjährigen Aufenthalts zu Rom, eine Frau gehabt? oder hat er keine gehabt? Von welcher Sorte war ſie? und wie lebte er mit ihr? — Wollen wir hören, was er alles in der erſten Perſon hiervon meldet?

Allerdings hat er zu Rom eine Frau gehabt, ſagen die Ausleger. Denn als er von dem Kaiſer das Jus trium liberorum erhielt, welches in gewiſſen bürgerlichen Vorzügen beſtand, deren ſich eigentlich nur diejenigen Römer zu erfreuen hatten, welche Väter von drei Kindern waren, ſo machte er an ſeine Frau folgendes Epigramm:*)

Natorum mihi jus trium roganti
Musarum pretium dedit mearum,
Solus qui poterat. Valebis uxor!
Non debet Domino perire munus.

Ein ſehr verbindliches Kompliment! Doch eine gute Frau verſteht Spaß, und weiß wohl, daß man ſo was derjenigen gerade am erſten ſagt, die man am ungernſten verlieren würde. Gleichwohl hat es Gelehrte gegeben, die dieſen Spaß für vollen Ernſt aufgenommen. Oder vielmehr, ich finde, daß es auch nicht einen einzigen gegeben, der ihn nicht für Ernſt aufgenommen. Sie ſind nur unter ſich ungewiß, wie der Dichter das valebis uxor eigentlich

*) Lib. II. ep. 92.

verſtanden habe. Ob er bloß damit ſagen wollen: „was bekümmere ich mich nun viel um dich?“ oder ob er ihr die völlige Eheſcheidung damit angekündigt? oder ob er ihr gar damit den Tod gewünſcht,*) wenn ſie nicht ſelbſt ſchon ſo klug geweſen, ſich dazu zu entſchließen?

So wäre denn kein Viertes möglich? Wie gleichwohl, wenn Valebis uxor! überhaupt nur heißen ſollte: „Was bedarf ich nun einer Frau? wozu ſoll mir nun eine Frau?“ Mich dünkt, die Worte leiden dieſen Sinn, und beweiſen zu können glaube ich, daß das Jus trium liberorum auch wirklich Unverehelichten ertheilt worden.

Aber freilich, Martial gedenkt ſeiner Frau noch weiter. Er ſagt von ihr, was man nun freilich von ſeiner Frau eben nicht einem jeden auf die Naſe bindet:**)

Ut patiar moechum, rogat uxor, Galle, sed unum.
Huic ego non oculos eruo, Galle, duos?

Die gute Frau, und der häßliche Mann! Was konnte ſie nach den damaligen Sitten weniger verlangen? Muß er ihr gleich die Augen ausreißen wollen? Es war doch ſonſt eine ſo geſetzte, ſo ehr-

*) *Funcius* de imminenti latinae linguae senectute, p. 212. Ad Uxorem epigramma, sive neglectam, sive repudiatam, sive mortuam.

**) Lib. III. ep. 92.

auf eine Unterſuchung über — die Frau des Martial. Hat Martial, während ſeines vierunddreißigjährigen Aufenthalts zu Rom, eine Frau gehabt? oder hat er keine gehabt? Von welcher Sorte war ſie? und wie lebte er mit ihr? — Wollen wir hören, was er alles in der erſten Perſon hiervon meldet?

Allerdings hat er zu Rom eine Frau gehabt, ſagen die Ausleger. Denn als er von dem Kaiſer das Jus trium liberorum erhielt, welches in gewiſſen bürgerlichen Vorzügen beſtand, deren ſich eigentlich nur diejenigen Römer zu erfreuen hatten, welche Väter von drei Kindern waren, ſo machte er an ſeine Frau folgendes Epigramm:*)

Natorum mihi jus trium roganti
Musarum pretium dedit mearum,
Solus qui poterat. Valebis uxor!
Non debet Domino perire munus.

Ein ſehr verbindliches Kompliment! Doch eine gute Frau verſteht Spaß, und weiß wohl, daß man ſo was derjenigen gerade am erſten ſagt, die man am ungernſten verlieren würde. Gleichwohl hat es Gelehrte gegeben, die dieſen Spaß für vollen Ernſt aufgenommen. Oder vielmehr, ich finde, daß es auch nicht einen einzigen gegeben, der ihn nicht für Ernſt aufgenommen. Sie ſind nur unter ſich ungewiß, wie der Dichter das valebis uxor eigentlich

*) Lib. II. ep. 92.

verſtanden habe. Ob er bloß damit ſagen wollen: „was bekümmere ich mich nun viel um dich?" oder ob er ihr die völlige Eheſcheidung damit angekündigt? oder ob er ihr gar damit den Tod gewünſcht,*) wenn ſie nicht ſelbſt ſchon ſo klug geweſen, ſich dazu zu entſchließen?

So wäre denn kein Viertes möglich? Wie gleichwohl, wenn Valebis uxor! überhaupt nur heißen ſollte: „Was bedarf ich nun einer Frau? wozu ſoll mir nun eine Frau?" Mich dünkt, die Worte leiden dieſen Sinn, und beweiſen zu können glaube ich, daß das Jus trium liberorum auch wirklich Unverehelichten ertheilt worden.

Aber freilich, Martial gedenkt ſeiner Frau noch weiter. Er ſagt von ihr, was man nun freilich von ſeiner Frau eben nicht einem jeden auf die Naſe bindet:**)

Ut patiar moechum, rogat uxor, Galle, sed unum.
Huic ego non oculos eruo, Galle, duos?

Die gute Frau, und der häßliche Mann! Was konnte ſie nach den damaligen Sitten weniger verlangen? Muß er ihr gleich die Augen ausreißen wollen? Es war doch ſonſt eine ſo geſetzte, ſo ehr-

*) *Funcius* de imminenti latinae linguae senectute, p. 212. Ad Uxorem epigramma, sive neglectam, sive repudiatam, sive mortuam.

**) Lib. III. ep. 92.

auf eine Unterſuchung über — die Frau des Martial. Hat Martial, während ſeines vierunddreißigjährigen Aufenthalts zu Rom, eine Frau gehabt? oder hat er keine gehabt? Von welcher Sorte war ſie? und wie lebte er mit ihr? — Wollen wir hören, was er alles in der erſten Perſon hiervon meldet?

Allerdings hat er zu Rom eine Frau gehabt, ſagen die Ausleger. Denn als er von dem Kaiſer das Jus trium liberorum erhielt, welches in gewiſſen bürgerlichen Vorzügen beſtand, deren ſich eigentlich nur diejenigen Römer zu erfreuen hatten, welche Väter von drei Kindern waren, ſo machte er an ſeine Frau folgendes Epigramm:*)

Natorum mihi jus trium roganti
Musarum pretium dedit mearum,
Solus qui poterat. Valebis uxor!
Non debet Domino perire munus.

Ein ſehr verbindliches Kompliment! Doch eine gute Frau verſteht Spaß, und weiß wohl, daß man ſo was derjenigen gerade am erſten ſagt, die man am ungernſten verlieren würde. Gleichwohl hat es Gelehrte gegeben, die dieſen Spaß für vollen Ernſt aufgenommen. Oder vielmehr, ich finde, daß es auch nicht einen einzigen gegeben, der ihn nicht für Ernſt aufgenommen. Sie ſind nur unter ſich ungewiß, wie der Dichter das valebis uxor eigentlich

*) Lib. II. ep. 92.

verſtanden habe. Ob er bloß damit ſagen wollen: „was bekümmere ich mich nun viel um dich?“ oder ob er ihr die völlige Eheſcheidung damit angekündigt? oder ob er ihr gar damit den Tod gewünſcht,*) wenn ſie nicht ſelbſt ſchon ſo klug geweſen, ſich dazu zu entſchließen?

So wäre denn kein Viertes möglich? Wie gleichwohl, wenn Valebis uxor! überhaupt nur heißen ſollte: „Was bedarf ich nun einer Frau? wozu ſoll mir nun eine Frau?“ Mich dünkt, die Worte leiden dieſen Sinn, und beweiſen zu können glaube ich, daß das Jus trium liberorum auch wirklich Unverehelichten ertheilt worden.

Aber freilich, Martial gedenkt ſeiner Frau noch weiter. Er ſagt von ihr, was man nun freilich von ſeiner Frau eben nicht einem jeden auf die Naſe bindet:**)

Ut patiar moechum, rogat uxor, Galle, sed unum.
Huic ego non oculos eruo, Galle, duos?

Die gute Frau, und der häßliche Mann! Was konnte ſie nach den damaligen Sitten weniger verlangen? Muß er ihr gleich die Augen ausreißen wollen? Es war doch ſonſt eine ſo geſetzte, ſo ehr-

---

*) *Funcius* de imminenti latinae linguae senectute, p. 212. Ad Uxorem epigramma, sive neglectam, sive repudiatam, sive mortuam.

**) Lib. III. ep. 92.

auf eine Unterſuchung über — die Frau des Martial. Hat Martial, während ſeines vierunddreißigjährigen Aufenthalts zu Rom, eine Frau gehabt? oder hat er keine gehabt? Von welcher Sorte war ſie? und wie lebte er mit ihr? — Wollen wir hören, was er alles in der erſten Perſon hiervon meldet?

Allerdings hat er zu Rom eine Frau gehabt, ſagen die Ausleger. Denn als er von dem Kaiſer das Jus trium liberorum erhielt, welches in gewiſſen bürgerlichen Vorzügen beſtand, deren ſich eigentlich nur diejenigen Römer zu erfreuen hatten, welche Väter von drei Kindern waren, ſo machte er an ſeine Frau folgendes Epigramm: *)

Natorum mihi jus trium roganti
Musarum pretium dedit mearum,
Solus qui poterat. Valebis uxor!
Non debet Domino perire munus.

Ein ſehr verbindliches Kompliment! Doch eine gute Frau verſteht Spaß, und weiß wohl, daß man ſo was derjenigen gerade am erſten ſagt, die man am ungernſten verlieren würde. Gleichwohl hat es Gelehrte gegeben, die dieſen Spaß für vollen Ernſt aufgenommen. Oder vielmehr, ich finde, daß es auch nicht einen einzigen gegeben, der ihn nicht für Ernſt aufgenommen. Sie ſind nur unter ſich ungewiß, wie der Dichter das valebis uxor eigentlich

*) Lib. II. ep. 92.

verſtanden habe. Ob er bloß damit ſagen wollen: „was bekümmere ich mich nun viel um dich?“ oder ob er ihr die völlige Eheſcheidung damit angekündigt? oder ob er ihr gar damit den Tod gewünſcht, *) wenn ſie nicht ſelbſt ſchon ſo klug geweſen, ſich dazu zu entſchließen?

So wäre denn kein Viertes möglich? Wie gleichwohl, wenn Valebis uxor! überhaupt nur heißen ſollte: „Was bedarf ich nun einer Frau? wozu ſoll mir nun eine Frau?“ Mich dünkt, die Worte leiden dieſen Sinn, und beweiſen zu können glaube ich, daß das Jus trium liberorum auch wirklich Unverehelichten ertheilt worden.

Aber freilich, Martial gedenkt ſeiner Frau noch weiter. Er ſagt von ihr, was man nun freilich von ſeiner Frau eben nicht einem jeden auf die Naſe bindet: **)

Ut patiar moechum, rogat uxor, Galle, sed unum.
Huic ego non oculos eruo, Galle, duos?

Die gute Frau, und der häßliche Mann! Was konnte ſie nach den damaligen Sitten weniger verlangen? Muß er ihr gleich die Augen ausreißen wollen? Es war doch ſonſt eine ſo geſetzte, ſo ehr-

---

*) *Funcius* de imminenti latinae linguae senectute, p. 212. Ad Uxorem epigramma, sive neglectam, sive repudiatam, sive mortuam.

**) Lib. III. ep. 92.

bare, und in dem Ehebette ſelbſt ſo keuſche Matrone! Sie war ihm nur zu keuſch: worüber er in einem langen Epigramme mit ihr zankt.*)

Uxor, vade foras, aut moribus utere nostris!
Non ego sum Curius, non Numa, non Tatius. — —
Si te delectat gravitas, Lucretia tota
Sis licet usque die: Laida nocte volo.

Anderswo ſcheint ſie es zwar näher gegeben zu haben; ja näher, als es Martial ſelbſt von ihr verlangte.**) Aber doch nur alles aus aufrichtiger, inbrünſtiger Liebe gegen ihren Mann: ne vagus a thalamis conjugis erret amor, ſo daß es kaum zuſammen zu reimen ſteht, wie eine, ihrer Gemüthsart nach ſo ſittſame, und aus Gefälligkeit gegen ihren Mann ſo nachgebende Frau, gleichwohl noch einen Gehülfen hat verlangen können, und von ihrem Manne ſelbſt hat verlangen können?

Ich bin unbeſorgt, daß die, welchen Martial ſchlechterdings zu Rom ſoll verheirathet geweſen ſeyn, und welche daher überall, wo von einer Ehefrau in der erſten Perſon bei ihm die Rede iſt, ſeine eigene darunter verſtehen, nicht auch noch weit widerſprechendere Nachrichten von ihr ſollten zu vergleichen wiſſen. Aber begierig wäre ich, zu hören, was ſie zu denjenigen Epigrammen ſagen, in wel=

*) Lib. XI. ep. 105.
**) Lib. XI. ep. 44.

chen ſich Martial mit eben ſo klaren Worten für unverheirathet ausgiebt? Denn dieſes thut er doch wohl, wenn er z. E. jene güldene Heirathsregel ertheilt?*)

Uxorem quare locupletem ducere nolim
Quaeritis? Uxori nubere nolo meae.
Inferior matrona suo sit, Prisce, marito:
Non aliter fuerint foemina virque pares.

Oder wenn er die Urſache angiebt, warum er die Theleſina nicht heirathe, und warum er ſie dennoch wohl heirathen möchte?**)

Uxorem nolo Thelesinam ducere: quare?
Moecha est — — — — — —

Wollen ſie wohl ſagen, daß man die Zeiten unterſcheiden müſſe, und daß Martial damals wohl könne Wittwer geweſen ſeyn? Oder wollen ſie lieber ſagen, daß hier Martial in eines Andern Namen ſpreche? — Wenn aber hier, warum nicht auch dort? Und wenn wenigſtens eines von beiden, hier oder dort: warum nicht überhaupt an mehreren Orten? — Und das war es nur, worauf ich ſie bringen wollte.

Ob nun aber auch gleich ſonach weder für, noch wider die Frau des Martial aus den angeführten Epigrammen etwas zu ſchließen, ſo iſt es doch wahrſcheinlicher, daß er zu Rom keine gehabt, ſondern

*) Lib. VIII. ep. 12.

**) Lib. II. ep. 49.

klären, womit wir ihn in älteren Jahren ſo ernſtlich beſchäftigt finden.

Der Quinktus Pollius Valerianus, von dem Martial ſagt, daß er den gänzlichen Untergang dieſer verworfenen Kleinigkeiten noch verhindere, war alſo derjenige, welcher ſie zum Verkauf abſchrieb, oder für ſeine Rechnung abſchreiben ließ: ihr Verleger, mit einem Worte. Und auch hieraus iſt es ſchon klar, daß von den Epigrammen nicht die Rede ſeyn kann; denn der Buchhändler, welcher dieſe verkaufte, hieß Atrektus.

Warum ich aber der verlorenen Jugendgedichte unſers Martial ſo gefliſſentlich hier gedenke, iſt eigentlich dieſes die Urſache, weil ich einen Einfall über ſie habe, von dem mich wundert, daß ihn nicht ſchon mehrere gehabt haben. Ich glaube nämlich, daß ſie nicht ſo ganz untergegangen, ſondern verſchiedene derſelben noch übrig ſind, und nur verkannt werden.

Der alte Scholiaſt des Juvenal führt eine Stelle aus dem Martial an, die ſich jetzt bei ihm nirgends findet. Allerdings haben wir ſonach den Martial nicht ganz; aber darum auch ſeine Epigramme nicht ganz, wie Skriver argwohnt?*) Warum könnte dieſe Stelle nicht eben in den Jugendgedichten geſtanden haben, von denen wir gar nichts übrig zu ſeyn glauben? Doch wenn gerade

*) Animadv. in Spectac. p. 28.

nur dieſe davon übrig wäre, ſo wäre es freilich ſo viel als gar nichts.

Das Mehrere, worauf ich ziele, ſind diejenigen acht Epigramme, mit welchen Junius ſeine Ausgabe des Martial vermehrte. Er fand ſie in einer Handſchrift der Bodlejaniſchen Bibliothek; und ohne Zweifel, daß ſie in dieſer Handſchrift an eben den Orten eingeſchaltet waren, an welchen ſie in ſeiner Ausgabe vorkommen.*) Es giebt nur wenig ſpätere Herausgeber des Martial, die ſich dieſe Einſchiebſel ſo völlig gefallen laſſen. Am ungeſtümſten aber ſtieß ſie Skriver wieder aus; und kaum, daß er ihnen noch ganz am Schluſſe ſeiner Ausgabe den Platz vergönnte, ne aliquis ex fungino genere ea desideret. Es iſt eine Luſt, ihn ſchimpfen zu hören: Tam fatua, tam stulta in elegantissimo opere, ceu pannum in purpura, quis ferat? Irato prorsus Deo Musisque aversis nata. Procul dubio ab insulsis monachis et scribis deliramenta haec profecta sunt. Nunquam medius fidius nasum habeat oportet, qui ista talia non primo statim odore deprehendat. Aliter catuli olent, aliter sues.

Wer giebt auf ſolche kritiſche Trümpfe nicht gern zu? Wer läßt nicht lieber ein wenig Unrecht über Dinge, die kein Gefühl haben, ergehen, als

*) Nämlich IV. 78. VII. 99. 100. 101. XII. 79. 701. 102. 103.

daß er ſich durch die Vertheidigung den Vorwurf eines ſchlechten Geſchmacks zuziehen wollte! Der mag ihn nun geſcholten, wer da will: ich kann mich unmöglich enthalten, über die feine Naſe des Scriverius eine Anmerkung zu machen. Ich glaube es, daß ſie Schmeichler und Hunde nicht gut zu unterſcheiden wußte; ich gebe es ihr zu, daß alle die Fehler, von welchen ſie in den ſinnlichen Epigrammen Witterung hatte, wirklich darin liegen; kurz, ich habe für die Naſe, als Naſe, alle Hochachtung. Aber wer heißt denn ihrem Eigenthümer, mit einer Naſe mehr empfinden zu wollen, als man mit einer Naſe empfinden kann? Wer heißt Scriverern, mit der ſinnlichen Empfindung ſogleich ein Urtheil verbinden, und beide hernach mit einander vermengen? Er hat Recht, daß die armen Dinger, denen er den Namen des Martial durchaus nicht laſſen will, gar nicht ſehr witzig ſind, daß ſie auch nicht immer in einer ſo guten Sprache geſchrieben ſind, als man von Schriftſtellern der damaligen Zeit noch wohl erwarten konnte, und bei dem Martial wirklich findet; aber folgt daraus, daß ſie darum Martial auch nicht gemacht hat? Kann ein Verfaſſer in ſeiner Jugend, in ſeiner Kindheit, nichts gemacht haben, was den Werken ſeines reifen Alters, weder an Gedanken noch Ausdruck, durchaus nicht ähnlich ſieht? So lange man noch unter ſich ſelbſt iſt, iſt man um ſo viel mehr auch unter ſeiner Zeit. Sie mußten ja wohl, die Jugendpoſſen des Martiàl,

weder viel gute Sprache, noch viel guten Witz haben: ſonſt wüßte ich gar nicht, warum er ſich ihrer ſollte geſchämt haben? Verhält ſich dieſes aber ſo: warum ſollte es nicht möglich ſeyn, daß ein Liebhaber einige derſelben, die ihm noch am beſten gefallen, in ſein Exemplar der Epigramme eingetragen hätte? Warum ſollte es nicht glaublich ſeyn, daß eben daher Ein Manuſkript Zuſätze haben könnte, die man in allen übrigen vermißt? Gewiß iſt es doch wohl, daß das ausdrückliche Zeugniß eines Manuſkripts immer glaubwürdiger in ſolchen Dingen iſt, als der kahle Machtſpruch eines Kritikus, der ſich auf nichts, als auf ſeine Naſe beruft.

Damit ich jedoch nicht ſcheinen möge, alles auf meine eigenen Hörner zu nehmen, ſo will ich anführen, daß es vor und nach Skrivern, auch gar nicht an Gelehrten gefehlt hat, welche weit glimpflicher von den Vermehrungen des Junius geurtheilt haben. So nennt Ramires de Prado das eine Epigramm:

In Varum.

Ad coenam nuper Varus cum forte vocavit,
Ornatus dives, parvula coena fuit.
Auro, non dapibus oneratur mensa, ministri
Apponunt oculis plurima, pauca gulae.
Tunc ego, non oculos, sed ventrem pascere veni:
Aut appone dapes, Vare, vel aufer opes.

daß er ſich durch ihre Vertheidigung den Vorwurf eines elenden Geſchmacks zuziehen wollte? Aber mag doch mir geſchehen, was da will: ich kann mich unmöglich enthalten, über die feine Naſe des Skriver eine Anmerkung zu machen. Ich glaube es, daß ſie Schweine und Hunde recht gut zu unterſcheiden wußte; ich gebe es ihr zu, daß alle die Fehler, von welchen ſie in den ſtreitigen Epigrammen Wind hatte, wirklich darin liegen; kurz, ich habe für die Naſe, als Naſe, alle Hochachtung. Aber wer hieß denn ihrem Eigenthümer, mit einer Naſe mehr empfinden zu wollen, als man mit einer Naſe empfinden kann? Wer hieß Skrivern, mit der ſinnlichen Empfindung ſogleich ein Urtheil verbinden, und beide hernach mit einander vermengen? Er hat Recht, daß die armen Dinger, denen er den Namen des Martial durchaus nicht laſſen will, gar nicht ſehr witzig ſind, daß ſie auch nicht immer in einer ſo guten Sprache geſchrieben ſind, als man von Schriftſtellern der damaligen Zeit noch wohl erwarten konnte, und bei dem Martial wirklich findet; aber folgt daraus, daß ſie darum Martial auch nicht gemacht hat? Kann ein Verfaſſer in ſeiner Jugend, in ſeiner Kindheit, nichts gemacht haben, was den Werken ſeines reifen Alters, weder an Gedanken noch Ausdruck, durchaus nicht ähnlich ſieht? So lange man noch unter ſich ſelbſt iſt, iſt man um ſo viel mehr auch unter ſeiner Zeit. Sie mußten ja wohl, die Jugendpoſſen des Martial,

weder viel gute Sprache, noch viel guten Witz haben: ſonſt wüßte ich gar nicht, warum er ſich ihrer ſollte geſchämt haben? Verhält ſich dieſes aber ſo: warum ſollte es nicht möglich ſeyn, daß ein Liebhaber einige derſelben, die ihm noch am beſten gefallen, in ſein Exemplar der Epigramme eingetragen hätte? Warum ſollte es nicht glaublich ſeyn, daß eben daher Ein Manuſkript Zuſätze haben könnte, die man in allen übrigen vermißt? Gewiß iſt es doch wohl, daß das ausdrückliche Zeugniß eines Manuſkripts immer glaubwürdiger in ſolchen Dingen iſt, als der kahle Machtſpruch eines Kritikus, der ſich auf nichts, als auf ſeine Naſe beruft.

Damit ich jedoch nicht ſcheinen möge, alles auf meine eigenen Hörner zu nehmen, ſo will ich anführen, daß es vor und nach Skrivern, auch gar nicht an Gelehrten gefehlt hat, welche weit glimpflicher von den Vermehrungen des Junius geurtheilt haben. So nennt Ramires de Prado das eine Epigramm:

In Varum.

Ad coenam nuper Varus cum forte vocavit,
Ornatus dives, parvula coena fuit.
Auro, non dapibus oneratur mensa, ministri
Apponunt oculis plurima, pauca gulae.
Tunc ego, non oculos, sed ventrem pascere veni:
Aut appone dapes, Vare, vel aufer opes.

daß er ſich durch ihre Vertheidigung den Vorwurf eines elenden Geſchmacks zuziehen wollte? Aber mag doch mir geſchehen, was da will: ich kann mich unmöglich enthalten, über die feine Naſe des Skriver eine Anmerkung zu machen. Ich glaube es, daß ſie Schweine und Hunde recht gut zu unterſcheiden wußte; ich gebe es ihr zu, daß alle die Fehler, von welchen ſie in den ſtreitigen Epigrammen Wind hatte, wirklich darin liegen; kurz, ich habe für die Naſe, als Naſe, alle Hochachtung. Aber wer hieß denn ihrem Eigenthümer, mit einer Naſe mehr empfinden zu wollen, als man mit einer Naſe empfinden kann? Wer hieß Skrivern, mit der ſinnlichen Empfindung ſogleich ein Urtheil verbinden, und beide hernach mit einander vermengen? Er hat Recht, daß die armen Dinger, denen er den Namen des Martial durchaus nicht laſſen will, gar nicht ſehr witzig ſind, daß ſie auch nicht immer in einer ſo guten Sprache geſchrieben ſind, als man von Schriftſtellern der damaligen Zeit noch wohl erwarten konnte, und bei dem Martial wirklich findet; aber folgt daraus, daß ſie darum Martial auch nicht gemacht hat? Kann ein Verfaſſer in ſeiner Jugend, in ſeiner Kindheit, nichts gemacht haben, was den Werken ſeines reifen Alters, weder an Gedanken noch Ausdruck, durchaus nicht ähnlich ſieht? So lange man noch unter ſich ſelbſt iſt, iſt man um ſo viel mehr auch unter ſeiner Zeit. Sie mußten ja wohl, die Jugendpoſſen des Martial,

weder viel gute Sprache, noch viel guten Witz haben: ſonſt wüßte ich gar nicht, warum er ſich ihrer ſollte geſchämt haben? Verhält ſich dieſes aber ſo: warum ſollte es nicht möglich ſeyn, daß ein Liebhaber einige derſelben, die ihm noch am beſten gefallen, in ſein Exemplar der Epigramme eingetragen hätte? Warum ſollte es nicht glaublich ſeyn, daß eben daher Ein Manuſkript Zuſätze haben könnte, die man in allen übrigen vermißt? Gewiß iſt es doch wohl, daß das ausdrückliche Zeugniß eines Manuſkripts immer glaubwürdiger in ſolchen Dingen iſt, als der kahle Machtſpruch eines Kritikus, der ſich auf nichts, als auf ſeine Naſe beruft.

Damit ich jedoch nicht ſcheinen möge, alles auf meine eigenen Hörner zu nehmen, ſo will ich anführen, daß es vor und nach Skrivern, auch gar nicht an Gelehrten gefehlt hat, welche weit glimpflicher von den Vermehrungen des Junius geurtheilt haben. So nennt Ramires de Prado das eine Epigramm:

In Varum.

Ad coenam nuper Varus cum forte vocavit,
Ornatus dives, parvula coena fuit.
Auro, non dapibus oneratur mensa, ministri
Apponunt oculis plurima, pauca gulae.
Tunc ego, non oculos, sed ventrem pascere veni:
Aut appone dapes, Vare, vel aufer opes.

daß er ſich durch ihre Vertheidigung den Vorwurf eines elenden Geſchmacks zuziehen wollte? Aber mag doch mir geſchehen, was da will: ich kann mich unmöglich enthalten, über die feine Naſe des Skriver eine Anmerkung zu machen. Ich glaube es, daß ſie Schweine und Hunde recht gut zu unterſcheiden wußte; ich gebe es ihr zu, daß alle die Fehler, von welchen ſie in den ſtreitigen Epigrammen Wind hatte, wirklich darin liegen; kurz, ich habe für die Naſe, als Naſe, alle Hochachtung. Aber wer hieß denn ihrem Eigenthümer, mit einer Naſe mehr empfinden zu wollen, als man mit einer Naſe empfinden kann? Wer hieß Skrivern, mit der ſinnlichen Empfindung ſogleich ein Urtheil verbinden, und beide hernach mit einander vermengen? Er hat Recht, daß die armen Dinger, denen er den Namen des Martial durchaus nicht laſſen will, gar nicht ſehr witzig ſind, daß ſie auch nicht immer in einer ſo guten Sprache geſchrieben ſind, als man von Schriftſtellern der damaligen Zeit noch wohl erwarten konnte, und bei dem Martial wirklich findet; aber folgt daraus, daß ſie darum Martial auch nicht gemacht hat? Kann ein Verfaſſer in ſeiner Jugend, in ſeiner Kindheit, nichts gemacht haben, was den Werken ſeines reifen Alters, weder an Gedanken noch Ausdruck, durchaus nicht ähnlich ſieht? So lange man noch unter ſich ſelbſt iſt, iſt man um ſo viel mehr auch unter ſeiner Zeit. Sie mußten ja wohl, die Jugendpoſſen des Martial,

weder viel gute Sprache, noch viel guten Witz haben: ſonſt wüßte ich gar nicht, warum er ſich ihrer ſollte geſchämt haben? Verhält ſich dieſes aber ſo: warum ſollte es nicht möglich ſeyn, daß ein Liebhaber einige derſelben, die ihm noch am beſten gefallen, in ſein Exemplar der Epigramme eingetragen hätte? Warum ſollte es nicht glaublich ſeyn, daß eben daher Ein Manuſkript Zuſätze haben könnte, die man in allen übrigen vermißt? Gewiß iſt es doch wohl, daß das ausdrückliche Zeugniß eines Manuſkripts immer glaubwürdiger in ſolchen Dingen iſt, als der kahle Machtſpruch eines Kritikus, der ſich auf nichts, als auf ſeine Naſe beruft.

Damit ich jedoch nicht ſcheinen möge, alles auf meine eigenen Hörner zu nehmen, ſo will ich anführen, daß es vor und nach Skrivern, auch gar nicht an Gelehrten gefehlt hat, welche weit glimpflicher von den Vermehrungen des Junius geurtheilt haben. So nennt Ramires de Prado das eine Epigramm:

In Varum.

Ad coenam nuper Varus cum forte vocavit,
 Ornatus dives, parvula coena fuit.
Auro, non dapibus oneratur mensa, ministri
 Apponunt oculis plurima, pauca gulae.
Tunc ego, non oculos, sed ventrem pascere veni:
 Aut appone dapes, Vare, vel aufer opes.

daß er ſich durch ihre Vertheidigung den Vorwurf eines elenden Geſchmacks zuziehen wollte? Aber mag doch mir geſchehen, was da will: ich kann mich unmöglich enthalten, über die feine Naſe des Skriver eine Anmerkung zu machen. Ich glaube es, daß ſie Schweine und Hunde recht gut zu unterſcheiden wußte; ich gebe es ihr zu, daß alle die Fehler, von welchen ſie in den ſtreitigen Epigrammen Wind hatte, wirklich darin liegen; kurz, ich habe für die Naſe, als Naſe, alle Hochachtung. Aber wer hieß denn ihrem Eigenthümer, mit einer Naſe mehr empfinden zu wollen, als man mit einer Naſe empfinden kann? Wer hieß Skrivern, mit der ſinnlichen Empfindung ſogleich ein Urtheil verbinden, und beide hernach mit einander vermengen? Er hat Recht, daß die armen Dinger, denen er den Namen des Martial durchaus nicht laſſen will, gar nicht ſehr witzig ſind, daß ſie auch nicht immer in einer ſo guten Sprache geſchrieben ſind, als man von Schriftſtellern der damaligen Zeit noch wohl erwarten konnte, und bei dem Martial wirklich findet; aber folgt daraus, daß ſie darum Martial auch nicht gemacht hat? Kann ein Verfaſſer in ſeiner Jugend, in ſeiner Kindheit, nichts gemacht haben, was den Werken ſeines reifen Alters, weder an Gedanken noch Ausdruck, durchaus nicht ähnlich ſieht? So lange man noch unter ſich ſelbſt iſt, iſt man um ſo viel mehr auch unter ſeiner Zeit. Sie mußten ja wohl, die Jugendpoſſen des Martial,

weder viel gute Sprache, noch viel guten Witz haben: ſonſt wüßte ich gar nicht, warum er ſich ihrer ſollte geſchämt haben? Verhält ſich dieſes aber ſo: warum ſollte es nicht möglich ſeyn, daß ein Liebhaber einige derſelben, die ihm noch am beſten gefallen, in ſein Exemplar der Epigramme eingetragen hätte? Warum ſollte es nicht glaublich ſeyn, daß eben daher Ein Manuſkript Zuſätze haben könnte, die man in allen übrigen vermißt? Gewiß iſt es doch wohl, daß das ausdrückliche Zeugniß eines Manuſkripts immer glaubwürdiger in ſolchen Dingen iſt, als der kahle Machtſpruch eines Kritikus, der ſich auf nichts, als auf ſeine Naſe beruft.

Damit ich jedoch nicht ſcheinen möge, alles auf meine eigenen Hörner zu nehmen, ſo will ich anführen, daß es vor und nach Skrivern, auch gar nicht an Gelehrten gefehlt hat, welche weit glimpflicher von den Vermehrungen des Junius geurtheilt haben. So nennt Ramires de Prado das eine Epigramm:

In Varum.

Ad coenam nuper Varus cum forte vocavit,
  Ornatus dives, parvula coena fuit.
Auro, non dapibus oneratur mensa, ministri
  Apponunt oculis plurima, pauca gulae.
Tunc ego, non oculos, sed ventrem pascere
    veni:
  Aut appone dapes, Vare, vel aufer opes.

daß er ſich durch ihre Vertheidigung den Vorwurf eines elenden Geſchmacks zuziehen wollte? Aber mag doch mir geſchehen, was da will: ich kann mich unmöglich enthalten, über die feine Naſe des Skriver eine Anmerkung zu machen. Ich glaube es, daß ſie Schweine und Hunde recht gut zu unterſcheiden wußte; ich gebe es ihr zu, daß alle die Fehler, von welchen ſie in den ſtreitigen Epigrammen Wind hatte, wirklich darin liegen; kurz, ich habe für die Naſe, als Naſe, alle Hochachtung. Aber wer hieß denn ihrem Eigenthümer, mit einer Naſe mehr empfinden zu wollen, als man mit einer Naſe empfinden kann? Wer hieß Skrivern, mit der ſinnlichen Empfindung ſogleich ein Urtheil verbinden, und beide hernach mit einander vermengen? Er hat Recht, daß die armen Dinger, denen er den Namen des Martial durchaus nicht laſſen will, gar nicht ſehr witzig ſind, daß ſie auch nicht immer in einer ſo guten Sprache geſchrieben ſind, als man von Schriftſtellern der damaligen Zeit noch wohl erwarten konnte, und bei dem Martial wirklich findet; aber folgt daraus, daß ſie darum Martial auch nicht gemacht hat? Kann ein Verfaſſer in ſeiner Jugend, in ſeiner Kindheit, nichts gemacht haben, was den Werken ſeines reifen Alters, weder an Gedanken noch Ausdruck, durchaus nicht ähnlich ſieht? So lange man noch unter ſich ſelbſt iſt, iſt man um ſo viel mehr auch unter ſeiner Zeit. Sie mußten ja wohl, die Jugendpoſſen des Martial,

weder viel gute Sprache, noch viel guten Witz haben: ſonſt wüßte ich gar nicht, warum er ſich ihrer ſollte geſchämt haben? Verhält ſich dieſes aber ſo: warum ſollte es nicht möglich ſeyn, daß ein Liebhaber einige derſelben, die ihm noch am beſten gefallen, in ſein Exemplar der Epigramme eingetragen hätte? Warum ſollte es nicht glaublich ſeyn, daß eben daher Ein Manuſkript Zuſätze haben könnte, die man in allen übrigen vermißt? Gewiß iſt es doch wohl, daß das ausdrückliche Zeugniß eines Manuſkripts immer glaubwürdiger in ſolchen Dingen iſt, als der kahle Machtſpruch eines Kritikus, der ſich auf nichts, als auf ſeine Naſe beruft.

Damit ich jedoch nicht ſcheinen möge, alles auf meine eigenen Hörner zu nehmen, ſo will ich anführen, daß es vor und nach Skrivern, auch gar nicht an Gelehrten gefehlt hat, welche weit glimpflicher von den Vermehrungen des Junius geurtheilt haben. So nennt Ramires de Prado das eine Epigramm:

In Varum.

Ad coenam nuper Varus cum forte vocavit,
Ornatus dives, parvula coena fuit.
Auro, non dapibus oneratur mensa, ministri
Apponunt oculis plurima, pauca gulae.
Tunc ego, non oculos, sed ventrem pascere veni:
Aut appone dapes, Vare, vel aufer opes.

daß er ſich durch ihre Vertheidigung den Vorwurf eines elenden Geſchmacks zuziehen wollte? Aber mag doch mir geſchehen, was da will: ich kann mich unmöglich enthalten, über die feine Naſe des Skriver eine Anmerkung zu machen. Ich glaube es, daß ſie Schweine und Hunde recht gut zu unterſcheiden wußte; ich gebe es ihr zu, daß alle die Fehler, von welchen ſie in den ſtreitigen Epigrammen Wind hatte, wirklich darin liegen; kurz, ich habe für die Naſe, als Naſe, alle Hochachtung. Aber wer hieß denn ihrem Eigenthümer, mit einer Naſe mehr empfinden zu wollen, als man mit einer Naſe empfinden kann? Wer hieß Skrivern, mit der ſinnlichen Empfindung ſogleich ein Urtheil verbinden, und beide hernach mit einander vermengen? Er hat Recht, daß die armen Dinger, denen er den Namen des Martial durchaus nicht laſſen will, gar nicht ſehr witzig ſind, daß ſie auch nicht immer in einer ſo guten Sprache geſchrieben ſind, als man von Schriftſtellern der damaligen Zeit noch wohl erwarten konnte, und bei dem Martial wirklich findet; aber folgt daraus, daß ſie darum Martial auch nicht gemacht hat? Kann ein Verfaſſer in ſeiner Jugend, in ſeiner Kindheit, nichts gemacht haben, was den Werken ſeines reifen Alters, weder an Gedanken noch Ausdruck, durchaus nicht ähnlich ſieht? So lange man noch unter ſich ſelbſt iſt, iſt man um ſo viel mehr auch unter ſeiner Zeit. Sie mußten ja wohl, die Jugendpoſſen des Martial,

weder viel gute Sprache, noch viel guten Witz haben: ſonſt wüßte ich gar nicht, warum er ſich ihrer ſollte geſchämt haben? Verhält ſich dieſes aber ſo: warum ſollte es nicht möglich ſeyn, daß ein Liebhaber einige derſelben, die ihm noch am beſten gefallen, in ſein Exemplar der Epigramme eingetragen hätte? Warum ſollte es nicht glaublich ſeyn, daß eben daher Ein Manuſkript Zuſätze haben könnte, die man in allen übrigen vermißt? Gewiß iſt es doch wohl, daß das ausdrückliche Zeugniß eines Manuſkripts immer glaubwürdiger in ſolchen Dingen iſt, als der kahle Machtſpruch eines Kritikus, der ſich auf nichts, als auf ſeine Naſe beruft.

Damit ich jedoch nicht ſcheinen möge, alles auf meine eigenen Hörner zu nehmen, ſo will ich anführen, daß es vor und nach Skrivern, auch gar nicht an Gelehrten gefehlt hat, welche weit glimpflicher von den Vermehrungen des Junius geurtheilt haben. So nennt Ramires de Prado das eine Epigramm:

In Varum.

Ad coenam nuper Varus cum forte vocavit,
Ornatus dives, parvula coena fuit.
Auro, non dapibus oneratur mensa, ministri
Apponunt oculis plurima, pauca gulae.
Tunc ego, non oculos, sed ventrem pascere veni:
Aut appone dapes, Vare, vel aufer opes.

daß er ſich durch ihre Vertheidigung den Vorwurf eines elenden Geſchmacks zuziehen wollte? Aber mag doch mir geſchehen, was da will: ich kann mich unmöglich enthalten, über die feine Naſe des Skriver eine Anmerkung zu machen. Ich glaube es, daß ſie Schweine und Hunde recht gut zu unterſcheiden wußte; ich gebe es ihr zu, daß alle die Fehler, von welchen ſie in den ſtreitigen Epigrammen Wind hatte, wirklich darin liegen; kurz, ich habe für die Naſe, als Naſe, alle Hochachtung. Aber wer hieß denn ihrem Eigenthümer, mit einer Naſe mehr empfinden zu wollen, als man mit einer Naſe empfinden kann? Wer hieß Skrivern, mit der ſinnlichen Empfindung ſogleich ein Urtheil verbinden, und beide hernach mit einander vermengen? Er hat Recht, daß die armen Dinger, denen er den Namen des Martial durchaus nicht laſſen will, gar nicht ſehr witzig ſind, daß ſie auch nicht immer in einer ſo guten Sprache geſchrieben ſind, als man von Schriftſtellern der damaligen Zeit noch wohl erwarten konnte, und bei dem Martial wirklich findet; aber folgt daraus, daß ſie darum Martial auch nicht gemacht hat? Kann ein Verfaſſer in ſeiner Jugend, in ſeiner Kindheit, nichts gemacht haben, was den Werken ſeines reifen Alters, weder an Gedanken noch Ausdruck, durchaus nicht ähnlich ſieht? So lange man noch unter ſich ſelbſt iſt, iſt man um ſo viel mehr auch unter ſeiner Zeit. Sie mußten ja wohl, die Jugendpoſſen des Martial,

weder viel gute Sprache, noch viel guten Witz haben: ſonſt wüßte ich gar nicht, warum er ſich ihrer ſollte geſchämt haben? Verhält ſich dieſes aber ſo: warum ſollte es nicht möglich ſeyn, daß ein Liebhaber einige derſelben, die ihm noch am beſten gefallen, in ſein Exemplar der Epigramme eingetragen hätte? Warum ſollte es nicht glaublich ſeyn, daß eben daher Ein Manuſkript Zuſätze haben könnte, die man in allen übrigen vermißt? Gewiß iſt es doch wohl, daß das ausdrückliche Zeugniß eines Manuſkripts immer glaubwürdiger in ſolchen Dingen iſt, als der kahle Machtſpruch eines Kritikus, der ſich auf nichts, als auf ſeine Naſe beruft.

Damit ich jedoch nicht ſcheinen möge, alles auf meine eigenen Hörner zu nehmen, ſo will ich anführen, daß es vor und nach Skrivern, auch gar nicht an Gelehrten gefehlt hat, welche weit glimpflicher von den Vermehrungen des Junius geurtheilt haben. So nennt Ramires de Prado das eine Epigramm:

In Varum.

Ad coenam nuper Varus cum forte vocavit,
  Ornatus dives, parvula coena fuit.
Auro, non dapibus oneratur mensa, ministri
  Apponunt oculis plurima, pauca gulae.
Tunc ego, non oculos, sed ventrem pascere
  veni:
  Aut appone dapes, Vare, vel aufer opes.

elegans et poëta dignum. Und Barth*) ſagt von einem andern:

De Milone.

Milo domi non est: peregre Milone profecto
Arva vacant: uxor non minus inde parit.
Cur sit ager sterilis, cur uxor lectitet, edam:
Quo fodiatur ager non habet, uxor habet.

ob er es ſchon ſelbſt für kein Werk des Martial erkennt, erudita tamen hujus Epigrammatis sententia est. Nam lege puto cautum fuiſse etc. Wenigſtens, wo iſt das Mönchmäßige in dieſen zwei Proben? Und was haben ſie, das ſchlechterdings nicht aus der Feder eines jungen Römers könnte gefloſſen ſeyn, welcher noch keine Verſe machen kann, ſondern ſich erſt im Verſemachen übt? Eben das gilt von den übrigen ſechſen; ſogar das allerſchlechteſte In Ponticum nicht ausgenommen, weil es doch noch immer der kindiſche Verſuch eines angehenden Epigrammatiſten, auch aus einer Zeit ſeyn kann, in der der mittelmäßigſte Dichter eine weit beſſere Sprache hatte. Denn, wie ich ſchon erwähnt, der übende Schüler iſt weder ſeinem Zeitalter überhaupt, noch dem insbeſondere ähnlich, wozu er ſelbſt mit den Jahren gelangte.

Keineswegs aber will ich in dieſes gelindere Urtheil auch diejenigen Stücke mit eingeſchloſſen wiſ-

*) Advers. lib. XXIII. cap. 6.

ſen, mit welchen Skriver ſelbſt die Zuſätze des Junius vermehrte. Denn in dieſen herrſcht allerdings viel Mönchswitz, wie ihn kein römiſcher Knabe, von noch ſo weniger Erziehung, haben konnte. Dazu ſehe ich auch nicht, daß Skriver ſie ausdrücklich für Epigramme ausgegeben, die er unter dem Namen des Martial angeführt gefunden. Er ſagt bloß, daß es Epigramme ſind, die er aus alten Pergamenen, beſonders aus alten Gloſſariis, zuſammengeſchrieben habe: und dieſes hätten die neueren Herausgeber des Martial nicht aus der Acht laſſen ſollen, welche ſowohl jene authentiſcheren Zuſätze des Junius, als dieſe weit verfänglicheren des Skriver, ohne Unterſchied Martiali afficta genannt, und ihrem Autor beigefügt haben.

Weit eher könnte ich jetzt ſelbſt jene beſſeren Stücke mit einem vermehren, welches aus einer ſehr alten Handſchrift genommen iſt, die eine große Anzahl meiſtens noch ungedruckter Epigramme verſchiedener lateiniſcher Dichter enthält. Ich meine das bekannte Manuſkript, welches Salmaſius vom Joh. Lakurnäus bekam, und das gegenwärtig in der königlichen Bibliothek zu Paris aufbewahrt wird. Von einem Theile deſſelben hat Gudius eine Abſchrift genommen, die ſich unter ſeinen Papieren in der Bibliothek zu Wolfenbüttel befindet; und in dieſer ſehe ich dem Martial folgendes Epigramm zugeeignet, von dem ich nicht wüßte, daß es ſonſt ſchon irgendwo gedruckt wäre.

elegans et poëta dignum. Und Ba
von einem andern:

De Milone.

Milo domi non est: peregre Milo
Arva vacant: uxor non minus in
Cur ſit ager ſterilis, cur uxor lecti
Quo ſodiatur ager non habet,

ob er es ſchon ſelbſt für kein Werk des
erkennt, erudita tamen hujus Epigram
tentia est. Nam lege puto cautum
Wenigſtens, wo iſt das Mönchmäßige i
Proben? Und was haben ſie, das ſ
nicht aus der Feder eines jungen R
gefloſſen ſeyn, welcher noch keine Verſe
ſondern ſich erſt im Verſemachen übt
gilt von den übrigen ſechſen; ſogar da
teſte In Ponticum nicht ausgenommen
noch immer der kindiſche Verſuch ein
Epigrammatiſten, auch aus einer Zeit
der der mittelmäßigſte Dichter eine
Sprache hatte. Denn, wie ich ſchon
übende Schüler iſt weder ſeinem Zeital
noch dem insbeſondere ähnlich, wozu
den Jahren gelangte.

Keineswegs aber will ich in di
Urtheil auch diejenigen Stücke mit eing

---

*) Advers. lib. XXIII. cap. 6.

welchen Skriver ſelbſt die Zuſätze des
vermehrte. Denn in dieſen herrſcht aller-
Mönchswitz, wie ihn kein römiſcher Knabe,
weniger Erziehung, haben konnte. Da-
uch nicht, daß Skriver ſie ausdrück-
ramme ausgegeben, die er unter dem
Martial angeführt gefunden. Er ſagt
Epigramme ſind, die er aus alten
eſonders aus alten Gloſſariis, zuſam-
habe: und dieſes hätten die neueren
Martial nicht aus der Acht laſ-
e ſowohl jene authentiſcheren Zu-
s, als dieſe weit verfänglicheren
ohne Unterſchied Martiali afficta
m Autor beigefügt haben.

nte ich jetzt ſelbſt jene beſſeren
vermehren, welches aus einer ſehr
nommen iſt, die eine große An-
ngedruckter Epigramme verſchie-
chter enthält. Ich meine das
, welches Salmaſius vom
ekam, und das gegenwärtig in
thek zu Paris aufbewahrt wird.
ſſelben hat Gudius eine Ab-
ie ſich unter ſeinen Papieren
Wolfenbüttel befindet; und in
artial folgendes Epigramm
ich nicht wüßte, daß es ſonſt
t wäre.

Anſehn, daß ſie bei einem Buche, welches ſtarken Abgang hatte, ſich über die verſchiedenen Formate von Abſchrift verglichen; ſo daß der eine die großen Abſchriften für die Bibliotheken, und ein anderer die kleinen portativen Abſchriften beſorgte. Ich glaube dieſes deutlich in einem Epigramme zu ſehen, von welchem ich behaupten darf, daß es kein einziger Ausleger gehörig verſtanden hat. Es iſt das dritte des erſten Buchs.

Qui tecum cupis esse meos ubicumque libellos,
  Et comites longae quaeris habere viae;
Hos eme, quos arctat brevibus membrana tabellis:
  Scrinia da magnis, me manus una capit.
Ne tamen ignores ubi sim venalis, et erres
  Urbe vagus tota: me duce certus eris.
Libertum docti Lucensis quaere Secundi,
  Limina post Pacis, Palladiumque Forum.

Das Lemma, welches alle gedruckte Ausgaben über dieſes Epigramm ſetzen, Ubi libri venales, erſchöpft den Sinn deſſelben bei weitem nicht. Der Dichter will hier nicht anzeigen, wo ſeine Sinngedichte überhaupt zu kaufen, ſondern wo eine beſondere Art von Abſchrift derſelben zu bekommen, nämlich eine ſolche, die ſich bequem auf der Reiſe mitführen läßt, eine Ausgabe in Taſchenformat: dieſes erhellt aus den erſten zwei Zeilen unwiderſprechlich. Hos eme, quos arctat brevibus membrana tabellis iſt der Gegenſatz von magnis, welches

letztere nicht von jedem großen Werke, ſondern allein von der größern Ausgabe der Werke des Dichters zu verſtehen, die aufgerollt wurde; dahingegen das erſtere eine Handausgabe bezeichnet, die aus kleinen, entweder zerſchnittenen, oder bloß über einander gefalzten Blättern beſtand, nach Art der Schreibtafeln. Und nur mit dieſer gab ſich der Freigelaſſene des Sekundus Lucenſis ab; denn, wie geſagt, die größere Ausgabe beſorgte Atrektus, und vielleicht auch außer ihm Tryphon,*) weil einer allein ohne Zweifel ſie nicht beſtreiten konnte.

Daß alle dieſe Leute mit dem Verkaufe der Gedichte des Martial ſehr gut fuhren, iſt begreiflich, da er in Rom und außer Rom ſo allgemein geleſen ward. Sie ließen ſich die Exemplare auch theuer genug bezahlen; und ich finde, daß der Dichter ſelbſt dem Tryphon darüber einen Stich giebt.**)

Omnis in hoc gracili xeniorum turba libello,
 Constabit nummis quatuor emta tibi.
Quatuor est nimium, poterit constare duobus,
 Et faciet lucrum bibliopola Tryphon.

Ob er für ſein Theil von dem Gewinnſte etwas abbekommen, will ich dem zu unterſuchen überlaſſen, welcher Luſt hat, die Alterthümer der Autorſchaft umſtändlicher zu erörtern.

---

*) Lib. IV. ep. 72.

**) Lib. XIII. ep. 3.

Anſehn, daß ſie bei einem Buche, welches ſtark Abgang hatte, ſich über die verſchiedenen Form von Abſchrift verglichen; ſo daß der eine die gro Abſchriften für die Bibliotheken, und ein and die kleinen portativen Abſchriften beſorgte. Ich gla dieſes deutlich in einem Epigramme zu ſehen, welchem ich behaupten darf, daß es kein einz Ausleger gehörig verſtanden hat. Es iſt das des erſten Buchs.

Qui tecum cupis esse meos ubicumque libe
Et comites longae quaeris habere viae;
Hos eme, quos arctat brevibus memb tabellis:
Scrinia da magnis, me manus una cap
Ne tamen ignores ubi sim venalis, et err
Urbe vagus tota: me duce certus eris.
Libertum docti Lucensis quaere Secundi,
Limina post Pacis, Palladiumque Foru

Das Lemma, welches alle gedruckte Ausgaben dieſes Epigramm ſetzen, Ubi libri venales ſchöpft den Sinn deſſelben bei weitem nicht. Dichter will hier nicht anzeigen, wo ſeine Ge dichte überhaupt zu kaufen, ſondern wo eine b dere Art von Abſchrift derſelben zu bekommen, lich eine ſolche, die ſich bequem auf der Reiſe führen läßt, eine Ausgabe in Taſchenformat; ſes erhellt aus den erſten zwei Zeilen unwiderſ lich. Hos eme, quos arctat brevibus memb tabellis iſt der Gegenſatz von magnis, w

letztere nicht von jedem groſsen Werke, ſondern al-
lein von der gröſsern Ausgabe der Werke des Dich-
ters zu verſtehen, die aufgerollt wurde; dahingegen
die erſtere eine Handausgabe bezeichnet, die aus
...m, entweder zerſchnittenen, oder bloſs über
...ander gefalzten Blättern beſtand, nach Art der
Schreibtafeln. Und nur mit dieſer gab ſich der Frei-
...ſſene des Sekundus Lucenſis ſab; denn,
... geſagt, die gröſsere Ausgabe beſorgte Atrek-
..., und vielleicht auch auſser ihm Tryphon,*)
... einer allein ohne Zweifel ſie nicht beſtreiten
...

...ſs alle dieſe Leute mit dem Verkaufe der Ge-
...tes Martial ſehr gut fuhren, iſt begreiflich,
... in Rom und auſser Rom ſo allgemein geleſen
... Sie lieſsen ſich die Exemplare auch theuer
... bezahlen; und ich finde, daſs der Dichter
... dem Tryphon darüber einen Stich giebt.**)

...nis in hoc gracili xeniorum turba libello,
Constabit nummis quatuor emta tibi.
...tuor est nimium, poterit constare duobus,
... faciet lucrum bibliopola Tryphon.

... für ſein Theil von dem Gewinnſte etwas ab-
...en, will ich dem zu unterſuchen überlaſſen,
... Luſt hat, die Alterthümer der Autorſchaft
...licher zu erörtern.

---

*) ...b. IV. ep. 72.

**) ...b. XIII. ep. 3.

Anſehn, daß ſie bei einem Buche, welches ſtarken Abgang hatte, ſich über die verſchiedenen Formate von Abſchrift verglichen; ſo daß der eine die großen Abſchriften für die Bibliotheken, und ein anderer die kleinen portativen Abſchriften beſorgte. Ich glaube dieſes deutlich in einem Epigramme zu ſehen, von welchem ich behaupten darf, daß es kein einziger Ausleger gehörig verſtanden hat. Es iſt das dritte des erſten Buchs.

Qui tecum cupis esse meos ubicumque libellos,
Et comites longae quaeris habere viae;
Hos eme, quos arctat brevibus membrana tabellis:
Scrinia da magnis, me manus una capit.
Ne tamen ignores ubi sim venalis, et erres
Urbe vagus tota: me duce certus eris.
Libertum docti Lucensis quaere Secundi,
Limina post Pacis, Palladiumque Forum.

Das Lemma, welches alle gedruckte Ausgaben über dieſes Epigramm ſetzen, Ubi libri venales, erſchöpft den Sinn deſſelben bei weitem nicht. Der Dichter will hier nicht anzeigen, wo ſeine Sinngedichte überhaupt zu kaufen, ſondern wo eine beſondere Art von Abſchrift derſelben zu bekommen, nämlich eine ſolche, die ſich bequem auf der Reiſe mitführen läßt, eine Ausgabe in Taſchenformat: dieſes erhellt aus den erſten zwei Zeilen unwiderſprechlich. Hos eme, quos arctat brevibus membrana tabellis iſt der Gegenſatz von magnis, welches

letztere nicht von jedem groſsen Werke, ſondern allein von der gröſsern Ausgabe der Werke des Dichters zu verſtehen, die aufgerollt wurde; dahingegen das erſtere eine Handausgabe bezeichnet, die aus kleinen, entweder zerſchnittenen, oder bloſs über einander gefalzten Blättern beſtand, nach Art der Schreibtafeln. Und nur mit dieſer gab ſich der Freigelaſſene des Sekundus Lucenſis ab; denn, wie geſagt, die gröſsere Ausgabe beſorgte Atrektus, und vielleicht auch auſser ihm Tryphon,*) weil einer allein ohne Zweifel ſie nicht beſtreiten konnte.

Daſs alle dieſe Leute mit dem Verkaufe der Gedichte des Martial ſehr gut fuhren, iſt begreiflich, da er in Rom und auſser Rom ſo allgemein geleſen ward. Sie lieſsen ſich die Exemplare auch theuer genug bezahlen; und ich finde, daſs der Dichter ſelbſt dem Tryphon darüber einen Stich giebt.**)

Omnis in hoc gracili xeniorum turba libello,
Constabit nummis quatuor emta tibi.
Quatuor est nimium, poterit constare duobus,
Et faciet lucrum bibliopola Tryphon.

Ob er für ſein Theil von dem Gewinnſte etwas abbekommen, will ich dem zu unterſuchen überlaſſen, welcher Luſt hat, die Alterthümer der Autorſchaft umſtändlicher zu erörtern.

---

*) Lib. IV. ep. 72.

**) Lib. XIII. ep. 3.

Ich warne den gelehrten Mann nur, der ſich durch dieſe Arbeit unſterblich machen will, daß er ſich vom Skriver nicht noch einen fünften Buchhändler oder Verleger des Martial weiß machen läßt,*) nämlich den Pompejus Auktus, von welchem das funfzigſte Epigramm des ſiebenten Buches redet. Es iſt klar, daß dieſer Auktus ein Rechtsgelehrter war, und ganz andere Geſchäfte hatte, als mit Büchern zu handeln. Er brachte die Epigramme des Martial auch auf einem ganz andern Wege unter die Leute, als es die Buchhändler thun, und war wohl gar Schuld, daß manches Exemplar weniger gekauft ward. Denn er konnte die erbaulichſten auswendig, ſo daß ihm keine Sylbe daran fehlte, und ward gar nicht müde, ſie den Leuten vorzuſagen.

Sic tenet absentes nostros, cantatque libellos:
Ut pereat chartis littera nulla meis.

Ich weiß gar nicht, wie es dem Skriver einkommen können, einen ſolchen Mann in einen Buchhändler zu verwandeln.

6.

Der Stellen ſind ziemlich viele, wo nach meiner wenigern Einſicht die Ausleger den Martial insgeſammt mißdeuten. Am gewöhnlichſten geſchieht es da, wo von Werken der Kunſt die Rede iſt, oder

---

*) Animadv. in Epigr. lib. I. p. 37.

gewiſſe kleine Gebräuche zum Grunde liegen, die ſie mit ein wenig Scharfſinn aus dem Dichter ſelbſt hätten errathen können, deren Erläuterung ſie aber lieber in anderen Schriftſtellern, eben ſo mühſam, als vergeblich, aufſuchen wollten. Damit ich dieſes nicht ganz ohne Beweis geſagt habe, ſo will ich nur ein Paar Beiſpiele anführen.

1. Eines von der letztern Art ſey das zwölfte Epigramm des erſten Buchs, welches Heraldus unter die allerdunkelſten im ganzen Martial rechnet.

Cum data sint equiti bis quina numismata, quare
Bis decies solus, Sextiliane, bibis?
Jam defecisset portantes calda ministros,
Si non potares, Sextiliane, merum.

Die älteſten Ausleger, als Domitius und Perottus, haben es von der lege sumptuaria verſtehen wollen, die einem jeden Römer nach ſeinem Stande vorſchrieb, wie viel er höchſtens auf eine Mahlzeit verwenden dürfe; doch das iſt längſt widerlegt. Denn daß ſich Sextilian keiner Unmäßigkeit in ſeinem Hauſe, an ſeinem eigenen Tiſche, ſondern im Theater ſchuldig machte, erhellt aus dem zweiten Epigramme, mit welchem ihn der Dichter durchzog: *)

Sextiliane bibis, quantum subsellia quinque
Solus: aqua toties ebrius esse potes.

*) Lib. I. ep. 27.

Nec conſeſſorum vicina numismata tantum,
  Aera ſed a cuneis ulteriora petis.
Non haec Pelignis agitur vindemia praelis,
  Uva nec in Tuſcis naſcitur iſta jugis.
Teſta ſed antiqui felix ſiccatur Opimi,
  Egerit et nigros Maſſica cella cados.
A copone tibi faex Laletana petatur,
  Si plus quam decies, Sextiliane, bibis.

Subſellia, cunei, bezeichnen offenbar das Theater. Im Theater, wie geſagt, war es alſo, wo Sextilian fünfmal mehr des koſtbarſten Weins in ſich goß, als für ihn allein, und einen ſeines Gleichen, beſtimmt war. Wie nun das? Es iſt bekannt, ſagen die Ausleger, daß die Kaiſer auch wohl im Theater Sportulas unter das Volk vertheilen ließen, welche Sportulae entweder in wirklichen Erfriſchungen beſtanden, oder in Gelde gegeben wurden, wogegen ſich jeder bei denen, welche Erfriſchungen im Theater feil trugen, kaufen konnte, was und wie viel ihm beliebte. Daß das letztere damals geſchehen, meinen ſie einmüthig, ſey klar; denn die Summe werde ausdrücklich benannt, wie viel an Gelde auf einen Ritter gekommen, nämlich quinque numismata. Nur darüber ſind ſie nicht völlig einig, was dieſe quinque numismata nach anderen Münzſorten eigentlich betragen. Der arme Ramires de Prado, welcher ſie, nach dem Turnebus, zu [illegible] Quadranten evaluirte, iſt bei dem Skriver übel weggekommen, welcher ihm über dieſe

manifestam absurditatem et defoedam hallucinationem trefflich den Text lieſt, und augenſcheinlich darthut, daß ſie, ein Numisma für einen Sestertius genommen, nicht hundert, ſondern hundert und ſechzehn Quadranten betragen. Nun will ich gar nicht fragen, was der eine oder der andere für ein Recht gehabt, das Numisma eben für einen Sestertius zu halten, und warum, wenn Numisma eine wirkliche Silbermünze bedeuten ſoll, nicht eben ſowohl ein Denarius oder Viktoriatus darunter verſtanden werden könne; ſondern ich will nur überhaupt fragen, wenn die quinque numismata wirkliches Geld waren, mit welcher Stirne konnte Sextilian deren eins oder mehrere, aus der Nähe und aus der Ferne, von Anderen verlangen? und wer wäre ſo ein Thor geweſen, daß er einer Saufgurgel gleich hingegeben hätte, was er ja wohl zu anderen Dingen beſſer anwenden können, wenn er es ſchon nicht ſelbſt vertrinken wollen, oder können?

Nec consessorum vicina numismata tantum,
  Aera sed a cuneis ulteriora petis.

Dieſes iſt gerade die größte Schwierigkeit; aber auch gerade das, was die Ausleger am wenigſten bekümmert, nur daß einige die Missilia in der Angſt herbeiziehen, damit ſie wenigſtens nicht ganz verſtummen dürfen. Doch ich will mich bei einzelnen Widerlegungen nicht aufhalten, ſondern kurz ſagen, worin ihrer aller Irrthum liegt. Es iſt falſch, daß die fünf Numismata, welche jeder Ritter im Thea=

Nec consessorum vicina numismata tantum,
  Aera sed a cuneis ulteriora petis.
Non haec Pelignis agitur vindemia praelis,
  Uva nec in Tuscis nascitur ista jugis.
Testa sed antiqui felix siccatur Opimi,
  Egerit et nigros Massica cella cados.
A caupone tibi faex Laletana petatur,
  Si plus quam decies, Sextiliane, bibis.

Subsellia, cunei, bezeichnen offenbar das Theater. Im Theater, wie geſagt, war es alſo, wo Sextilian fünfmal mehr des koſtbarſten Weins in ſich goß, als für ihn allein, und einen ſeines Gleichen, beſtimmt war. Wie nun das? Es iſt bekannt, ſagen die Ausleger, daß die Kaiſer auch wohl im Theater Sportulas unter das Volk vertheilen ließen, welche Sportulae entweder in wirklichen Erfriſchungen beſtanden, oder in Gelde gegeben wurden, wofür ſich jeder bei denen, welche Erfriſchungen im Theater feil trugen, kaufen konnte, was und wie viel ihm beliebte. Daß das letztere damals geſchehen, meinen ſie einmüthig, ſey klar; denn die Summe werde ausdrücklich benannt, wie viel an Gelde auf einen Ritter gekommen, nämlich quinque numismata. Nur darüber ſind ſie nicht völlig einig, was dieſe quinque numismata nach anderen Münzſorten eigentlich betragen. Der arme Ramires de Prado, welcher ſie, nach dem Turnebus, zu hundert Quadranten evaluirte, iſt bei dem Skriver ſchlecht weggekommen, welcher ihm über dieſe

manifestam absurditatem et defoedam hallucinationem trefflich den Text lieſt, und augenſcheinlich darthut, daß ſie, ein Numisma für einen Sestertius genommen, nicht hundert, ſondern hundert und ſechzehn Quadranten betragen. Nun will ich gar nicht fragen, was der eine oder der andere für ein Recht gehabt, das Numisma eben für einen Sestertius zu halten, und warum, wenn Numisma eine wirkliche Silbermünze bedeuten ſoll, nicht eben ſowohl ein Denarius oder Viktoriatus darunter verſtanden werden könne; ſondern ich will nur überhaupt fragen, wenn die quinque numismata wirkliches Geld waren, mit welcher Stirne konnte Sextilian deren eins oder mehrere, aus der Nähe und aus der Ferne, von Anderen verlangen? und wer wäre ſo ein Thor geweſen, daß er einer Saufgurgel gleich hingegeben hätte, was er ja wohl zu anderen Dingen beſſer anwenden können, wenn er es ſchon nicht ſelbſt vertrinken wollen, oder können?

Nec consessorum vicina numismata tantum,
Aera sed a cuneis ulteriora petis.

Dieſes iſt gerade die größte Schwierigkeit; aber auch gerade das, was die Ausleger am wenigſten bekümmert, nur daß einige die Missilia in der Angſt herbeiziehen, damit ſie wenigſtens nicht ganz verſtummen dürfen. Doch ich will mich bei einzelnen Widerlegungen nicht aufhalten, ſondern kurz ſagen, worin ihrer aller Irrthum liegt. Es iſt falſch, daß die fünf Numismata, welche jeder Ritter im Thea=

Nec consessorum vicina numismata tantum,
Aera sed a cuneis ulteriora petis.
Non haec Pelignis agitur vindemia praelis,
Uva nec in Tuscis nascitur ista jugis.
Testa sed antiqui felix siccatur Opimi,
Egerit et nigros Massica cella cados.
A caupone tibi faex Laletana petatur,
Si plus quam decies, Sextiliane, bibis.

Subsellia, cunei, bezeichnen offenbar das Theater. Im Theater, wie geſagt, war es alſo, wo Sextilian fünfmal mehr des koſtbarſten Weins in ſich goß, als für ihn allein, und einen ſeines Gleichen, beſtimmt war. Wie nun das? Es iſt bekannt, ſagen die Ausleger, daß die Kaiſer auch wohl im Theater Sportulas unter das Volk vertheilen ließen, welche Sportulae entweder in wirklichen Erfriſchungen beſtanden, oder in Gelde gegeben wurden, wofür ſich jeder bei denen, welche Erfriſchungen im Theater feil trugen, kaufen konnte, was und wie viel ihm beliebte. Daß das letztere damals geſchehen, meinen ſie einmüthig, ſey klar; denn die Summe werde ausdrücklich benannt, wie viel an Gelde auf einen Ritter gekommen, nämlich quinque numismata. Nur darüber ſind ſie nicht völlig einig, was dieſe quinque numismata nach anderen Münzſorten eigentlich betragen. Der arme Ramires de Prado, welcher ſie, nach dem Turnebus, zu hundert Quadranten evaluirte, iſt bei dem Skriver ſchlecht weggekommen, welcher ihm über dieſe

manifeſtam abſurditatem et defoedam hallucinationem trefflich den Text lieſt, und augenſcheinlich darthut, daß ſie, ein Numisma für einen Sestertius genommen, nicht hundert, ſondern hundert und ſechzehn Quadranten betragen. Nun will ich gar nicht fragen, was der eine oder der andere für ein Recht gehabt, das Numisma eben für einen Sestertius zu halten, und warum, wenn Numisma eine wirkliche Silbermünze bedeuten ſoll, nicht eben ſowohl ein Denarius oder Viktoriatus darunter verſtanden werden könne; ſondern ich will nur überhaupt fragen, wenn die quinque numismata wirkliches Geld waren, mit welcher Stirne konnte Sextilian deren eins oder mehrere, aus der Nähe und aus der Ferne, von Anderen verlangen? und wer wäre ſo ein Thor geweſen, daß er einer Saufgurgel gleich hingegeben hätte, was er ja wohl zu anderen Dingen beſſer anwenden können, wenn er es ſchon nicht ſelbſt vertrinken wollen, oder können?

Nec consessorum vicina numismata tantum,
Aera sed a cuneis ulteriora petis.

Dieſes iſt gerade die größte Schwierigkeit; aber auch gerade das, was die Ausleger am wenigſten bekümmert, nur daß einige die Missilia in der Angſt herbeiziehen, damit ſie wenigſtens nicht ganz verſtummen dürfen. Doch ich will mich bei einzelnen Widerlegungen nicht aufhalten, ſondern kurz ſagen, worin ihrer aller Irrthum liegt. Es iſt falſch, daß die fünf Numismata, welche jeder Ritter im Thea=

Nec consessorum vicina numismata tantum,
Aera sed a cuneis ulteriora petis.
Non haec Pelignis agitur vindemia praelis,
Uva nec in Tuscis nascitur ista jugis.
Testa sed antiqui felix siccatur Opimi,
Egerit et nigros Massica cella cados.
A caupone tibi faex Laletana petatur,
Si plus quam decies, Sextiliane, bibis.

Subsellia, cunei, bezeichnen offenbar das Theater. Im Theater, wie geſagt, war es alſo, wo Sextilian fünfmal mehr des koſtbarſten Weins in ſich goß, als für ihn allein, und einen ſeines Gleichen, beſtimmt war. Wie nun das? Es iſt bekannt, ſagen die Ausleger, daß die Kaiſer auch wohl im Theater Sportulas unter das Volk vertheilen ließen, welche Sportulae entweder in wirklichen Erfriſchungen beſtanden, oder in Gelde gegeben wurden, wofür ſich jeder bei denen, welche Erfriſchungen im Theater feil trugen, kaufen konnte, was und wie viel ihm beliebte. Daß das letztere damals geſchehen, meinen ſie einmüthig, ſey klar; denn die Summe werde ausdrücklich benannt, wie viel an Gelde auf einen Ritter gekommen, nämlich quinque numismata. Nur darüber ſind ſie nicht völlig einig, was dieſe quinque numismata nach anderen Münzſorten eigentlich betragen. Der arme Ramires de Prado, welcher ſie, nach dem Turnebus, zu hundert Quadranten evaluirte, iſt bei dem Skriver ſchlecht weggekommen, welcher ihm über dieſe

manifeſtam absurditatem et defoedam hallucinationem trefflich den Text lieſt, und augenſcheinlich darthut, daß ſie, ein Numisma für einen Sestertius genommen, nicht hundert, ſondern hundert und ſechzehn Quadranten betragen. Nun will ich gar nicht fragen, was der eine oder der andere für ein Recht gehabt, das Numisma eben für einen Sestertius zu halten, und warum, wenn Numisma eine wirkliche Silbermünze bedeuten ſoll, nicht eben ſowohl ein Denarius oder Viktoriatus darunter verſtanden werden könne; ſondern ich will nur überhaupt fragen, wenn die quinque numismata wirkliches Geld waren, mit welcher Stirne konnte Sextilian deren eins oder mehrere, aus der Nähe und aus der Ferne, von Anderen verlangen? und wer wäre ſo ein Thor geweſen, daß er einer Saufgurgel gleich hingegeben hätte, was er ja wohl zu anderen Dingen beſſer anwenden können, wenn er es ſchon nicht ſelbſt vertrinken wollen, oder können?

Nec consessorum vicina numismata tantum,
Aera sed a cuneis ulteriora petis.

Dieſes iſt gerade die größte Schwierigkeit; aber auch gerade das, was die Ausleger am wenigſten bekümmert, nur daß einige die Missilia in der Angſt herbeiziehen, damit ſie wenigſtens nicht ganz verſtummen dürfen. Doch ich will mich bei einzelnen Widerlegungen nicht aufhalten, ſondern kurz ſagen, worin ihrer aller Irrthum liegt. Es iſt falſch, daß die fünf Numismata, welche jeder Ritter im Thea-

ter damals hatte, fünf wirkliche, auch außer dem Theater gangbare Geldſtücke waren: es waren nichts, als fünf Zeichen, Marken, Zahlpfennige, die ſie bei dem Eingange, oder vorher, erhielten, und gegen deren Wiederablieferung ihnen etwas Ausgemachtes, hier namentlich Wein, verabfolgt ward. Mit einem Worte, es waren Tesserae: und ſo wie es Tesserae frumentariae, oleariae, coenariae, nummariae gab,*) warum ſollte es nicht auch Tesserae vinariae gegeben haben? Ganz gewiß; die quinque numismata waren quinque tesserae vinariae, und dieſes iſt der einzige wahre Schlüſſel zu beiden Epigrammen. Solche Tesserae galten außer ihrer Beſtimmung nichts; und wer keinen Gebrauch von ihnen machte, wo er ihn machen ſollte, beſaß an ihnen auch weiter nichts. Dieſes allein macht es begreiflich, wie man im Theater ſo freigebig damit ſeyn konnte. Warum ſollte man einen andern nicht darauf genießen laſſen, was man ſelbſt nicht genießen mochte? Hätte ſich Sextilian nur ſeiner Unmäßigkeit nicht zu ſchämen gehabt: die Zeichen hätte er immer ohne Scham annehmen, auch wohl von ſeinen Bekannten ohne Scham fordern können. Zu mehrerer Beſtärkung dieſer meiner Auslegung merke ich nur noch an, daß numisma auch bloß für den Stempel, für das Gepräge auf einem Geldſtücke gebraucht wird, und

*) *Torentius* ad Suet. Aug. c. 41.

daß das Wort tessera nach keiner Abänderung in das elegieiſche Sylbenmaaß geht, wodurch allein ſchon Martial gezwungen werden konnte, ein anderes Wort dafür zu brauchen.

2. Zum zweiten Beiſpiele wähle ich das einundfunfzigſte Epigramm des achten Buches, in welchem von einem Kunſtwerke die Rede iſt, nämlich von einem koſtbaren Trinkgeſchirre, welches der Dichter von dem Rufus geſchenkt bekam, und das er daſelbſt folgendermaßen beſchreibt:

Quis labor in phiala? docti Myos, anne Myronis?
Mentoris haec manus est, an, Polyclete tua?
Livescit nulla caligine fusca, nec odit
Exploratores nubila massa focos.
Vera minus flavo radiant electra metallo,
Et niveum felix pustula vincit ebur.
Materiae non cedit opus: sic alligat orbem,
Plurima cum toto lampade Luna nitet.
Stat caper Aeolio Thebani vellere Phryxi
Cultus, ab hoc mallet vecta fuisse soror.
Hunc nec Cinyphius tonsor violaverit, et tu
Ipse tua pasci vite, Lyaee, velis.
Terga premit pecoris geminis Amor aureus alis,
Palladius tenero lotos ab ore sonat.
Sic Methymnaeo gavisus Arione delphin,
Languida non tacitum per freta vexit onus.
Imbuat egregium digno mihi nectare munus
Non grege de domini, sed tua, Ceste, manus – –

Was ich mit dem allgemeinen Namen Trinkgeſchirr benannt habe, war eigentlich eine Schale mit einem ganz runden Boden, ſo daß ſie auf dieſem Boden nicht ſtehen konnte, ſondern auf den Rand umgeſtürzt werden mußte, wenn ſie ruhig liegen ſollte. Das iſt die Beſchreibung wenigſtens, die uns Athenäus aus dem Apollodorus von Athen und aus dem Dionyſius Thrax von einer Phiala macht:*) *κατα τον πυθμενα μη δυναμενη τιθεσθαι και ἐρειδεσθαι, ἀλλα κατα το στομα.* Es war alſo ganz genau das, was wir ein Tummelchen nennen; ein Becher, der gleichſam ſelbſt berauſcht iſt, und auf ſeinem Fuße nicht ſtehen kann. Jedoch nicht um die Form des Trinkgeſchirres iſt mir es jetzt zu thun, ſondern lediglich um die Materie desſelben. Ich frage: woraus beſtand es? die Ausleger, ſo viel ich deren nachgeſehen, — das iſt, alle ohne Ausnahme, — antworten hierauf, wie aus Einem Munde, daß ſie von Gold geweſen ſey, und zwar von derjenigen Art Goldes, welche Electrum geheißen. Doch dieſer Übereinſtimmung ungeachtet bin ich ganz anderer Meinung, ob ich gleich gern geſtehen will, daß die gemeine Auslegung, auf den erſten Anblick, die wahrſcheinlichere zu ſeyn ſcheint, und daß Martial Worte und Ausdrücke braucht, von denen es mich würde gewundert haben, wenn ſie niemanden verführt hätten. Die richtigere

*) Lib. XI. p. 501. Edit. Dalech.

Erklärung dieſer Worte und Ausdrücke iſt es daher auch, die es der Mühe werth macht, ein längſt nicht mehr vorhandenes Geſchirr in nähere Betrachtung zu ziehen, von dem es ſonſt ſehr gleichgültig wäre, ob es von Gold, oder von wer weiß was? geweſen.

Ich ſage alſo, die Trinkſchale unſeres Dichters war nicht von Gold, ſondern aus einem koſtbaren Steine geſchnitten. Ich will nicht hoffen, daß ich nöthig haben werde, vorerſt zu erweiſen, daß es wirklich Trinkſchalen aus koſtbaren Steinen gegeben. Nach dem Salmaſius zwar, ſollte ich es faſt nöthig haben. Denn dieſer hielt ſich, ziemlich aus dem einzigen Grunde, daß die Phiala der Alten gewöhnlichermaßen von Silber geweſen, für berechtigt, in dem Lampridius eine Stelle zu ändern,*) in der außer ihm wohl ſonſt kein Menſch etwas zu ändern hätte finden ſollen, und Phialas senas in eben ſo viel Mauleſelinnen zu verwandeln. Doch bei dem allen leugnet er es ſelbſt nicht, was ich als ausgemacht annehme. Und nun Zeile vor Zeile erwogen!

Die erſten zwei, in welchen der Dichter den Meiſter ſeiner ſchönen Schale errathen will oder zu wiſſen verlangt, ſollen mich dadurch nicht irre machen, daß ſich von dem Mys, dem Myron, und dem Mentor, nur Werke in Erz oder Silber

---

*) Cap. 4. vitae Alex. Sev.

mit gemeint? Oder ſollen wir die Art Goldes verſtehen, die wegen ihrer blaßgelben Farbe den griechiſchen Namen des eben ſo blaßgelben Bernſteins bekam? Die Ausleger behaupten: das letztere. Denn, ſagen ſie, auch von dieſem Elektrum gab es zweierlei Sorten, eine natürliche und eine nachgemachte. Sie berufen ſich deßhalb auf das Zeugniß des Plinius, gegen welches nichts einzuwenden iſt. *) Omni auro inest argentum vario pondere. — Ubicunque quinta argenti portio est, electrum vocatur. — Fit et cura electrum argento addito. Von dieſer zweiten nachgemachten Sorte, meinen ſie, ſey die Schale geweſen; und Martial habe in den Worten, *Vera minus flavo radiant electra metallo*, von ihr rühmen wollen, daß ſie deſſenungeachtet an der erforderlichen Farbe dem natürlichen Elektrum nichts nachgegeben, oder ihm wohl gar noch vorzuziehen geweſen. Das alles klingt recht gründlich und gut; und gleichwohl iſt es ſo viel wie nichts. Denn man ſage mir doch nur, wie es möglich iſt, dem Golde, welches ein Fünftheil Zuſatz von Silber hat, es anzuſehen, daß es dieſen Zuſatz von Natur habe, oder daß er ihm durch die Kunſt ertheilt worden? Man ſage mir doch nur, woher zwiſchen dem Golde in dem einen Falle, und dem Golde in dem andern Falle, der geringſte Unterſchied kommen könne? Feines Gold

*) Nat. Hist. lib. XXXIII. c. 4.

iſt feines Gold; und ein Fünftheil Silber iſt in der Hand der Natur nicht mehr und nicht weniger, als in den Händen der Kunſt. Ich begreife auch nicht, wie beide Stücke die Eine inniger vermiſchen könne, als die Andere, da ſich die Natur ſelbſt keine anderen Hülfsmittel dazu bedienen kann, als die Kunſt von ihr entlehnt. Ich weiß wohl, daß Plinius dem natürlichen Elektrum, dem Golde, welches die Natur ſelbſt mit einem Fünftheil Silber vermiſcht hat, eine Eigenſchaft zuſchreibt, die er dem künſtlichen Elektrum ſonach abſpricht, weil er ſie namentlich nur jenem beilegt. Quod est nativum, ſagt er, et venena deprehendit. Aber die Sache würde nicht ſehr wahrſcheinlich ſeyn, wenn ſie auch ſchon nicht, durch die ungereimte Unterſcheidung zweier Dinge, an denen nichts zu unterſcheiden iſt, noch unwahrſcheinlicher gemacht würde. Grillen, die kaum der Widerlegung werth ſind; denn kurz, vera electra ſind dem Martial allerdings hier eigentlicher wahrer Bernſtein, wahres Elektrum, und nicht jene bloß ſo genannte Miſchung Goldes und Silbers. Daß er aber von dem Bernſteine ſagt, flavo radiat metallo, das hat freilich alle diejenigen verwirren müſſen, welche nicht wußten, oder ſich nicht erinnerten, daß die Lateiner das Wort Metallum nicht bloß von denjenigen mineraliſchen Körpern brauchen, von denen wir es jetzt brauchen, ſondern mehrere koſtbare Maſſen, die aus der Erde gegraben wurden, damit

mit gemeint? Oder ſollen wir die Art Goldes verſtehen, die wegen ihrer blaßgelben Farbe den griechiſchen Namen des eben ſo blaßgelben Bernſteins bekam? Die Ausleger behaupten: das letztere. Denn, ſagen ſie, auch von dieſem Elektrum gab es zweierlei Sorten, eine natürliche und eine nachgemachte. Sie berufen ſich deßhalb auf das Zeugniß des Plinius, gegen welches nichts einzuwenden iſt.*) Omni auro inest argentum vario pondere. — Ubicunque quinta argenti portio est, electrum vocatur. — Fit et cura electrum argento addito. Von dieſer zweiten nachgemachten Sorte, meinen ſie, ſey die Schale geweſen; und Martial habe in den Worten, Vera minus flavo radiant electra metallo, von ihr rühmen wollen, daß ſie deſſenungeachtet an der erforderlichen Farbe dem natürlichen Elektrum nichts nachgegeben, oder ihm wohl gar noch vorzuziehen geweſen. Das alles klingt recht gründlich und gut; und gleichwohl iſt es ſo viel wie nichts. Denn man ſage mir doch nur, wie es möglich iſt, dem Golde, welches ein Fünftheil Zuſatz von Silber hat, es anzuſehen, daß es dieſen Zuſatz von Natur habe, oder daß er ihm durch die Kunſt ertheilt worden? Man ſage mir doch nur, woher zwiſchen dem Golde in dem einen Falle, und dem Golde in dem andern Falle, der geringſte Unterſchied kommen könne? Feines Gold

*) Nat. Hist. lib. XXXIII. c. 4.

iſt feines Gold; und ein Fünftheil Silber iſt in der Hand der Natur nicht mehr und nicht weniger, als in den Händen der Kunſt. Ich begreife auch nicht, wie beide Stücke die Eine inniger vermiſchen könne, als die Andere, da ſich die Natur ſelbſt keine anderen Hülfsmittel dazu bedienen kann, als die Kunſt von ihr entlehnt. Ich weiß wohl, daß Plinius dem natürlichen Elektrum, dem Golde, welches die Natur ſelbſt mit einem Fünftheil Silber vermiſcht hat, eine Eigenſchaft zuſchreibt, die er dem künſtlichen Elektrum ſonach abſpricht, weil er ſie namentlich nur jenem beilegt. Quod est nativum, ſagt er, et venena deprehendit. Aber die Sache würde nicht ſehr wahrſcheinlich ſeyn, wenn ſie auch ſchon nicht, durch die ungereimte Unterſcheidung zweier Dinge, an denen nichts zu unterſcheiden iſt, noch unwahrſcheinlicher gemacht würde. Grillen, die kaum der Widerlegung werth ſind; denn kurz, vera electra ſind dem Martial allerdings hier eigentlicher wahrer Bernſtein, wahres Elektrum, und nicht jene bloß ſo genannte Miſchung Goldes und Silbers. Daß er aber von dem Bernſteine ſagt, flavo radiat metallo, das hat freilich alle diejenigen verwirren müſſen, welche nicht wußten, oder ſich nicht erinnerten, daß die Lateiner das Wort Metallum nicht bloß von denjenigen mineraliſchen Körpern brauchen, von denen wir es jetzt brauchen, ſondern mehrere koſtbare Maſſen, die aus der Erde gegraben wurden, damit

belegten. So nennt Martial ſelbſt den laconiſchen Marmor, welcher auf dem Taygetus gebrochen ward, grünes Metall:*)

Illic Taygeti virent metalla.

Ja, wenn dieſes und mehrere ähnliche Exempel auch nicht wären, warum könnte in unſerer Stelle das flavo metallo nicht auch bloß von der Farbe des gelben Metalls verſtanden werden? Und wenn Martial in dieſem Verſtande ſogar von der gelblichten Wolle der ſpaniſchen Schaafe ſagen durfte:**)

Vellera nativo pallent ubi flava metallo;

lediglich mit Beziehung auf die Farbe des koſtbarſten aller Metalle: warum hätte er nicht auch von dem Bernſteine ſagen dürfen:

Vera minus flavo radiant electra metallo;

ohne daß darum Wolle Wolle, und Bernſtein Bernſtein zu ſeyn aufhören müßte?

Ich komme auf die ſechſte Zeile, in welcher ebenfalls ein zweideutiges Wort vorkommt, deſſen falſche Auslegung den Irrthum beſtärken müſſen.

Et niveum felix pustula vincit ebur.

Pustula heißt eigentlich jede kleine Entzündung, die ſich auf der Haut äußert; eine Blatter, eine Maſer, und dergleichen. Weil nun aber ſo eine Blat-

*) Lib. VI. ep. 42.

**) Lib. IX. ep. 62.

ter, oder Maſer, über die Haut hinaustritt, ſo ſind einige Ausleger der Meinung, daß hier unter pustula die erhabenen Figuren der Schale verſtanden würden. Andere aber ziehen das argentum pustulatum hierher, ohne uns jedoch zu ſagen, was es hier ſoll. Soll die Schale ſelbſt von dieſem feinſten Silber geweſen ſeyn: wie war ſie denn auch zugleich von Elektrum? Sollen aber nur die erhabenen Figuren daraus geweſen ſeyn: wer ſieht denn nicht, daß dieſem der Dichter ſelbſt ausdrücklich widerſpricht, wenn er weiterhin den ſchönen goldgelben Bock beſchreibt? Eben dadurch werden denn auch die erſteren widerlegt. Denn wenn hier von den erhabenen Figuren, von der pustula, geſagt wird, daß ſie das Elfenbein an Weiße übertroffen: wie können ſie denn dort als goldgelb angegeben werden? Genug der Widerlegung; der wahre Verſtand iſt dieſer. Pustula ſchließt nicht nothwendig den Begriff der Erhöhung in ſich, ſondern heißt auch oft weiter nichts, als ein bloßer Fleck; weiter nichts, als das allgemeinere macula; eine Stelle, wo die Farbe eines Dinges durch eine andere Farbe unterbrochen wird. Beides iſt eben das, was bei dem Plinius auch verrucae heißen; und ſo wie Plinius maculae und verrucae verbindet, wenn er von den Edelſteinen ſagt, daß ſie nach Verſchiedenheit derſelben verſchiedene Namen bekämen, ſo nennt er auch ähnliche Flecken oder Makeln, beſonders in den künſtlichen Steinen, aus=

drücklich pustulas,*) als die in ſolchen von einem verfangenen Luftbläschen entſtanden zu ſeyn ſcheinen. Und was kann nun deutlicher ſeyn, als daß der Dichter ſagen wollen, der koſtbare gelbliche Stein, aus welchem die Schale geſchnitten, habe einen ſehr glücklichen weißen Fleck? Aber, wird man fragen, warum glücklichen? Faſt erweckt es Mitleiden, wenn man hört, was die Ausleger darauf antworten. Felix pustula dicitur, vel quod feliciter et ingeniose esset elaborata, vel quod nostrum poëtam bearet. Nicht doch! dieſe pustula hieß glücklich, weil die Ausleger ſo glückliche Muthmaßungen einmal darüber haben ſollten.

Ernſtlich von der Sache zu ſprechen, glaube ich, das Glückliche dieſes Flecks in den folgenden Zeilen zu finden:

Materiae non cedit opus: sic alligat orbem
Plurima cum tota lampade Luna nitet.

Wie kommt der volle Mond auf einmal hierher? O das wiſſen uns die Ausleger auf ſo vielerlei Art zu erklären, daß wir die Wahl haben. Die gemeinſte iſt, daß die Schale die Figur des vollen Mondes gehabt habe. Und wem das nicht genügt, dem giebt Rader zu bedenken, ob nicht vielmehr —

---

*) Nat. Hist. lib. XXXVII. c. 12. Illud vero meminisse conveniet, increscentibus varie maculis ac verrucis - - mutari saepius nomina in eadem plerumque materia. Et cap. 13. Factitiis pustulae in profundo apparent.

Ich muß ſeine eigenen lateiniſchen Worte herſchreiben; denn ich weiß ſie wahrlich nicht zu überſetzen — An potius claudit (*luna*) orbem phialae circulo elegantique emblemate? an implet et circinat? — Wie oft beneide ich die gelehrten Männer, welche lateiniſch ſchreiben; denn ſie allein dürfen ſo etwas hinſetzen, wobei kein Menſch etwas denken kann. Man urtheile, ob ſich mit meiner Auslegung noch eher ein Begriff verbinden läßt. Ich meine nämlich, daß wirklich ein voller Mond auf die Schale geſchnitten geweſen, und daß der Künſtler eben jenen weißen Fleck, eben jene felix pustula zu dieſem vollen Monde genutzt hatte, ſo daß eben durch dieſe Nutzung, eben durch dieſen glücklichen Einfall des Künſtlers, den blaſſen vollen Mond daraus zu ſchneiden, der Fleck ſelbſt ein glücklicher Fleck genannt zu werden verdiente. Wie viel dergleichen glückliche, oder glücklich genutzte Flecke, es auf alten, beſonders erhaben geſchnittenen Gemmen giebt, iſt bekannt.

Und hiermit breche ich ab, da ſich die übrigen Zeilen von ſelbſt erklären.

## 7.

An anderen Stellen haben die Ausleger den Sinn des Dichters verfehlt, weil, ihn nicht zu verfehlen, wenigſtens etwas von einer Eigenſchaft erfordert wird, die ihnen leider noch öfter abgeht, als Scharfſinn: ich meine, feines Gefühl.

Wer ſollte z. E. glauben, daß folgendes kurze Epigramm, welches die Leichtigkeit und Deutlichkeit ſelbſt zu ſeyn ſcheint, noch bis auf den heutigen Tag nicht richtig genug erklärt worden: *)

Qui ducis vultus, et non legis ista libenter,
Omnibus invideas, livide, nemo tibi.

Aber wie iſt das möglich? wird man fragen. Was iſt da viel zu erklären? was kann noch mehr darin ſtecken, als die trockenen Worte beſagen, welche die ganze Welt verſteht? Martial wünſcht, daß der, welcher dieſes nicht gern lieſt, und ein höhniſches Geſicht darüber zieht, alles beneiden möge, ohne von jemanden in der Welt beneidet zu werden. — Sehr recht! Aber wie ſteht es denn mit dem dieſes? worauf geht denn das ista? Was iſt denn das, was der Dichter, bei einer ſo hohen Verwünſchung, durchaus ohne Mißgunſt und Hohn will geleſen wiſſen? Neunzehn Theile der Ausleger thun, als ob ſich das ja wohl von ſelbſt verſtünde; und das Eine Zehntheil, welches ſich ausdrücklich darüber erklärt, verſichert im Namen Aller, daß unter dem ista Martial ſeine eigenen Epigramme überhaupt verſtehe. Denn was wohl ſonſt? — Wahrlich, ſchlimm für den Martial, wenn ſich ſonſt nichts darunter verſtehen läßt! Denn ſage mir doch, wer nur einiges Gefühl hat, was für ein Geck der Dichter ſeyn muß, der durchaus

*) Lib. I. ep. 41.

verlangt, daß man ſeine Verſe mit Vergnügen leſen ſoll; der durchaus nicht leiden will, daß man auch nur eine Miene darüber verzieht? Und was für ein bösartiger, unmenſchlicher Geck er ſeyn muß, wenn er gar allen, die keinen Geſchmack an ſeinen Verſen finden, das Schrecklichſte dafür anwünſchen kann, was ſich nur denken läßt? Gewiß, ſo ein Geck, ſo ein bösartiger Geck war Martial nicht; ja, wenn er es auch im Grunde geweſen wäre, glaubt man wohl, daß er ſich dafür bloßgegeben habe? Es iſt ſonderbar, wie er gerade da eine ſo kleine eitle Rolle ſpielen muß, wo er ganz von Freundſchaft und Bewunderung fremder Tugenden überfloß? Denn mit einem Worte: das ista bezieht ſich einzig und allein auf den Inhalt des nächſt vorhergehenden Epigramms, in welchem er ſeinem Freunde, dem Decianus, ein ſo ſeltenes Lob ertheilt, daß er, nicht ſeine eigenen Verſe, ſondern dieſes Lob gleich darauf gegen den Neid ſichern zu müſſen, ſelbſt für nöthig erachtete. Man leſe nur:

Si quis erit, raros inter numerandus amicos,
Quales priſca ſides, ſamaque novit anus:
Si quis Cecropiae madidus Latiaeque Minervae
Artibus, et vera ſimplicitate bonus:
Si quis erit recti cuſtos, imitator honeſti,
Et nihil arcano qui roget ore deos:
Si quis erit magnae ſubnixus robore mentis,
Dispeream, ſi non hic Decianus erit.

Und nun verbinde man hiermit ſofort das folgende, und urtheile ſelbſt.

Qui ducis vultus, et non legis iſta libenter,
Omnibus invideas, livide, nemo tibi.

Sollten Leſer, die ſich nicht ſehr um den Martial bekümmert haben, wohl glauben, daß die augenſcheinliche Verbindung dieſer zwei Epigramme unter ſich, ſchlechterdings noch von keinem Ausleger bemerkt worden? Was durch Gelehrſamkeit in den alten Dichtern zu erklären ſteht, das iſt uns, die wir jetzt leben, ziemlich vorweggenommen. Aber auf mein Wort: von dem, was ſich in ihnen bloß durch Geſchmack und Empfindung erklären läßt, iſt uns noch manches übrig gelaſſen, was wir zuerſt bemerken können.

Ich weiß nicht, ob ich hierher auch die unzulängliche Erklärung eines andern kurzen Epigramms rechnen darf, das ſo oft nachgeahmt, ſo oft überſetzt worden.*)

Nuper erat medicus, nunc eſt veſpillo Diaulus:
Quod veſpillo facit, fecerat et medicus.

Denn wenn man es hier auch ſchon empfunden hätte, daß, nach der gewöhnlichen und einzigen Auslegung, dem Einfalle des Dichters an Richtigkeit noch ſehr vieles abgehe, ſo wüßte ich doch nicht, woher man, was ihm abgeht, erſetzen ſollen; da der Umſtand, durch den es einzig und

*) Lib. I. ep. 48.

allein geſchehen kann, ſo gänzlich unbekannt geblieben. Zur Noth müſſen wir uns, wenn keine nähere Gleichheit zwiſchen einem Vespillo und einem ungeſchickten Arzte ſich findet, freilich auch ſchon damit begnügen, daß beide die Leute unter die Erde bringen, obſchon der eine in einem ganz andern Verſtande, als der andere. Aber wie, wenn ſich zeigen ließe, daß die Vespillones nicht bloße Todtengräber geweſen; daß ſie dabei noch ein anderes Handwerk gehabt, welches ſie einem mörderiſchen Arzte ungleich näher bringt; kurz, wenn ſich zeigen ließe, daß ſie die Gehülfen des Scharfrichters geweſen, die zugleich Verbrecher mit abthun müſſen: ſollte das nicht den Einfall des Dichters um eben ſo vieles richtiger, als beißender machen? Dieſes aber kann ich wirklich zeigen; und zwar aus einem noch ungedruckten Epigramme eines alten lateiniſchen Dichters in dem Lakurnäiſchen Manuſcripte, welches ich aus der obgedachten Abſchrift des Gudius hier mittheilen will. Es iſt auf einen Elenden, welcher einen gewaltigen großen Bruch hatte, und lautet ſo:

Moles tanta tibi pendet sub ventre, Siringi,
  Ut te non dubitem dicere bicipitem.
Nam te si addictum mittat sententia campo,
  Vespillo ignorat, quod secet ense caput.

Das Zeugniß iſt klar und deutlich, und was wir daraus lernen, hat auch ſonſt ſeinen Nutzen, indem wir ſonach zugleich die Urſache erfahren, warum

die Veſpillones in dem römiſchen Rechte für unehrlich gehalten wurden, welches ihnen als bloßen Todtengräbern ſchwerlich hätte begegnen können, und daher immer ſehr fremd geſchienen.

8.

Überhaupt fehlt es uns noch gar ſehr an einer recht guten Ausgabe des Martial. Die vom Farnabius, und beſonders ſo, wie ſie Schrevel vermehrt hat, von 1656, iſt noch immer die beſte Handausgabe, und derjenigen weit vorzuziehen, welche Vincentius Colleſſo, zum Gebrauche des Dauphin, 1680 beſorgt hat.

Wenn man alles ſo ziemlich beiſammen haben will, was über den Martial geſchrieben worden, ſo muß man, außer der Ausgabe des Raderus, noch die Pariſer von 1617 bei Mich. Sonnius in Folio, und die Schriverſche von 1619 in Duodez, zu bekommen ſuchen, welche beide letzteren die Anmerkungen von nahe zwanzig verſchiedenen Gelehrten enthalten. Es iſt nur Schade, daß wir das Beſte, was in ihnen zerſtreut iſt, nicht in einem vollſtändigern und beurtheilendern Auszuge, als Farnabius und Schrevel davon gemacht haben, beſitzen ſollen; und daß kein Burmann oder Corte den ganzen Text des Dichters gegen gute Manuſkripte neuerlich verglichen, als woran es ihm noch immer ſehr nöthig iſt.

Sollte ſich noch ein fleißiger Mann finden, der ſich dieſer Mühe zu unterziehen Luſt hätte, ſo zeige ich ihm hiermit an, daß die Fürſtliche Bibliothek zu Wolfenbüttel vier Handſchriften vom Martial beſitzt, wovon drei auf Pergamen ſind. Doch nur eine, die aber an vielen Stellen ſehr verloſchen, iſt von etwas beträchtlicherm Alter; denn die anderen beiden ſind aus der erſten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts, und ſcheinen entweder eine von der andern, oder beide von einer und der nämlichen dritten abgeſchrieben zu ſeyn, ſo ſehr ſtimmen ſie in allen Stücken überein. Das eine dieſer gleichlautenden Exemplare iſt deßwegen mit merkwürdig, weil es dem Antonius Panormita gehört hat, der es von ſeinem Freunde, dem Auriſpa, geſchenkt bekommen, wie am Ende deſſelben durch die Worte Antoni Panhormitae liber: Aurispae donum angezeigt wird. Zum Schluſſe des andern ſteht: Scriptum Ferrariae per manus Theoderici Nicolai Werken de Abbenbroek. Anno domini nostri Jesu Christi 1446.

Ich kann aber, die Wahrheit zu ſagen, von allen dieſen drei Handſchriften auf Pergamen, ſo wie auch von der vierten auf Papier, nicht viel Rühmens machen. Sie haben faſt durchgängig die Lesarten des Domitius, und ganz eigene, welche Aufmerkſamkeit verdienten, ſind ſehr dünne geſäet. Eine und die andere iſt mir jedoch in die Augen gefallen, die ich ohne Bedenken in den Text auf-

die Vespillones in dem römiſchen Rechte für unehrlich gehalten worden, welches ihnen als bloßen Todtengräbern ſchwerlich hätte begegnen können, und daher immer ſehr fremd geſchienen.

8.

Überhaupt fehlt es uns noch gar ſehr an einer recht guten Ausgabe des Martial. Die vom Farnebus, und beſonders ſo, wie ſie Schrevel vermehrt hat, von 1656, iſt noch immer die beſte Handausgabe, und derjenigen weit vorzuziehen, welche Vincentius Kolleſſo, zum Gebrauche des Dauphin, 1680 beſorgt hat.

Wenn man alles ſo ziemlich beiſammen haben will, was über den Martial geſchrieben worden, ſo muß man, außer der Ausgabe des Raderus, noch die Pariſer von 1617 bei Mich. Sonnius in Folio, und die Skriverſche von 1619 in Duodez, zu bekommen ſuchen, welche beide letzteren die Anmerkungen von nahe zwanzig verſchiedenen Gelehrten enthalten. Es iſt nur Schade, daß wir das Beſte, was in ihnen zerſtreut iſt, nicht in einem vollſtändigern und beurtheilendern Auszuge, als Farnabius und Schrevel davon gemacht haben, beſitzen ſollen; und daß kein Burmann oder Corte den ganzen Text des Dichters gegen gute Manuſkripte neuerlich verglichen, als woran es ihm noch immer ſehr nöthig iſt.

Sollte ſich noch ein fleißiger Mann finden, der ſich dieſer Mühe zu unterziehen Luſt hätte, ſo zeige ich ihm hiermit an, daß die Fürſtliche Bibliothek zu Wolfenbüttel vier Handſchriften vom Martial beſitzt, wovon drei auf Pergamen ſind. Doch nur eine, die aber an vielen Stellen ſehr verloſchen, iſt von etwas beträchtlicherm Alter; denn die anderen beiden ſind aus der erſten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts, und ſcheinen entweder eine von der andern, oder beide von einer und der nämlichen dritten abgeſchrieben zu ſeyn, ſo ſehr ſtimmen ſie in allen Stücken überein. Das eine dieſer gleichlautenden Exemplare iſt deßwegen mit merkwürdig, weil es dem Antonius Panormita gehört hat, der es von ſeinem Freunde, dem Auriſpa, geſchenkt bekommen, wie am Ende deſſelben durch die Worte Antoni Panhormitae liber: Aurispae donum angezeigt wird. Zum Schluſſe des andern ſteht: Scriptum Ferrariae per manus Theoderici Nicolai Werken de Abbenbroek. Anno domini nostri Jesu Christi 1446.

Ich kann aber, die Wahrheit zu ſagen, von allen dieſen drei Handſchriften auf Pergamen, ſo wie auch von der vierten auf Papier, nicht viel Rühmens machen. Sie haben faſt durchgängig die Lesarten des Domitius, und ganz eigene, welche Aufmerkſamkeit verdienten, ſind ſehr dünne geſäet. Eine und die andere iſt mir jedoch in die Augen gefallen, die ich ohne Bedenken in den Text auf-

die Veſpillones in dem römiſchen Rechte für unehrlich gehalten worden, welches ihnen als bloßen Todtengräbern ſchwerlich hätte begegnen können, und daher immer ſehr fremd geſchienen.

## 8.

Überhaupt fehlt es uns noch gar ſehr an einer recht guten Ausgabe des Martial. Die vom Farnebus, und beſonders ſo, wie ſie Schrevel vermehrt hat, von 1656, iſt noch immer die beſte Handausgabe, und derjenigen weit vorzuziehen, welche Vincentius Colleſſo, zum Gebrauche des Dauphin, 1680 beſorgt hat.

Wenn man alles ſo ziemlich beiſammen haben will, was über den Martial geſchrieben worden, ſo muß man, außer der Ausgabe des Raderus, noch die Pariſer von 1617 bei Mich. Sonnius in Folio, und die Skriverſche von 1619 in Duodez, zu bekommen ſuchen, welche beide letzteren die Anmerkungen von nahe zwanzig verſchiedenen Gelehrten enthalten. Es iſt nur Schade, daß wir das Beſte, was in ihnen zerſtreut iſt, nicht in einem vollſtändigern und beurtheilendern Auszuge, als Farnabius und Schrevel davon gemacht haben, beſitzen ſollen; und daß kein Burmann oder Corte den ganzen Text des Dichters gegen gute Manuſkripte neuerlich verglichen, als woran es ihm noch immer ſehr nöthig iſt.

Sollte ſich noch ein fleißiger Mann finden, der ſich dieſer Mühe zu unterziehen Luſt hätte, ſo zeige ich ihm hiermit an, daß die Fürſtliche Bibliothek zu Wolfenbüttel vier Handſchriften vom Martial beſitzt, wovon drei auf Pergamen ſind. Doch nur eine, die aber an vielen Stellen ſehr verloſchen, iſt von etwas beträchtlicherm Alter; denn die anderen beiden ſind aus der erſten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts, und ſcheinen entweder eine von der andern, oder beide von einer und der nämlichen dritten abgeſchrieben zu ſeyn, ſo ſehr ſtimmen ſie in allen Stücken überein. Das eine dieſer gleichlautenden Exemplare iſt deßwegen mit merkwürdig, weil es dem Antonius Panormita gehört hat, der es von ſeinem Freunde, dem Auriſpa, geſchenkt bekommen, wie am Ende deſſelben durch die Worte Antoni Panhormitae liber: Aurispae donum angezeigt wird. Zum Schluſſe des andern ſteht: Scriptum Ferrariae per manus Theoderici Nicolai Werken de Abbenbroek. Anno domini nostri Jesu Christi 1446.

Ich kann aber, die Wahrheit zu ſagen, von allen dieſen drei Handſchriften auf Pergamen, ſo wie auch von der vierten auf Papier, nicht viel Rühmens machen. Sie haben faſt durchgängig die Lesarten des Domitius, und ganz eigene, welche Aufmerkſamkeit verdienten, ſind ſehr dünne geſäet. Eine und die andere iſt mir jedoch in die Augen gefallen, die ich ohne Bedenken in den Text auf-

nehmen würde. Z. E. in dem neun und dreißigſten Epigramme des neunten Buchs, auf einen geſchickten Balanſirer (Ventilator), welcher ein kleines rundes Schild in die Luft warf, und es jedesmal mit verſchiedenen Theilen ſeines Körpers in der Balanſe wieder auffing. Von dieſem ſagt Martial, in allen gedruckten Ausgaben:

Summa licet velox, Agathine, pericula ludas,
Non tamen efficies, ut tibi parma cadat.
Nolentem sequitur — — — — — — — —

Mir iſt von jeher das pericula ludas verdächtig vorgekommen. Denn pericula ludere mag nun heißen ſollen ſo viel als cum periculo ludere, oder ſo viel als contemnere pericula, et perinde ludere parma, ac si nullum esset casus periculum, wie es uns die allzugütigen Ausleger freiſtellen, ſo ſtreitet doch, das eine ſowohl als das andere, ganz mit dem Sinne des Dichters, welcher es durch einen eben ſo witzigen, als dem Künſtler ſchmeichelhaften Einfall verneinen will, daß viel Gefahr und Kunſt bei dem Spiele ſey, indem das Schild ihm wider Willen nachfolge, nolentem sequitur, und ſonach mehr Kunſt dazu gehören würde, ihm auszuweichen, es fallen zu laſſen, als es zu fangen. Nun leſen drei von unſeren Manuſkripten anſtatt pericula ludas, deutlich und klar pericula laudes, und ich bin völlig verſichert, daß dieſe Lesart die richtigere und wahre iſt. Ich verſtehe das pericula laudes nämlich ſo, daß dergleichen

Künſtler, wie ſie es noch thun, mündlich die äuſſerſte Schwierigkeit ihrer Kunſtſtücke anzupreiſen pflegten, und würde daher die ganze Stelle überſetzen: „Rühme nur, gewandter Agathin, wie viel Gefahrniß bei deiner Kunſt ſey! Es ſteht ja doch nicht in deiner Macht, das Schild fallen zu laſſen; es verfolgt dich wider Willen, u. ſ. w."

Auch beſitzt die Bibliothek ein Exemplar der Gruterſchen Ausgabe des Martial, zu welcher Salmaſius einiges an den Rand geſchrieben. Und ob Salmaſius ſchon ſelbſt das Beſte davon hin und wieder in ſeinen Werken, beſonders in den Exercit. Plin. angewendet hat, woraus es hernach Schrevel in ſeine Ausgabe übergetragen, ſo dürfte doch wohl noch eine kleine gute Nachleſe zu halten ſeyn.

## 9.

Ich ſchließe dieſe Rhapſodie über den Martial mit einer litterariſchen Anmerkung über ein Paar Überſetzer deſſelben, in Meinung, daß ich wohl jemanden ein vergebenes Nachſchlagen damit erſparen könnte.

Martial hat das Glück gehabt, ſogar in das Griechiſche überſetzt zu werden. Nicht zwar ganz; auch nicht von wirklichen Griechen, wenn es ſchon nur von den ſpäteren wäre, dergleichen den Jul. Cäſar, den Eutropius, den Sittenlehrer Kato

[illegible] ins Griechische übertrugen, das nun freilich [illegible] das Griechische des Thucydides, des Xenophon, des Theognis ist. Sondern, die dem Martial diese Ehre erwiesen, waren Gelehrte des vorigen Jahrhunderts, die ihn aus einer erlernten Sprache in eine andere erlernte Sprache übersetzten. Will man eine dergleichen Arbeit mehr für eine Schulübung, als für die anständige Beschäftigung eines wahren Dichters halten, so habe ich nichts dagegen. Aber es giebt Männer von sehr berühmten Namen, die zu ihrer Zeit mit dergleichen Schulübungen sehr viel Aufsehn machten.

Der vornehmste derselben ist unstreitig Joseph Skaliger. Im Bette, bei schlafloſen Nächten, ohne Licht und Bücher, wie er selbst sagt, übersetzte er vor langer Weile diejenigen Epigramme, die er auswendig wußte, und so entstand das [illegible] Florilegium Martialis, welches Is. [illegible] zu Paris 1607, zuerst herausgab. [illegible] dem Martial beigelegte eine Buch [illegible] das dreizehnte und vier[illegible] Schauspielen ganz, und von den übrigen zwölf [illegible] fast ganz, [illegible] ziemliche Anzahl. Kasaubonus [illegible] Zierlichkeit dieser Übersetzung außer alle [illegible] war ihm ein Werk, quo ne [illegible] magis Atticae. Gleichwohl hat, [illegible], ein Mann, der sich lange [illegible] Skaliger noch ein Kasaubonus

dünkte, ausführlich gezeigt,*) daß ſie voller Schnitzer wider die Quantität, voller Barbarismen und Solöcismen, voller anderen Fehler ſey, die zu entſchuldigen, dem Verfaſſer und dem Herausgeber hätte ſchwer fallen ſollen. Und hierauf, denke ich, konnte jeder auch ſchon voraus ſchwören, der noch ſo wenig von der Sache verſtand.

Da man dieſe Nachtgeburten des Skaliger der großen Pariſer Ausgabe des Martial einverleibt hat, ſo habe ich lange in dem Wahne geſtanden, daß ſie allda weit vermehrter zu finden wären, als irgendwo. Endlich habe ich entdeckt, daß dieſe vermeinte Vermehrung eine bloße Nachläſſigkeit deßjenigen iſt, der benannte Ausgabe des Martial beſorgt hat. Denn was ſich darin an griechiſchen Überſetzungen mehr findet, als in dem Florilegio ſteht, das gehört nicht dem Skaliger, ſondern dem Fr. Morellus, deſſen Namen man zum Unterſchiede ein jedesmal beizufügen, nicht hätte unterlaſſen ſollen. Kaum daß noch Morellus in dem vorgeſetzten allgemeinen Verzeichniſſe der genutzten und eingeſchalteten Ausleger genannt wird; in dem Werke ſelbſt iſt ſeiner nirgends gedacht, welches außer dem Antonio**) ſchon Manchen mag befremdet haben. Es hatte aber Morellus ſeine

*) Nämlich Monnoye, in ſeiner Ausgabe der Menagiana, T. I. pag. 325—336. Edit. de Paris.

**) Bibl. Hisp. vet. l. c.

Blanditias nescis: dabo, dic, tibi millia centum,
Et dabo Sentini jugera culta soli.
Accipe vina, domum, pueros, chrysendeta, mensas:
Nil opus est — — —

Aus eben dieſem Manuſkripte könnte ich auch ein ganzes noch ungedrucktes, zwar nur einzeiliges, Epigramm ad quendam, quomodo debeat servire Priapo mittheilen, welches ſich zwiſchen dem zweiunddreißigſten und dreiunddreißigſten befindet; doch was von dieſer Art nicht ſchon bekannt iſt, ſoll es durch mich gewiß nicht werden. Und dazu iſt es ſo plump!

2. Die zweite Handſchrift, mit der ich vor länger als zehn Jahren eine leere Stunde verdorben, iſt unter den Rhedingerſchen Manuſkripten der Bibliothek des Gymnaſii zu St. Eliſabeth in Breslau. Auch dieſe lieſt manche Zeile viel ſchmeidiger, und dem Verſtande gemäßer, wovon ich nur ein Paar Beiſpiele geben will.

Carmen XV. ad Priapum.

Qualibus Hippomenes rapuit Schoeneida pomis:
Qualibus Hesperidum nobilis hortus erat:
Qualia credibile est spatiantem rure paterno,
Nausicaam pleno saepe tulisse sinu:
Quale fuit malum, quod litera pinxit Aconti,
Qua lecta, cupido pacta puella viro est:
Taliacunque puer dom[illegible]orentis agelli
Impos[illegible]ensae, [illegible]ape, tuae.

ſt von ſehr ſchönen Äpfeln die Rede, die mit hönſten aus dem ganzen Fabelreiche verglichen n. Wie ſchickt ſich nun zu dieſen das talia-ue, da cunque gemeiniglich etwas Verklei-es bei ſich hat, wie Bentley über den Ho-nmerkt.*) Scioppius ſah ſich daher auch ngen, in ſeinen Anmerkungen zu ſagen: το ue παρελκει. Aber was iſt ſo ein παρελκει es, als die gelehrtere Benennung eines Flick-s? welches wir uns hier erſparen können, wenn mit dem Rhedingerſchen Manuſkripte leſen en:

alia quinque puer dominus florentis agelli etc.

waren ſolcher ſchönen Äpfel fünf, die dem Pria- vorgeſetzt wurden.

## Carmen XX. ad Priapum.

Copia me perdit: tu suffragare rogatus,
 Judicio nec me prode, Priape, tuo.
Haec quaecunque tibi posui vernacula poma,
 De sacra nulli dixeris esse via.

Gruter, welcher auf Veranlaſſung ſeines Freun-des, Meliſſus, die Priapeia dem Martial als das funfzehnte Buch beifügte, ſagt in ſeinen An-merkungen (die in der Ausgabe des Hadrionides nicht hätten fehlen ſollen) über die dritte Zeile die-ſes Gedichts: Magis arridet lectio marginalis,

*) Ad Lib. I. Od. VII.

quamvis ei minime ancillentur mss. codd. *Quaeque tibi posui tanquam vernacula poma.* Wenn es aber ſonach nur noch der Beiſtimmung von Handſchriften bedarf, dieſe beſſere Randgloſſe in den Text aufzunehmen, ſo kann ich verſichern, daß der Text ſowohl des Rhedingerſchen als Wolfenbüttelſchen Manuſkripts vollkommen ſo lieſt. Es iſt auch nothwendig, daß man ſo leſen muß; denn vernacula poma waren es ja wirklich nicht, ſondern ſollten es nur bedeuten.

3. Daß Fr. Lindenbruch den ſogenannten Anhang des Virgil mit Joſ. Skaliger's und ſeinen Anmerkungen herausgegeben, iſt bekannt. Aber das iſt nicht bekannt, daß er eine zweite, verbeſſerte und vermehrte Ausgabe davon zum Drucke faſt fertig gehabt, wovon das Exemplar, in welches er ſeine Verbeſſerungen und Vermehrungen eingetragen, in hieſiger Bibliothek befindlich. Auch er hat darin die Priapeia mit einem Manuſkripte verglichen, und mancherlei Lesarten beigeſchrieben, deren aber die meiſten offenbare Schreibfehler ſind; wenigſtens iſt keine einzige darunter, die ich mit meinen vertauſchen möchte.

Warum ſonſt ſpätere Herausgeber völlig ausgemachte Dinge nicht nutzen wollen, um uns den Text dieſer Kleinigkeiten, die vollends des Leſens nicht werth ſind, wenn man ſich erſt den Kopf darüber zerbrechen ſoll, ſo korrekt zu geben, als ihnen möglich war: daran kann nichts als Nachläſſigkeit

Schuld ſeyn. Wenn Skaliger z. E. bereits angemerkt hatte, daß das vierundzwanzigſte Epigramm aus dem Griechiſchen des Leonidas, in die Anthologie genommen ſey: warum hat man deſſenungeachtet bisher unterlaſſen, die Interpunktion der zwei letzten Zeilen,

Fur habeas poenam, licet indiguere, feramque
Propter olus, dicas, hoc ego, propter olus.

nach den griechiſchen Zeilen,

*Ἀλλ᾽ ὡς ἐντεταμαι, φωρ ἐμβλεπε τουτο δ᾽ ἐρωτας,*
*Των ὀλιγων λαχανων εἱνεκα; των ὀλιγων.*

zu berichtigen? nach welchen ſie nothwendig ſo ausſehen muß:

— — — — — — — feramque
Propter olus, dicas, hoc ego? Propter olus.

Und ſo hat ſie auch Salmaſius in ſeinem Exemplare des Gruterſchen Martial wirklich beigeſchrieben.

# V.

## Griechiſche Anthologie.

### 1.

Ich will hierunter ſowohl das Werk des Planudes, als des Kephalas verſtanden wiſſen. Wenn das letztere eben dieſelbe Anthologie iſt, welche ſeit den Zeiten des Salmaſius ſo oft unter dem Namen der ungedruckten angeführt und genutzt worden, ſo haben wir es dem Hrn. Dr. Reiske zu verdanken, daß ſie dieſes Beiworts zum größten Theil nicht weiter bedarf. Wenn ich aber hinzuſetze, daß beide Anthologieen dieſem würdigen Gelehrten noch mehr zu verdanken haben möchten; daß es ihm gefallen möchte, uns auch ſeines ſcharfſinnigen Fleißes über die Planudiſche nicht zu berauben: ſo mag er bedenken, daß es Männer giebt, von denen man um ſo viel mehr fordert, je mehr ſie gutwillig leiſten. Ich wüßte wenigſtens nicht, wodurch er ſeine ſo großen Verdienſte um die geſammte griechiſche Litteratur ſtolzer krönen könnte, als durch die Erfüllung dieſes Wunſches. Und doch muß ich mich gegen ihn ſchä=

men, dieſen Wunſch gethan zu haben, ſo lange ſein patriotiſcher Eifer, der leider mehr als uneigennützig heißen muß, wahrlich nicht zur Ehre unſerer Zeit und unſeres Vaterlandes, fortfährt, ſo wenig Unterſtützung zu finden.

2.

Es iſt aber, ſelbſt nach der Bemerkung des Hrn. Dr. Reiske, ſo gewiß nicht, daß die Anthologie des Kephalas, welche er aus der Leipziger Abſchrift herausgegeben, die von dem Heidelbergiſchen, nun Vatikaniſchen Manuſkripte genommen worden, die einzige noch jetzt vorhandene ungedruckte Anthologie iſt. Seine Vermuthung von dem barbariniſchen Kodex, welchen Holſtein und Allatius gebraucht, ſcheint ſehr gegründet zu ſeyn,*) und welch ein Glück wäre es, wenn ſich in dieſem, wenigſtens nur die unverfälſchte Anthologie des Agathias fände, und mit der Zeit an das Licht käme. Schon aus ihr, wenn denn nun auch die urſprünglichen Sammlungen des Meleager und Philippus auf immer verloren wären, würden wir, denke ich, von dem epigrammatiſchen Genie der Griechen einen etwas andern Begriff bekommen, als wir uns jetzt davon zu machen, vielleicht nur verleitet worden.

---

*) Praefat. ad Anth. Conſt. Ceph. p. XIX.

mehr als Ein Schriftſteller bemüht hatte, der Kunſt, das Lachen zu erwecken, eine ſcientifiſche Form zu geben, wobei doch alles vornehmlich auf die Quellen der bei dem Martial ſo ſehr verſchrieenen Pointen hinauslaufen mußte.*) Man iſt nicht zu fein, ſondern zu ſtumpf geworden, wenn man an einer Gattung intellektueller Schönheit deßwegen kein Vergnügen findet, weil ſie nicht gerade die vornehmſte und intereſſanteſte iſt. Alles iſt gut, wenn es an ſeiner Stelle iſt; aber von allen Arten des Geſchmacks iſt der einſeitige der ſchlechteſte. Man iſt ſicherlich weder geſund noch klug, wenn man ſeine Schöne nicht anders, als in der Kleidung einer unſchuldigen Schäferin lieben kann.

5.

Es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß ſich Martial ſogar nach ſolchen griechiſchen Stücken gebildet hat, welche ſeinen ſo ähnlich ſehen. Er kannte den Meleager; und warum ſollte er nicht auch die Anthologie deſſelben gekannt haben, da er ſich eines von des Meleager's eigenen Epigrammen, welches ſich noch jetzt darin findet, ganz zu eigen gemacht? Nämlich die Grabſchrift, welche Meleager einem Auſigenes ſetzte,**)

*) *Cicero* de Orat. lib. II. cap. 63 et 71.

**) Anthol. lib. III. cap. 1.

*Παμμητορ γη χαιρε· συ τον παρος οὐ βαρυν*
*εἰς σε*
*Λυσιγενην, καὐτη νυν ἐπεχοις ἀβαρης.*

hat er faſt wörtlich in den Schluß der Grabſchrift auf ſeine kleine liebe Erotion übergetragen.*)

Mollia nec rigidus cespes teget ossa, nec illi,
Terra, gravis fueris, non fuit illa tibi.

Indeß muß ich, den eigenthümlichen Reichthum des Martial nicht verdächtig zu machen, hier anmerken, daß dieſes Exempel das einzige in der geſammten Anthologie iſt, nach welchem es ganz und gar keinen Zweifel leidet, daß er ſich dann und wann auch mit griechiſchen Einfällen beholfen. Denn ſo viel Ähnlichkeit auch mehrere von ſeinen Epigrammen, mit dem oder jenem griechiſchen zu haben ſcheinen, ſo verſteht es ſich darum nicht gleich von ſelbſt, daß eben Er der Nachahmer geweſen. Ich muß von dem Alter des griechiſchen Verfaſſers ſicher überzeugt ſeyn, ehe ich das ſoll auf ihn kommen laſſen. Denn offenbar iſt es bei den meiſten, daß nicht die Griechen von ihm, ſondern er von den Griechen geplündert worden, als von welchen man zeigen kann, daß ſie lange nach ihm gelebt haben.

So äußert ſich zwiſchen dem Epigramm eines gewiſſen Myrinas,**)

*) Lib. V. ep. 35.

**) Anthol. lib. II. cap. 9.

mehr als Ein Schriftſteller bemüht hatte, der Kunſt, das Lachen zu erwecken, eine ſcientifiſche Form zu geben, wobei doch alles vornehmlich auf die Quellen der bei dem Martial ſo ſehr ver=ſchrieenen Pointen hinauslaufen mußte.*) Man iſt nicht zu fein, ſondern zu ſtumpf geworden, wenn man an einer Gattung intellektueller Schön=heit deßwegen kein Vergnügen findet, weil ſie nicht gerade die vornehmſte und intereſſanteſte iſt. Alles iſt gut, wenn es an ſeiner Stelle iſt; aber von allen Arten des Geſchmacks iſt der einſeitige der ſchlechteſte. Man iſt ſicherlich weder geſund noch klug, wenn man ſeine Schöne nicht anders, als in der Kleidung einer unſchuldigen Schäferin lieben kann.

5.

Es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß ſich Martial ſogar nach ſolchen griechiſchen Stücken gebildet hat, welche ſeinen ſo ähnlich ſehen. Er kannte den Me=leager; und warum ſollte er nicht auch die An=thologie deſſelben gekannt haben, da er ſich eines von des Meleager's eigenen Epigrammen, welches ſich noch jetzt darin findet, ganz zu eigen gemacht? Nämlich die Grabſchrift, welche Meleager einem Auſigenes ſetzte,**)

*) *Cicero* de Orat. lib. II. cap. 63 et 71.

**) Anthol. lib. III. cap. 1.

*Παμμητορ γη χαιρε· συ τον παρος οὐ βαρυν εἰς σε*
*Λυσιγενην, καὐτη νυν ἐπεχοις ἀβαρης.*

hat er faſt wörtlich in den Schluß der Grabſchrift auf ſeine kleine liebe Erotion übergetragen.*)

Mollia nec rigidus ceſpes teget oſſa, nec illi,
Terra, gravis fueris, non fuit illa tibi.

Indeß muß ich, den eigenthümlichen Reichthum des Martial nicht verdächtig zu machen, hier anmerken, daß dieſes Exempel das einzige in der geſammten Anthologie iſt, nach welchem es ganz und gar keinen Zweifel leidet, daß er ſich dann und wann auch mit griechiſchen Einfällen beholfen. Denn ſo viel Ähnlichkeit auch mehrere von ſeinen Epigrammen, mit dem oder jenem griechiſchen zu haben ſcheinen, ſo verſteht es ſich darum nicht gleich von ſelbſt, daß eben Er der Nachahmer geweſen. Ich muß von dem Alter des griechiſchen Verfaſſers ſicher überzeugt ſeyn, ehe ich das ſoll auf ihn kommen laſſen. Denn offenbar iſt es bei den meiſten, daß nicht die Griechen von ihm, ſondern er von den Griechen geplündert worden, als von welchen man zeigen kann, daß ſie lange nach ihm gelebt haben.

So äußert ſich zwiſchen dem Epigramm eines gewiſſen Myrinas,**)

---

*) Lib. V. ep. 35.

**) Anthol. lib. II. cap. 9.

Υ τετρακοσι' ἐστιν· ἐχεις δε συ τους ἐνιαυτους
Δις τοσσους τρυφερη πεντακορων Ἑκαβη.
Σισυφου ὠ μαμμη και Δευκαλιωνος ἀδελφη,
Βαπτε δε τας λευκας, και λεγε πασιν τατα.

und dieſem vom Martial,*)

Mammas atque tatas habet Afra: sed ipsa tatarum
Dici et mammarum maxima mamma potest.

zwar allerdings eine große Verwandtſchaft, und ſchwerlich dürfte das eine ohne Hülfe des andern ſeyn gemacht worden. Denn beide verſpotten ſie eine eitle Närrin, die gern jünger ſcheinen möchte, als ſie iſt; nur daß das eine von ihr wirklich erzählt, was das andere ihr in dieſer Abſicht zu thun nur rathet. Aber welches iſt hier das Original, und welches die Kopie? Das Alter des Myrinas iſt ungewiß; und Herr Dr. Reiske giebt es ſelbſt für nichts als eine Vermuthung aus, daß dieſer Myrinas der Rhetor L. Licinius Varro Murena ſeyn könne.**)

Hingegen iſt zwiſchen folgendem des Martial,***)

Lotus nobiscum est, hilaris coenavit; et idem
Inventus mane est mortuus Andragoras.
Tam subitae mortis caussam, Faustine, requiris?
In somnis medicum viderat Hermocratem.

---

*) Lib. I. ep. 101.

**) Notit. Poët. Anthol. p. 248.

***) Lib. VI. ep. 53.

und dieſem des Lucilius,*)

Ἑρμογενη τον ἰατρον ἰδων Διοφαντος ἐν ὑπνοις,
Οὐκ ἔτ' ἀνηγερθη, και περιαμμα φερων.

die Sache außer Streit, und Rader hätte nicht ſo unbedachtſam mit einem e Graeco hoc est expressum das Original des Martial geradeweg zur Nachahmung erniedrigen ſollen. Denn von dem Lucilius oder Lucillius, dem das Griechiſche gehört, iſt es ausgemacht, daß er geraume Zeit nach dem Martial gelebt.

Am ungernſten möchte ich dem Martial ſein ſo Bekanntes, und noch immer ſo oft Anzuwendendes**)

Non de vi, neque caede, nec veneno,
Sed lis est mihi de tribus capellis.
Vicini queror has abesse furto.
Hoc judex sibi postulat probari:
Tu Cannas, Mithridaticumque bellum,
Et perjuria Panici furoris,
Et Syllas, Mariosque, Muciosque
Magna voce sonas, manuque tota.
Jam dic, Postume, de tribus capellis.

ſtreitig gemacht wiſſen. Gleichwohl ſchreibt Farnabius in ſeinen Anmerkungen: vide Lucilli epigr. lib. 2. cap. 46. Anthol. unde hoc expressum. Das wäre mir ein ſchöner Kommentator, der mich

*) Anthol. lib. II. cap. 22.

**) Lib. VI. cap. 19.

ſo ungeprüfter Sache hinter meinen Nachahmer ſetzte! Oder verlohnte es ſich nicht der Mühe, ſo etwas genauer nachzuſehen: was verlohnte ſich denn der Mühe über den Martial anzumerken? Der Lucillius, den Farnabius hier zum Erfinder macht, iſt der nämliche vorgedachte, von dem, wie geſagt, ſo viel gewiß iſt, daß er ſpäter als Martial gelebt. Denn er hat unter anderen auch ein Epigramm auf den Arzt Magnus gemacht.*) Nun möchte ich zwar unter dieſem nicht, wie Fabricius gethan,**) den ſogenannten Jatroſophiſten verſtehen, als wonach Lucillius bis in das vierte Jahrhundert herunterkommen würde. Wenn denn aber auch nur der Magnus aus dem zweiten Jahrhunderte gemeint iſt, welcher Leibarzt bei den Antoninen war, ſo bleibt doch immer derjenige Dichter, der ein Epigramm auf den Tod deſſelben machen können, wenigſtens noch funfzig Jahre hinter dem Martial zurück. Die Nachahmung des Lucillius ſelbſt iſt nicht ſchlecht; ſie hat ſogar Eigenes genug, daß ſie wohl auch ganz und gar nicht Nachahmung des Martial, ſondern eines dritten Muſters ſeyn könnte; beſonders wenn es wahr wäre, was dem Erasmus bedünkte, daß der Schluß derſelben aus einem Sprichworte entlehnt ſey,***) und nicht

*) Anthol. lib. I. cap. 39.

**) Bibl. Gr. Lib. III. cap. 28. p. 719.

***) Adagior. Chil. III. cent. 1.

vielmehr das Sprichwort ſelbſt ſeinen Urſprung daher hätte.

Hierüber aber, daß ſich in einer alten griechiſchen Anthologie mehr Stücke finden ſollen, welche aus dem Martial nachgeahmt worden, als ſolche, welche Martial daraus nachgeahmt, können ſich nur diejenigen wundern, welche überhaupt die Verfaſſer derſelben nicht recht kennen. Es finden ſich darunter nicht nur ſehr viel ſpätere Griechen, denen es üblich war, die lateiniſche Sprache zu lernen, ſondern auch nicht wenig geborene Römer, die Griechiſch genug gelernt zu haben glaubten, um ein Epigramm darin wagen zu dürfen.

6.

Auch iſt, um ſich von der geprieſenen Simplicität, ſelbſt der älteſten und beſten griechiſchen Epigramme, keinen zu allgemeinen und übertriebenen Begriff zu machen, die Anmerkung des Batteux ſehr richtig und dienlich, „daß wir öfters nur nicht alles wiſſen, was man wiſſen müßte, um richtig davon zu urtheilen, und nichts von ſo geringen Umſtänden abhange, als ein witziger Einfall.“

Es iſt z. E. ſehr möglich, und ſehr glaublich, daß in manchem griechiſchen Epigramme, in welchem wir nichts als die trockene kahle Anzeige eines hiſtoriſchen Umſtandes zu ſehen glauben, eine ſehr feine Anſpielung auf ganz etwas anderes liegt, und

der hiſtoriſche Umſtand ſelbſt nichts weniger als nach den Worten zu verſtehen iſt. Ein Exempel wird meine Meinung deutlicher machen.

Es iſt bekannt, was Plinius und Valerius Maximus, die ihre Nachricht unſtreitig aus den zuverläſſigſten Quellen werden genommen haben, ſehr einſtimmig von dem Tode des Sophokles melden; nämlich, daß die Freude ihn um das Leben gebracht habe, als er bei einem tragiſchen Wettſtreite mit genauer Noth endlich den Sieg davon getragen; Sophocles ultimae jam senectutis, cum in certamine tragoediam dixisset, ancipiti sententiarum eventu diu sollicitus, aliquando tamen una sententia victor, causam mortis gaudium habuit.*) Nun vergleiche man hiermit das Epigramm des jüngern Simonides auf den Tod dieſes Dichters:**)

*Ἐσβεσθης, γηραιε Σοφοκλεες, ἀνθος ἀοιδων,*
*Οἰνωπον Βακχου βοτρυν ἐρεπτομενος.*

Nach dieſem ſoll Sophokles an einer Weintraube erſtickt ſeyn. Zwei ſehr verſchiedene Todesarten, dem erſten Anſehn nach. Vor Freuden ſterben, und an einer Beere den Tod finden, davon ſcheint eines dem andern ziemlich zu widerſprechen; daher uns

---

*) *Val. Max.* lib. IX. c. 12. *Plinius* Nat. Hist. lib. VII. cap. 53.

**) Anthol. lib. III. cap. 25.

denn auch die Lebensbeſchreiber des Sophokles recht gern die Wahl laſſen, ob wir lieber dieſes, oder jenes glauben wollen. Wie wäre es gleichwohl, wenn im Grunde keine Wahl hier Statt fände? wenn Simonides, richtig verſtanden, gerade eben das ſagte, was Plinius und Valerius verſichern? wenn er, als ein Dichter, nur unter einem ſchicklichen und ſchönen Bilde hätte ſagen wollen, was dieſe, als Geſchichtſchreiber, ohne Bild ſagen müſſen? Denn man erinnere ſich nur, unter weſſen beſonderm Schutze das Theater, und alles was zu dem Theater gehörte, ſtand. Eben der Gott, welcher die Menſchen den Wein gelehrt hatte, galt dafür, daß er ſie auch, durch die wilden und groben Freuden der Weinleſe, zu den feineren und menſchlichen Freuden des Drama geleitet habe. Von ihm hießen Dichter und Spieler dionyſiſche Künſtler; und wenn es vergönnt war, das eine ſeiner Geſchenke für das andere zu ſetzen, ſo konnte gar wohl der Sieg, den er einem Dichter oder Spieler verlieh, eine ſüße Traube heißen, womit er dieſen Liebling belohnen wollen. War nun aber die Freude über die Nachricht von einem ſolchen Siege dem Sieger tödtlich: wie konnte dieſes in der poetiſchen Sprache, mit Fortſetzung der nämlichen Metapher, anders lauten, als daß er an einer Beere dieſer ſüßen Traube leider erſtickt ſey?

Eine dergleichen Auslegung, weiß man wohl, kann auf keine ſtrenge Art erwieſen werden, ſondern

der Leſer, bei dem ſie Glück machen ſoll, muß ihr mit ſeinem eigenen Gefühle zu Hülfe kommen.

Wer indeß ihr ſeinen Beifall nur darum verſagen wollte, weil noch andere alte Schriftſteller eben das von dem Tode des Sophokles berichten, was das Epigramm des Simonides, den Worten nach, zu ſagen ſcheint, der thäte ſehr Unrecht. Denn alle dieſe anderen Schriftſteller ſind jünger als Simonides, und haben den poetiſchen Ausdruck deſſelben entweder in ſeinem Geiſte nachgebraucht, oder wider ſeinen Geiſt verſtanden. Jenes kann Sotades gethan haben; dieſes hingegen iſt von dem kläglichen Zuſammenſchreiber der *Μακροβιων* ſehr glaublich, welches Lucian unmöglich kann geweſen ſeyn. Es iſt nicht jedem Auge gegeben, die Hülle zu durchſchauen, in welche der Dichter eine Wahrheit zu kleiden für gut findet; aber wenn eine dergleichen Hülle einmal für den Körper ſelbſt gehalten worden, ſo iſt ganz begreiflich, wie ſich mehrere hintergehen laſſen, und der Betrug endlich dahin gedeihen kann, daß er ſchwerlich zu widerlegen ſteht.

## 7.

Freilich dürfte, bei dem allen, dieſes Exempel ſehr einzig in ſeiner Art ſcheinen. Ich füge alſo ein zweites bei, welches dieſen Anſtoß nicht haben wird, ohne darum weniger merkwürdig zu ſeyn.

Vorgedachter Lucillius hat an einen Demoſtratus, der ſich einem ſchlechten Augenarzte unter die Hände begab, Folgendes gerichtet:*)

*Πριν σ' ἐναλειψασθαι, Δημοστρατε, χαιρ' ἱερον φως,*
*Εἰπε ταλαν· οὑτως εὐκοπος ἐστι Διων.*
*Οὐ μονον ἐξετυφλωσεν ὀλυμπικον, ἀλλα δι' αὐτου*
*Εἰκονος, ἧς εἶχεν, τα βλεφαρ' ἐξεβαλεν.*

Der Dichter giebt in dieſen Zeilen dem Kranken den Rath, ehe er die Salbe des Dion brauche, immer im voraus von dem lieben Tageslichte Abſchied zu nehmen. Denn, ſagt er, dieſer Dion iſt ſeiner Sache ſo gewiß, daß er einen andern Patienten, welches ein olympiſcher Sieger war, nicht allein ſelbſt ſtockblind gemacht, ſondern auch die Bildſäule deſſelben zugleich mit um ihre Augen gebracht hat.

Die Bildſäule zugleich mit um ihre Augen gebracht! Das iſt ja wohl eine ſehr froſtige Übertreibung. Hat denn eine Bildſäule Augen, mit welchen ſie wirklich ſieht? Kann ein unglücklicher Quackſalber ſie blinder machen, als ſie wirklich iſt? Oder, wenn nur die nachgebildeten todten Augen zu verſtehen ſind, wie hat er die Bildſäule um dieſe gebracht? Wirkte die ſchädliche Salbe durch Sympathie? Oder ſchlug er ihr, brach er ihr die Augen mit Gewalt aus? Dieſes zwar ſagen die Worte,

*) Anthol. lib. II. cap. 22.

wenn man ſie genau nimmt. Aber warum ſollte Dion dieſe verwüſtet haben? Wenn man ſchon zur Verhöhnung eines elenden Augenarztes ſagen kann, daß er der geſchworene Feind aller geſunden Augen ſey: darf man darunter auch Augen verſtehen, die ohnedies ſo ſind, als ob ſie aus ſeinen Händen gekommen wären? Eben ſo ſinnreich würde man ja wohl alsdann auch ſagen dürfen, daß er allen Augen ſo feind ſey, daß er ſelbſt die Augen an den treibenden Bäumen zu zerquetſchen Vergnügen finde?

Man ſieht ſich vergebens bei den Auslegern nach etwas um, wodurch dieſer ſchale Witz Geiſt und Schärfe bekommen könnte. Sie überſetzen die Worte ſehr treulich; aber wem es von ihnen eingefallen, eine Umſchreibung oder Erklärung hinzuzuthun, der macht uns ſicherlich verwirrter damit, als wir waren. So ſagt z. E. Obſopöus: Non solum excaecavit Olympicum, sed propter imaginem, quam habebat, etiam palpebras ejus ejecit. Man ſieht wohl, daß er durch propter imaginem das δι᾽ εἰκονος ausdrücken wollen. Aber was ſoll es heißen? Beneidete der Arzt ſeinen Patienten wegen der Ehre, ſich im Bilde aufgeſtellt zu ſehen? und war es Neid, warum er dieſem Bilde die Augen ausſchlug? Das wäre noch der einzige Verſtand, den das propter imaginem haben könnte; aber es wäre auch gerade der, welcher am meiſten mit der Abſicht des Ganzen ſtritte. — Etwas

erträglicher lautet das griechiſche Scholion, das ſich bei dieſem Epigramme findet; denn es ſagt doch wenigſtens keine Ungereimtheit: τυφλου γαρ ὀντος αὐτου ἐνδεχεται και την εἰκονα τυφλην εἰναι. Der Scholiaſt meint nämlich, der Dichter habe weiter nichts ſagen wollen, als dieſes: „Da der Sieger blind geworden, ſo habe auch die Bildſäule nicht anders als blind ſeyn können.“ Hiermit, könnte man ſagen, bezog ſich der Scholiaſt auf das Ikoniſche der Statuen, welche die olympiſchen Sieger erhielten; auf das Geſetz der Hellanodiken, nach welchem eine Art dieſer Statuen nicht idealiſch, ſondern nach der beſten und ſtrengſten Ähnlichkeit gearbeitet ſeyn mußte. *) Aber es iſt ſehr zu zweifeln, ob dieſer gelehrtere Umſtand dem Scholiaſten bekannt war, und wenn er ihm bekannt war, wenn er wirklich darauf gezielt, ſo hat er offenbar eine ganz falſche Anwendung davon gemacht. Denn erſtlich galt das Geſetz von Beobachtung der möglichſten Ähnlichkeit nur bei dem dreimaligen Sieger, für welchen man den in der Aufſchrift ohne Beweis annehmen müßte, und zweitens mußte ſich ja wohl dieſe Ähnlichkeit auf den Zuſtand, in welchem er ſiegte, beziehen, und nicht auf einen nachherigen, in welchen er durch Unglücksfälle gerieth. Endlich, was wäre denn auch bei dieſer Auslegung der ganze Einfall? Wo läge denn nun das größere Verbrechen

*) *Plinius* Hist. Nat. lib. XXXIV. sect 9.

[illegible] zegro:
[illegible] quid ergo bibis?
[illegible] war ein ungenannter Ärzt, von
[illegible] in der Anthologie heißt:*) [illegible]

[illegible] χειραδας αἴρει,
[illegible]

[illegible] eben dieſes Schlages war [illegible] Dergleichen eingeſetzte Augen, als [illegible] Dinge von Werth; und [illegible] ſeines Kranken [illegible] der eigentliche [illegible] der Dichter macht; und [illegible]

[illegible]

[illegible]

ein ganz neues Licht daraus erhalten könnten. Ich begnüge mich, hiervon nur ein einziges Beiſpiel anzuführen.

Wer kennt nicht das Gedicht des jüngern Muſäus? und wer weiß nicht, wie viel Gelehrte ſich mit Aufklärung der geringſten Schwierigkeiten deſſelben beſchäftigt haben? Was haben nicht Daniel Pareus und Kromayer alles darüber zuſammengetragen? Und gleichwohl, darf ich behaupten, iſt ein ſehr weſentlicher Umſtand, der durch das ganze Gedicht herrſcht, von ihnen allen völlig unerörtert geblieben. Ich meine den Umſtand des Orts, an welchem eigentlich der intereſſanteſte Theil der Geſchichte vorgeht.

Es heißt nämlich, daß Hero, die Heldin des Gedichts, fern von ihren Ältern am Meere in einem hohen Thurme gewohnt habe.*)

*Πυργον ἀπο προγονων παρα γειτονι ναιε θαλασσῃ.*

Wie kommt es, daß man uns ſo gar nichts von dieſem Thurme ſagt? Ich kann nicht glauben, daß ſchlechterdings kein Ausleger gewußt, was es mit dieſem Thurme für eine Bewandniß gehabt. Aber wer es von ihnen gewußt hat, der hat wenigſtens ſehr Unrecht gethan, ſeine Leſer für eben ſo gelehrt, als ſich ſelbſt zu halten. Denn wahrlich verſteht ſich die Sache nicht von ſelbſt. Hero war Prieſterin der Venus zu Seſtos; der Tempel dieſer Göttin,

---

*) Vers. 32.

an welchem ſie ſtand, lag in der Stadt; in dieſem Tempel in der Stadt ward das Feſt gefeiert, bei dem ſie Leander zuerſt erblickte: wie nun, daß ſie gleichwohl nicht in dieſem Tempel in der Stadt, ſondern außer der Stadt, am Meere, in einem Thurme wohnte? Was war das für ein Thurm? und was waren ihre Verrichtungen in dieſem Thurme?

Ich bekenne, daß ich mir ſelbſt auf dieſe Fragen, über die, wie geſagt, in allem, was Noten über den Muſäus heißt, ein tiefes Stillſchweigen beobachtet wird, lange nicht zu antworten gewußt habe, bis ich endlich auf zwei Epigramme in der Anthologie traf, die mir völlige Befriedigung darüber gewährten.

In beiden erſcheint Venus als die Beherrſcherin des Meeres; in beiden wird eines Hauſes, und einer Stätte gedacht, welche der Göttin an dem Ufer geheiligt waren. Allem Anſehn nach war alſo auch die Venus, die zu Seſtos ihren Tempel hatte, eine Venus Pontias, oder Euplöa, oder was ſie ſonſt für einen Namen in jener Würde führte, und der Thurm, welchen ihre Prieſterin bewohnte, war gleichſam eine zu jenem Tempel gehörige Kapelle, die außer der Stadt an dem Ufer, zu mehrerer Bequemlichkeit der Schiffer und Reiſenden, erbaut war.

Das erſte dieſer Epigramme gehört einem Antipater, und lautet ſo:

*Λιτος μοι δομος οὑτος, (ἐπει παρα κυματι πηγῳ*
*Ἱδρυμαι, νοτερης δεσποτις ἠϊονος)*
*Αλλα φιλος. ποντῳ γαρ ἐπι πλατυ δειμαινοντι*
*Χαιρω, και ναυταις εἰς ἐμε σωζομενοις.*
*Ἱλασκευ την Κυπριν. ἐγω δε σοι ἠ ἐν ἐρωτι*
*Οὐριος, ἠ χαρυπῳ πνευσομαι ἐν πελαγει.*

„Gering iſt dies mein Haus, mir, der ſchäumenden Wogen Gebieterin, hier am feuchten Ufer errichtet: und doch iſt es mir lieb. Denn ich freue mich, wenn weit und breit das Meer vor mir erſchrickt, und der Schiffer mir ſeine Rettung danket. Verſöhnet Kypris! Ich bin es, die in der Liebe, ich bin es, die auf der ſtürmenden See mit günſtigem Winde beglücket.“ — Was Antipater *δομος* nennt, heißt bei dem Muſäus *πυργος*, und es iſt natürlich, daß ein Gebäude am Ufer, welches weit in die See ſehen, und vor Überſchwemmung geſichert ſeyn ſollen, die Höhe und Form eines Thurms werde gehabt haben. So iſt es auf den Münzen und geſchnittenen Steinen, auf welchen die Geſchichte des Leander abgebildet zu ſehen, auch wirklich ein Thurm, von welchem ihm Hero mit brennender Fackel entgegen leuchtet.

Das andere Epigramm, welches einer Anyte zugeſchrieben wird, iſt noch merkwürdiger, indem aus ihm zugleich die eigentliche Verrichtung erhellt, welche einer Prieſterin der Venus in einem dergleichen Thurme obgelegen.

*Κυπριδος οὑτος ὁ χωρος, ἐπει φιλον ἐπλετο τηνᾳ*
*Αἰεν ἀπ᾽ ἠπειρου λαμπρον ὁρᾳν πελαγος,*
*Ὀφρα φιλον ναυτῃσι τελῃ πλοον, ἀμφι δε ποντος*
*Δειμαινῃ, λαμπρον δερκομενος ξοανον.*

„Der Kypris iſt dieſe Stätte! Ihr gefällt, vom feſten Geſtade immer auf ruhige glänzende Fluthen zu blicken; dem Schiffer zur glücklichen Fahrt. Ihr ſtrahlendes Bild erſcheinet: die Wogen erſchrecken und fallen." Aus den letzten Worten iſt ſicher zu ſchließen, daß, bei entſtehenden Stürmen, das Bildniß der Venus zu oberſt auf dem Thurme ausgeſtellt worden, um das tobende Meer durch Erblickung ſeiner Beherrſcherin zu beſänftigen. Dieſe Ausſtellung war denn alſo das Geſchäft der Prieſterin, und ich irre mich ſehr, wenn nicht hieraus auch der ſtreitige Verſtand einer beſondern Stelle des Muſäus außer allen Zweifel geſetzt wird. Muſäus nämlich nennt die Leuchte, welche Hero dem verliebten Schwimmer zum Ziele ſteckte, *ἐρωτος ἀγαλμα*,*) und die Ausleger ſind äußerſt uneinig, wie dieſes *ἀγαλμα* hier zu überſetzen; ob durch simulacrum, oder signum, oder forma, oder indicium, oder solatium. Ich glaube aber, *ἀγαλμα* ſoll das *ξοανον* der Anyte ausdrücken; denn beides bedeutet eine Bildſäule, und der Dichter hat gar wohl die ausgeſteckte Fackel, mit Anſpielung auf die Ausſtellung der wirklichen Bildſäule der Göttin

*) Vers. 8.

der Liebe, ein Bild der Liebe nennen können. Folglich wäre die erſte Überſetzung, durch simulacrum, die richtigere; oder, wenn man ja signum dafür brauchen wollte, ſo müßte es doch nur in dem Verſtande geſchehen, in welchem dieſes Wort, nicht für ein Zeichen überhaupt, ſondern für eine Art von simulacris genommen wird, und das Beiwort laetabile, welches Kromayer dabei für nöthig erachtet, wäre eben ſo überflüſſig, als falſch.

Auf welchen von ſolchen Ufertempeln der Venus das eine oder das andere dieſer Epigramme eigentlich gehe, iſt nicht zu beſtimmen. Es gab deren an den Küſten von Griechenland und den Inſeln des ägeiſchen Meeres mehr als einen, wie aus verſchiedenen Stellen des Pauſanias zu erſehen.

## 9.

Nicht minder reich an dergleichen, ſonſt nirgends vorkommenden Nachrichten und Erläuterungen iſt die Anthologie des Kephalas. Eine einzige dieſer Art, was für grundgelehrten und wunderſinnreichen Muthmaßungen kann ſie nicht auf einmal den Garaus ſpielen; z. E.

Wer war wohl der Glykon, deſſen in den bekannten Zeilen des Horaz,*)

Non possis oculo quantum contendere Lynceus,
Non tamen idcirco contemnas lippus inungi:

*) Lib. I. Epist. I. v. 28.

Nec, quia desperes invicti membra Glyconis,
Nodosa corpus nolis prohibere chiragra —

gedacht wird? Allem Anſehn nach, ein berühmter Athlete zu den Zeiten des Dichters. Mehr ergiebt ſich von ihm aus der Stelle ſelbſt nicht; aber wie wenig iſt das für einen Ausleger, der Gelehrſamkeit zeigen ſoll! Heinſius erinnerte ſich, bei dem Laërtius geleſen zu haben, daß der peripatetiſche Philoſoph Lykon, das dritte Haupt dieſer Schule nach dem Ariſtoteles, ein vorzüglich guter Ringer geweſen ſey. Weil nun dieſer Lykon, wegen ſeiner ſüßen Beredſamkeit, auch wohl Glykon genannt worden, ſo entſchied Heinſius, daß Horaz keinen andern, als ihn gemeint habe. Es iſt ſonderbar, auf dieſe Weiſe einen Philoſophen, der zum Vergnügen und der Geſundheit wegen die Gymnaſtik übt, in einen Ringer von Profeſſion zu verwandeln. Und doch iſt dieſe Meinung des Heinſius noch lange ſo abenteuerlich nicht, als eine andere, welche Spence uns eingeredet hätte. Weil nämlich der farneſiſche Herkules, eine der berühmteſten Bildſäulen, die aus dem Alterthume übrig geblieben, nach Ausſage der Aufſchrift, von einem Künſtler, Namens Glykon, gearbeitet worden, ſo urtheilte Spence, der ſo gern Anſpielungen auf Kunſtwerke in den alten Dichtern fand, daß eben dieſe Bildſäule ſchon zu den Zeiten des Horaz vorhanden und berühmt geweſen, und daß ſie es ſey, welche der Dichter, unter dem Namen ihres

Meiſters, wolle verſtanden wiſſen.*) Er machte alſo aus einem Ringer einen Gott; aus einem Menſchen einen Stein.

---

*) The inscription on the basis of the Farnese Hercules tells us, it was made by an artist called Glycon. As we now call it, the Farnese Hercules, for distinction; they might very well of old have called it, the Hercules Glyconis, for the same reason. Such distinctions were more necessary then, than now; because they had a much greater number of statues in Rome of old. If they did usually call this figure, the Hercules Glyconis, in Horaces time; he might very well call it, the Glycon, in verse.

If this may be allowd to have been the case, the intent and true meaning of the passage from him, will be as follows. „You can never come to see sharply as Linceus; would you therefore suffer your eyes to get out? You can never acquire the strength and firmness of Hercules; would you therefore suffer your body to run to ruin, and to be crippled with diseases?

I should the rather take this to be the case, because it seem more worthy of so good a writer, in two instances so closely united, to have taken them both from the ancient mythology; than to take one from that, and the other from a (supposed) gladiator of his own time.

The epithet of *invictus* too, would have a particular propriety, if applied to the Farnese Hercules. Far that figure represents him as having just finished the last labour enjoined to him by the ordre of Juno; that is, just when she had given up her pursuit of him, as a person not to be conquered by any difficulties. (*Polymetis* Dial. IX. p. 115. n. 10.)

Es würde Mühe koſten, einem Heinſius und Spence die innere Ungereimtheit ihrer Meinungen ſo deutlich zu zeigen, daß ſie ſelbſt davon abſtehen zu müſſen glaubten. Ein Glück alſo, daß uns ein altes Epigramm in der Anthologie des Kephalas dieſer Mühe überhebt, in welchem wir einen Athleten Glykon, aus den Zeiten des Horaz, kennen lernen, der zuverläſſig kein anderer geweſen, als der, welchen Horaz ſelbſt zum Beiſpiele angezogen. *) Es lautet ſo:

*Γλυκον, το Περγαμηνον Ἀσιδι κλεος,*
*Ὁ παμμαχων κεραυνος, ὁ πλατυς ποδας,*
*Ὁ καινος Ἀτλας, αἱ ἀνικητοι χερες,*
*Ἐῤῥον· τοιονδε προσθεν οὐτ' ἐν Ἰταλοις,*
*Οὐθ' Ἑλλαδι το πρωτον, οὐτ' ἐν Ἀσιδι*
*Ὁ παντα νικων Ἀιδης ἀνετραπεν.*

Ich ſage, daß der Glykon, auf deſſen Tod dieſes Epigramm gemacht worden, ein Zeitverwandter des Horaz geweſen. Denn obſchon der Verfaſſer deſſelben nicht völlig gewiß iſt, indem es einige einem Antipater, andere einem Philippus zuſchreiben, ſo haben doch beide, wenn man unter erſterm den Theſſalonier verſteht, zu den Zeiten des Auguſtus gelebt. Das Beiwort des Unüberwundenen, welches ſowohl Horaz, als der griechiſche Dichter dieſem Glykon giebt, ſcheint die Sache vollends außer Streit zu ſetzen.

---

*) Anthol. Ceph. carmen 785. Edit. Reis. p. 168.

# Lieder.

## 1.

### An die Leier.

Töne, frohe Leier,
Töne Luſt und Wein!
Töne, ſanfte Leier,
Töne Liebe drein!

Wilde Krieger ſingen,
Haß und Rach' und Blut
In die Laute ſingen,
Iſt nicht Luſt, iſt Wuth.

Zwar der Heldenſänger
Sammelt Lorbeern ein;
Ihn verehrt man länger;
Lebt er länger? Nein.

Er vergräbt im Leben
Sich in Tiefſinn ein:
Um erſt dann zu leben,
Wann er Staub wird ſeyn.

Lobt ſein göttlich Feuer,
Zeit und Afterzeit!
Und an meiner Leier
Lobt die Fröhlichkeit.

---

2.

## Die Namen.

Ich fragte meine Schöne:
Wie ſoll mein Lied dich nennen?
Soll dich als Dorimene,
Als Galathee, als Chloris,
Als Lesbia, als Doris,
Die Welt der Enkel kennen?
Ach! Namen ſind nur Töne:
Sprach meine holde Schöne.
Wähl' ſelbſt. Du kannſt mich Doris,
Und Galathee und Chloris,
Und — wie du willſt mich nennen;
Nur nenne mich die Deine.

## 3.

## Die Küſſe.

Ein Küßchen, das ein Kind mir ſchenket,
Das mit dem Küſſen nur noch ſpielt,
Und bei dem Küſſen noch nichts denket,
Das iſt ein Kuß, den man nicht fühlt.

Ein Kuß, den mir ein Freund verehret,
Das iſt ein Gruß, der eigentlich
Zum wahren Küſſen nicht gehöret:
Aus kalter Mode küßt er mich.

Ein Kuß, den mir mein Vater giebet,
Ein wohlgemeinter Segenskuß,
Wenn er ſein Söhnchen lobt und liebet,
Iſt etwas, das ich ehren muß.

Ein Kuß von meiner Schweſter Liebe
Steht mir als Kuß nur ſo weit an,
Als ich dabei mit heißerm Triebe
An andre Mädchen denken kann.

Ein Kuß, den Lesbia mir reichet,
Den kein Verräther ſehen muß,
Und der dem Kuß der Tauben gleichet:
Ja, ſo ein Kuß, das iſt ein Kuß.

---

## 4.

## Die Gewißheit.

Ob ich morgen leben werde,
Weiß ich freilich nicht;
Aber, wenn ich morgen lebe,
Daß ich morgen trinken werde,
Weiß ich ganz gewiß.

---

## 5.

## Die Betrübniß.

Der Dichter und ſein Freund.

Der Freund.

Freund! welches Unglück, welche Reue
Macht dir ſo bittern Schmerz?

Der Dichter.

Ach, Freund! ſie flieht, die Ungetreue!
Und ſie beſaß mein Herz.

Der Freund.

Um eine Falſche dich betrüben?
Du biſt ja klug genug.

Der Dichter.

O ſchweig! das heißt nicht lieben,
Läßt uns die Liebe klug.

---

## 6.

## Antwort eines trunkenen Dichters.

Ein trunk'ner Dichter leerte
Sein Glas auf jeden Zug;
Ihn warnte ſein Gefährte:
Hör' auf! du haſt genug.

Bereit, vom Stuhl zu ſinken,
Sprach der: Du biſt nicht klug;
Zu viel kann man wohl trinken,
Doch nie trinkt man genug.

---

## 7.

## Das aufgehobene Gebot.

Eliſe.

Siehſt du Wein im Glaſe blinken,
Lerne von mir deine Pflicht:
Trinken kannſt du, du kannſt trinken;
Doch betrinke dich nur nicht.

Lyſias.

Wallt dein Blut von Jugendtrieben,
Lerne von mir deine Pflicht:
Lieben kannſt du, du kannſt lieben;
Doch verliebe dich nur nicht.

Eliſe.

Bruder! ich mich nicht verlieben?

Lyſias.

Schweſter! ich mich nicht betrinken?

Eliſe.

Wie verlangſt du das von mir?

Lyſias.

Wie verlangſt du das von mir?

Eliſe.

Lieber mag ich gar nicht lieben.

Lyſias.

Lieber mag ich gar nicht trinken.

Beide.

Geh' nur, ich erlaub' es dir.

---

8.

## Die Beredſamkeit.

Freunde, Waſſer machet ſtumm:
Lernet dieſes an den Fiſchen.
Doch beim Weine kehrt ſich's um:
Dieſes lernt an unſern Tiſchen.
Was für Redner ſind wir nicht,
Wenn der Rheinwein aus uns ſpricht!
Wir ermahnen, ſtreiten, lehren;
Keiner will den andern hören.

## 9.

## Die Haushaltung.

Zankſt du ſchon wieder? ſprach Hans Lau
Zu ſeiner lieben Ehefrau.
„Verſoff'ner, unverſchämter Mann — — —
Geduld, mein Kind, ich zieh' mich an — —
„Wo nun ſchon wieder hin?“ Zu Weine.
Zank' du alleine.

„Du gehſt? — — Verdammtes Kaffeehaus!
„Ja! blieb' er nur die Nacht nicht aus.
„Gott! ich ſoll ſo verlaſſen ſeyn? —
„Wer pocht? — — Herr Nachbar? — — nur herein!
„Mein böſer Teufel iſt zu Weine:
„Wir ſind alleine.

## 10.

## Der Regen.

Der Regen hält noch immer an!
So klagt der arme Bauersmann;
Doch eher ſtimm' ich nicht mit ein,
Es regne denn in meinen Wein.

## 11.

## Die Stärke des Weins.

Wein iſt ſtärker als das Waſſer:
Dies geſtehn auch ſeine Haſſer.
Waſſer reißt wohl Eichen um,
Und hat Häuſer umgeriſſen:
Und ihr wundert euch darum,
Daß der Wein mich umgeriſſen?

---

## 12.

## Der Sonderling.

Sobald der Menſch ſich kennt,
Sieht er, er ſey ein Narr;
Und gleichwohl zürnt der Narr,
Wenn man ihn alſo nennt.

Sobald der Menſch ſich kennt,
Sieht er, er ſey nicht klug;
Doch iſt's ihm lieb genug,
Wenn man ihn weiſe nennt.

Ein jeder, der mich kennt,
Spricht: welcher Sonderling!
Nur dieſem iſt's Ein Ding,
Wie ihn die Welt auch nennt.

---

## 13.

### Der alte und der junge Wein.

Ihr Alten trinkt, euch jung und froh zu trinken;
Drum mag der junge Wein
Für euch, ihr Alten, ſeyn.

Der Jüngling trinkt, ſich alt und klug zu trinken;
Drum muß der alte Wein
Für mich, den Jüngling, ſeyn.

## 14.

### Die Türken.

Die Türken haben ſchöne Töchter,
Und dieſe ſcharfe Keuſchheitswächter;
Wer will, kann mehr als eine frei'n:
Ich möchte ſchon ein Türke ſeyn.

Wie wollt' ich mich der Lieb' ergeben!
Wie wollt' ich liebend ruhig leben,
Und — — doch ſie trinken keinen Wein;
Nein, nein, ich mag kein Türke ſeyn.

## 15.

## Alexander.

Der Weiſe ſprach zu Alexandern:
„Dort, wo die lichten Welten wandern,
„Iſt manches Volk, iſt manche Stadt.
Was thut der Mann von tauſend Siegen?
Die Memme weint, daß dort zu kriegen,
Der Himmel keine Brücken hat.

Iſt's wahr, was ihn der Weiſe lehret,
Und finden, was zur Welt gehöret,
Daſelbſt auch Wein und Mädchen ſtatt:
So laſſet, Brüder, Thränen fließen,
Daß dort zu trinken und zu küſſen,
Der Himmel keine Brücken hat.

---

## 16.

## Die Schöne von hinten.

Sieh, Freund! ſieh da! was geht doch immer
Dort für ein reizend Frauenzimmer?
Der neuen Tracht Vollkommenheit,
Der engen Schritte Nettigkeit,
Die bei der kleinſten Hind'rung ſtocken,
Der weiße Hals voll ſchwarzer Locken,
Der wohlgewachſ'ne ſchlanke Leib
Verräth ein junges art'ges Weib.

Komm, Freund! komm, laß uns ſchneller gehen,
Damit wir ſie von vorne ſehen.
Es muß, trügt nicht der hint're Schein,
Die Venus oder Phyllis ſeyn.
Komm, eile doch! — O welches Glücke!
Jetzt ſieht ſie ungefähr zurücke.
Was war's, das mich entzückt gemacht? —
Ein altes Weib in junger Tracht.

---

## 17.

## An eine kleine Schöne.

Kleine Schöne, küſſe mich.
Kleine Schöne, ſchämſt du dich?
Küſſe geben, Küſſe nehmen,
Darf dich jetzo nicht beſchämen.
Küſſe mich noch hundertmal!
Küſſ' und merk' der Küſſe Zahl.
Ich will dir, bei meinem Leben!
Alle zehnfach wiedergeben,
Wenn der Kuß kein Scherz mehr iſt,
Und du zehn Jahr älter biſt.

---

## 18.

### Nach der 10ten Ode Anakreon's.

Was frag' ich nach dem Groſſultan
Und Mahomets Geſetzen?
Was geht der Perſer Schach mich an
Mit allen ſeinen Schätzen?

Was ſorg' ich ihrer Kriegesart
Und ihrer Treffen halben?
Kann ich nur meinen lieben Bart
Mit Spezereien ſalben.

Kann ich nur mein geſalbtes Haupt
Mit Roſen ſtolz umſchließen,
Und wenn mir ſie ein Mädchen raubt,
Das Mädchen ſtrafend küſſen.

Ein Thor ſorgt für die künft'ge Zeit.
Für heute will ich ſorgen.
Wer kennt, mit weiſer Gründlichkeit,
Den ungewiſſen Morgen?

Was ſoll ich hier, ſo lang' ich bin,
Mich um die Zukunft kränken?
Ich will mit kummerloſem Sinn
Auf Wein und Liebe denken.

Denn plötzlich ſteht er da, und ſpricht,
Der grimme Tod: „Von dannen!
„Du trinkſt, du küſſeſt länger nicht!
„Trink' aus! küſſ' aus! Von dannen!

## 19.

## Das Paradies.

Sein Glück für einen Apfel geben,
O Adam, welche Lüſternheit!
Statt deiner hätt' ich ſollen leben,
So wär' das Paradies noch heut. —

„Wie aber, wenn alsdann die Traube
„Die Probefrucht geweſen wär'?
„Wie da, mein Freund?" — Ei nun, ich glaube —
Das Paradies wär' auch nicht mehr.

---

## 20.

## Die Geſpenſter.

Der Alte.

O Jüngling! ſey ſo ruchlos nicht,
Und leugne die Geſpenſter.
Ich ſelbſt ſah eins beim Mondenlicht
Aus meinem Kammerfenſter,
Das ſaß auf einem Leichenſtein:
Drum müſſen wohl Geſpenſter ſeyn.

Der Jüngling.

Ich wende nichts dawider ein;
Es müſſen wohl Geſpenſter ſeyn.

Der Alte.

Als meiner Schweſter Sohn verſchied,
(Das ſind nunmehr zehn Jahre!)
Sah ſeine Magd, die trefflich ſieht,
Des Abends eine Bahre,
Und oben drauf ein Todtenbein:
Drum müſſen wohl Geſpenſter ſeyn.

Der Jüngling.

Ich wende nichts dawider ein;
Es müſſen wohl Geſpenſter ſeyn.

Der Alte.

Und als mein Freund im Treffen blieb,
Das Frankreich jüngſt verloren,
Hört' ſeine Frau, wie ſie mir ſchrieb,
Mit ihren eignen Ohren
Zu Mitternacht drei Eulen ſchrein:
Drum müſſen wohl Geſpenſter ſeyn.

Der Jüngling.

Ich wende nichts dawider ein;
Es müſſen wohl Geſpenſter ſeyn.

Der Alte.

In meinem Keller ſelbſt gehts um.
Ich hör' oft ein Geſauſe;
Doch werden die Geſpenſter ſtumm,
Iſt nur mein Sohn zu Hauſe.
Denk' nur, ſie ſaufen meinen Wein:
Das müſſen wohl Geſpenſter ſeyn.

Der Jüngling.

Ich wende nichts dawider ein;
Doch wünſcht' ich eins davon zu ſeyn.

Der Alte.

Auch weiß ich nicht, was manche Nacht
In meiner Tochter Kammer
Sein Weſen hat, bald ſeufzt, bald lacht;
Oft bringt mir's Angſt und Jammer.
Ich weiß, das Mädchen ſchläft allein;
Drum müſſen es Geſpenſter ſeyn.

Der Jüngling.

Ich wende nichts dawider ein;
Doch wünſcht' ich ihr Geſpenſt zu ſeyn.

---

21.

## Der trunkene Dichter lobt den Wein.

Mit Ehren, Wein, von dir bemeiſtert,
Und deinem flüſſ'gen Feu'r begeiſtert,
Stimm' ich zum Danke, wenn ich kann,
Ein dir geheiligt Loblied an.

Doch wie? in was für kühnen Weiſen
Werd' ich, o Göttertrank, dich preiſen?
Dein Ruhm, hör' ihn ſummariſch an,
Iſt, daß ich ihn nicht ſingen kann.

---

Der Alte.

Als meiner Schweſter Sohn verſchied,
(Das ſind nunmehr zehn Jahre!)
Sah ſeine Magd, die trefflich ſieht,
Des Abends eine Bahre,
Und oben drauf ein Todtenbein:
Drum müſſen wohl Geſpenſter ſeyn.

Der Jüngling.

Ich wende nichts dawider ein;
Es müſſen wohl Geſpenſter ſeyn.

Der Alte.

Und als mein Freund im Treffen blieb,
Das Frankreich jüngſt verloren,
Hört' ſeine Frau, wie ſie mir ſchrieb,
Mit ihren eignen Ohren
Zu Mitternacht drei Eulen ſchrein:
Drum müſſen wohl Geſpenſter ſeyn.

Der Jüngling.

Ich wende nichts dawider ein;
Es müſſen wohl Geſpenſter ſeyn.

Der Alte.

In meinem Keller ſelbſt gehts um.
Ich hör' oft ein Geſauſe;
Doch werden die Geſpenſter ſtumm,
Iſt nur mein Sohn zu Hauſe.
Denk' nur, ſie ſaufen meinen Wein:
Das müſſen wohl Geſpenſter ſeyn.

Der Jüngling.

Ich wende nichts dawider ein;
Doch wünſcht' ich eins davon zu ſeyn.

Der Alte.

Auch weiß ich nicht, was manche Nacht
In meiner Tochter Kammer
Sein Weſen hat, bald ſeufzt, bald lacht;
Oft bringt mir's Angſt und Jammer.
Ich weiß, das Mädchen ſchläft allein;
Drum müſſen es Geſpenſter ſeyn.

Der Jüngling.

Ich wende nichts dawider ein;
Doch wünſcht' ich ihr Geſpenſt zu ſeyn.

---

## 21.

## Der trunkene Dichter lobt den Wein.

Mit Ehren, Wein, von dir bemeiſtert,
Und deinem flüſſ'gen Feu'r begeiſtert,
Stimm' ich zum Danke, wenn ich kann,
Ein dir geheiligt Loblied an.

Doch wie? in was für kühnen Weiſen
Werd' ich, o Göttertrank, dich preiſen?
Dein Ruhm, hör' ihn ſummariſch an,
Iſt, daß ich ihn nicht ſingen kann.

---

*Κυπριδος οὑτος ὁ χωρος, ἐπει φιλον ἐπλετο τηνᾳ*
*Αἰεν ἀπ᾽ ἠπειρου λαμπρον ὁρᾳν πελαγος,*
*Ὀφρα φιλον ναυτῃσι τελῃ πλοον, ἀμφι δε ποντος*
*Δειμαινῃ, λαμπρον δερκομενος ξοανον.*

„Der Kypris iſt dieſe Stätte! Ihr gefällt, vom feſten Geſtade immer auf ruhige glänzende Fluthen zu blicken; dem Schiffer zur glücklichen Fahrt. Ihr ſtrahlendes Bild erſcheinet: die Wogen erſchrecken und fallen." Aus den letzten Worten iſt ſicher zu ſchließen, daß, bei entſtehenden Stürmen, das Bildniß der Venus zu oberſt auf dem Thurme ausgeſtellt worden, um das tobende Meer durch Erblickung ſeiner Beherrſcherin zu beſänftigen. Dieſe Ausſtellung war denn alſo das Geſchäft der Prieſterin, und ich irre mich ſehr, wenn nicht hieraus auch der ſtreitige Verſtand einer beſondern Stelle des Muſäus außer allen Zweifel geſetzt wird. Muſäus nämlich nennt die Leuchte, welche Hero dem verliebten Schwimmer zum Ziele ſteckte, *ἐρωτος ἀγαλμα*,*) und die Ausleger ſind äußerſt uneinig, wie dieſes *ἀγαλμα* hier zu überſetzen; ob durch simulacrum, oder signum, oder forma, oder indicium, oder solatium. Ich glaube aber, *ἀγαλμα* ſoll das *ξοανον* der Anyte ausdrücken; denn beides bedeutet eine Bildſäule, und der Dichter hat gar wohl die ausgeſteckte Fackel, mit Anſpielung auf die Ausſtellung der wirklichen Bildſäule der Göttin

*) Vers. 8.

der Liebe, ein Bild der Liebe nennen können. Folglich wäre die erſte Überſetzung, durch simulacrum, die richtigere; oder, wenn man ja signum dafür brauchen wollte, ſo müßte es doch nur in dem Verſtande geſchehen, in welchem dieſes Wort, nicht für ein Zeichen überhaupt, ſondern für eine Art von simulacris genommen wird, und das Beiwort laetabile, welches Kromayer dabei für nöthig erachtet, wäre eben ſo überflüſſig, als falſch.

Auf welchen von ſolchen Ufertempeln der Venus das eine oder das andere dieſer Epigramme eigentlich gehe, iſt nicht zu beſtimmen. Es gab deren an den Küſten von Griechenland und den Inſeln des ägeiſchen Meeres mehr als einen, wie aus verſchiedenen Stellen des Pauſanias zu erſehen.

9.

Nicht minder reich an dergleichen, ſonſt nirgends vorkommenden Nachrichten und Erläuterungen iſt die Anthologie des Kephalas. Eine einzige dieſer Art, was für grundgelehrten und wunderſinnreichen Muthmaßungen kann ſie nicht auf einmal den Garaus ſpielen; z. E.

Wer war wohl der Glykon, deſſen in den bekannten Zeilen des Horaz,*)

Non possis oculo quantum contendere Lynceus,
Non tamen idcirco contemnas lippus inungi:

*) Lib. I. Epist. I. v. 28.

Nec, quia deſperes invicti membra Glyconis,
Nodoſa corpus nolis prohibere chiragra —

gedacht wird? Allem Anſehn nach, ein berühmter Athlete zu den Zeiten des Dichters. Mehr ergiebt ſich von ihm aus der Stelle ſelbſt nicht; aber wie wenig iſt das für einen Ausleger, der Gelehrſamkeit zeigen ſoll! Heinſius erinnerte ſich, bei dem Laërtius geleſen zu haben, daß der peripatetiſche Philoſoph Lykon, das dritte Haupt dieſer Schule nach dem Ariſtoteles, ein vorzüglich guter Ringer geweſen ſey. Weil nun dieſer Lykon, wegen ſeiner ſüßen Beredſamkeit, auch wohl Glykon genannt worden, ſo entſchied Heinſius, daß Horaz keinen andern, als ihn gemeint habe. Es iſt ſonderbar, auf dieſe Weiſe einen Philoſophen, der zum Vergnügen und der Geſundheit wegen die Gymnaſtik übt, in einen Ringer von Profeſſion zu verwandeln. Und doch iſt dieſe Meinung des Heinſius noch lange ſo abenteuerlich nicht, als eine andere, welche Spence uns eingeredet hätte. Weil nämlich der farneſiſche Herkules, eine der berühmteſten Bildſäulen, die aus dem Alterthume übrig geblieben, nach Ausſage der Aufſchrift, von einem Künſtler, Namens Glykon, gearbeitet worden, ſo urtheilte Spence, der ſo gern Anſpielungen auf Kunſtwerke in den alten Dichtern fand, daß eben dieſe Bildſäule ſchon zu den Zeiten des Horaz vorhanden und berühmt geweſen, und daß ſie es ſey, welche der Dichter, unter dem Namen ihres

Meiſters, wolle verſtanden wiſſen.*) Er machte alſo aus einem Ringer einen Gott; aus einem Menſchen einen Stein.

---

*) The inscription on the basis of the Farnese Hercules tells us, it was made by an artist called Glycon. As we now call it, the Farnese Hercules, for distinction; they might very well of old have called it, the Hercules Glyconis, for the same reason. Such distinctions were more necessary then, than now; because they had a much greater number of statues in Rome of old. If they did usually call this figure, the Hercules Glyconis, in Horaces time; he might very well call it, the Glycon, in verse.

If this may be allowd to have been the case, the intent and true meaning of the passage from him, will be as follows. ,, You can never come to see sharply as Linceus; would you therefore suffer your eyes to get out? You can never acquire the strength and firmness of Hercules; would you therefore suffer your body to run to ruin, and to be crippled with diseases?

I should the rather take this to be the case, because it seem more worthy of so good a writer, in two instances so closely united, to have taken them both from the ancient mythology; than to take one from that, and the other from a (supposed) gladiator of his own time.

The epithet of *invictus* too, would have a particular propriety, if applied to the Farnese Hercules. Far that figure represents him as having just finished the last labour enjoined to him by the ordre of Juno; that is, just when she had given up her pursuit of him, as a person not to be conquered by any difficulties. (*Polymetis* Dial. IX. p. 115. n. 10.)

Es würde Mühe koſten, einem Heinſius und Spence die innere Ungereimtheit ihrer Meinungen ſo deutlich zu zeigen, daß ſie ſelbſt davon abſtehen zu müſſen glaubten. Ein Glück alſo, daß uns ein altes Epigramm in der Anthologie des Kephalas dieſer Mühe überhebt, in welchem wir einen Athleten Glykon, aus den Zeiten des Horaz, kennen lernen, der zuverläſſig kein anderer geweſen, als der, welchen Horaz ſelbſt zum Beiſpiele angezogen.*) Es lautet ſo:

Γλυκον, το Περγαμηνον Ἀσιδι κλεος,
Ὁ παμμαχων κεραυνος, ὁ πλατυς ποδας,
Ὁ καινος Ἀτλας, αἱ ἀνικητοι χερες,
Ἐῤῥον· τοιονδε προσθεν οὐτ᾽ ἐν Ἰταλοις,
Οὐθ᾽ Ἑλλαδι το πρωτον, οὐτ᾽ ἐν Ἀσιδι
Ὁ παντα νικων Ἀϊδης ἀνετραπεν.

Ich ſage, daß der Glykon, auf deſſen Tod dieſes Epigramm gemacht worden, ein Zeitverwandter des Horaz geweſen. Denn obſchon der Verfaſſer deſſelben nicht völlig gewiß iſt, indem es einige einem Antipater, andere einem Philippus zuſchreiben, ſo haben doch beide, wenn man unter erſterm den Theſſalonier verſteht, zu den Zeiten des Auguſtus gelebt. Das Beiwort des Unüberwundenen, welches ſowohl Horaz, als der griechiſche Dichter dieſem Glykon giebt, ſcheint die Sache vollends außer Streit zu ſetzen.

---

*) Anthol. Ceph. carmen 785. Edit. Reis. p. 168.

# L i e d e r.

## 1.

### An die Leier.

Töne, frohe Leier,
Töne Luſt und Wein!
Töne, ſanfte Leier,
Töne Liebe drein!

Wilde Krieger ſingen,
Haß und Rach' und Blut
In die Laute ſingen,
Iſt nicht Luſt, iſt Wuth.

Zwar der Heldenſänger
Sammelt Lorbeern ein;
Ihn verehrt man länger;
Lebt er länger? Nein.

Er vergräbt im Leben
Sich in Tiefſinn ein:
Um erſt dann zu leben,
Wann er Staub wird ſeyn.

Lobt ſein göttlich Feuer,
Zeit und Afterzeit!
Und an meiner Leier
Lobt die Fröhlichkeit.

---

2.

## Die Namen.

Ich fragte meine Schöne:
Wie ſoll mein Lied dich nennen?
Soll dich als Dorimene,
Als Galathee, als Chloris,
Als Lesbia, als Doris,
Die Welt der Enkel kennen?
Ach! Namen ſind nur Töne:
Sprach meine holde Schöne.
Wähl' ſelbſt. Du kannſt mich Doris,
Und Galathee und Chloris,
Und — wie du willſt mich nennen;
Nur nenne mich die Deine.

---

## 3.

## Die Küſſe.

Ein Küßchen, das ein Kind mir ſchenket,
Das mit dem Küſſen nur noch ſpielt,
Und bei dem Küſſen noch nichts denket,
Das iſt ein Kuß, den man nicht fühlt.

Ein Kuß, den mir ein Freund verehret,
Das iſt ein Gruß, der eigentlich
Zum wahren Küſſen nicht gehöret:
Aus kalter Mode küßt er mich.

Ein Kuß, den mir mein Vater giebet,
Ein wohlgemeinter Segenskuß,
Wenn er ſein Söhnchen lobt und liebet,
Iſt etwas, das ich ehren muß.

Ein Kuß von meiner Schweſter Liebe
Steht mir als Kuß nur ſo weit an,
Als ich dabei mit heißerm Triebe
An andre Mädchen denken kann.

Ein Kuß, den Lesbia mir reichet,
Den kein Verräther ſehen muß,
Und der dem Kuß der Tauben gleichet:
Ja, ſo ein Kuß, das iſt ein Kuß.

## 4.

## Die Gewißheit.

Ob ich morgen leben werde,
Weiß ich freilich nicht;
Aber, wenn ich morgen lebe,
Daß ich morgen trinken werde,
Weiß ich ganz gewiß.

---

## 5.

## Die Betrübniß.

### Der Dichter und ſein Freund.

Der Freund.

Freund! welches Unglück, welche Reue
Macht dir ſo bittern Schmerz?

Der Dichter.

Ach, Freund! ſie flieht, die Ungetreue!
Und ſie beſaß mein Herz.

Der Freund.

Um eine Falſche dich betrüben?
Du biſt ja klug genug.

Der Dichter.

O ſchweig! das heißt nicht lieben,
Läßt uns die Liebe klug.

---

## 6.

## Antwort eines trunkenen Dichters.

Ein trunk'ner Dichter leerte
Sein Glas auf jeden Zug;
Ihn warnte ſein Gefährte:
Hör' auf! du haſt genug.

Bereit, vom Stuhl zu ſinken,
Sprach der: Du biſt nicht klug;
Zu viel kann man wohl trinken,
Doch nie trinkt man genug.

---

## 7.

## Das aufgehobene Gebot.

Eliſe.

Siehſt du Wein im Glaſe blinken,
Lerne von mir deine Pflicht:
Trinken kannſt du, du kannſt trinken;
Doch betrinke dich nur nicht.

Lyſias.

Wallt dein Blut von Jugendtrieben,
Lerne von mir deine Pflicht:
Lieben kannſt du, du kannſt lieben;
Doch verliebe dich nur nicht.

Eliſe.

Bruder! ich mich nicht verlieben?

Lyſias.

Schweſter! ich mich nicht betrinken?

Eliſe.

Wie verlangſt du das von mir?

Lyſias.

Wie verlangſt du das von mir?

Eliſe.

Lieber mag ich gar nicht lieben.

Lyſias.

Lieber mag ich gar nicht trinken.

Beide.

Geh' nur, ich erlaub' es dir.

---

8.

## Die Beredſamkeit.

Freunde, Waſſer machet ſtumm:
Lernet dieſes an den Fiſchen.
Doch beim Weine kehrt ſich's um:
Dieſes lernt an unſern Tiſchen.
Was für Redner ſind wir nicht,
Wenn der Rheinwein aus uns ſpricht!
Wir ermahnen, ſtreiten, lehren;
Keiner will den andern hören.

---

## 9.

## Die Haushaltung.

Zankſt du ſchon wieder? ſprach Hans Lau
Zu ſeiner lieben Ehefrau.
„Verſoff'ner, unverſchämter Mann — — —
Geduld, mein Kind, ich zieh' mich an — —
„Wo nun ſchon wieder hin?" Zu Weine.
Zank' du alleine.

„Du gehſt? — — Verdammtes Kaffeehaus!
„Ja! blieb' er nur die Nacht nicht aus.
„Gott! ich ſoll ſo verlaſſen ſeyn? —
„Wer pocht? — — Herr Nachbar? — — nur herein!
„Mein böſer Teufel iſt zu Weine:
„Wir ſind alleine.

---

## 10.

## Der Regen.

Der Regen hält noch immer an!
So klagt der arme Bauersmann;
Doch eher ſtimm' ich nicht mit ein,
Es regne denn in meinen Wein.

## 11.

## Die Stärke des Weins.

Wein iſt ſtärker als das Waſſer:
Dies geſtehn auch ſeine Haſſer.
Waſſer reißt wohl Eichen um,
Und hat Häuſer umgeriſſen:
Und ihr wundert euch darum,
Daß der Wein mich umgeriſſen?

## 12.

## Der Sonderling.

Sobald der Menſch ſich kennt,
Sieht er, er ſey ein Narr;
Und gleichwohl zürnt der Narr,
Wenn man ihn alſo nennt.

Sobald der Menſch ſich kennt,
Sieht er, er ſey nicht klug;
Doch iſt's ihm lieb genug,
Wenn man ihn weiſe nennt.

Ein jeder, der mich kennt,
Spricht: welcher Sonderling!
Nur dieſem iſt's Ein Ding,
Wie ihn die Welt auch nennt.

## 13.

### Der alte und der junge Wein.

Ihr Alten trinkt, euch jung und froh zu trinken;
Drum mag der junge Wein
Für euch, ihr Alten, ſeyn.

Der Jüngling trinkt, ſich alt und klug zu trinken;
Drum muß der alte Wein
Für mich, den Jüngling, ſeyn.

---

## 14.

### Die Türken.

Die Türken haben ſchöne Töchter,
Und dieſe ſcharfe Keuſchheitswächter;
Wer will, kann mehr als eine frei'n:
Ich möchte ſchon ein Türke ſeyn.

Wie wollt' ich mich der Lieb' ergeben!
Wie wollt' ich liebend ruhig leben,
Und — — doch ſie trinken keinen Wein;
Nein, nein, ich mag kein Türke ſeyn.

---

## 15.

## Alexander.

Der Weiſe ſprach zu Alexandern:
„Dort, wo die lichten Welten wandern,
„Iſt manches Volk, iſt manche Stadt.
Was thut der Mann von tauſend Siegen?
Die Memme weint, daß dort zu kriegen,
Der Himmel keine Brücken hat.

Iſt's wahr, was ihn der Weiſe lehret,
Und finden, was zur Welt gehöret,
Daſelbſt auch Wein und Mädchen ſtatt:
So laſſet, Brüder, Thränen fließen,
Daß dort zu trinken und zu küſſen,
Der Himmel keine Brücken hat.

---

## 16.

## Die Schöne von hinten.

Sieh, Freund! ſieh da! was geht doch immer
Dort für ein reizend Frauenzimmer?
Der neuen Tracht Vollkommenheit,
Der engen Schritte Nettigkeit,
Die bei der kleinſten Hind'rung ſtocken,
Der weiße Hals voll ſchwarzer Locken,
Der wohlgewachſ'ne ſchlanke Leib
Verräth ein junges art'ges Weib.

Komm, Freund! komm, laß uns ſchneller gehen,
Damit wir ſie von vorne ſehen.
Es muß, trügt nicht der hint're Schein,
Die Venus oder Phyllis ſeyn.
Komm, eile doch! — O welches Glücke!
Jetzt ſieht ſie ungefähr zurücke.
Was war's, das mich entzückt gemacht? —
Ein altes Weib in junger Tracht.

---

## 17.

### An eine kleine Schöne.

Kleine Schöne, küſſe mich.
Kleine Schöne, ſchämſt du dich?
Küſſe geben, Küſſe nehmen,
Darf dich jetzo nicht beſchämen.
Küſſe mich noch hundertmal!
Küſſ' und merk' der Küſſe Zahl.
Ich will dir, bei meinem Leben!
Alle zehnfach wiedergeben,
Wenn der Kuß kein Scherz mehr iſt,
Und du zehn Jahr älter biſt.

---

18.

## Nach der 10ten Ode Anakreon's.

Was frag' ich nach dem Groſsſultan
Und Mahomets Geſetzen?
Was geht der Perſer Schach mich an
Mit allen ſeinen Schätzen?

Was ſorg' ich ihrer Kriegesart
Und ihrer Treffen halben?
Kann ich nur meinen lieben Bart
Mit Spezereien ſalben.

Kann ich nur mein geſalbtes Haupt
Mit Roſen ſtolz umſchließen,
Und wenn mir ſie ein Mädchen raubt,
Das Mädchen ſtrafend küſſen.

Ein Thor ſorgt für die künft'ge Zeit.
Für heute will ich ſorgen.
Wer kennt, mit weiſer Gründlichkeit,
Den ungewiſſen Morgen?

Was ſoll ich hier, ſo lang' ich bin,
Mich um die Zukunft kränken?
Ich will mit kummerloſem Sinn
Auf Wein und Liebe denken.

Denn plötzlich ſteht er da, und ſpricht,
Der grimme Tod: „Von dannen!
„Du trinkſt, du küſſeſt länger nicht!
„Trink' aus! küſſ' aus! Von dannen!

19.

## Das Paradies.

Sein Glück für einen Apfel geben,
O Adam, welche Lüſternheit!
Statt deiner hätt' ich ſollen leben,
So wär' das Paradies noch heut. —

„Wie aber, wenn alsdann die Traube
„Die Probefrucht geweſen wär'?
„Wie da, mein Freund?" — Ei nun, ich glaube —
Das Paradies wär' auch nicht mehr.

---

20.

## Die Geſpenſter.

### Der Alte.

O Jüngling! ſey ſo ruchlos nicht,
Und leugne die Geſpenſter.
Ich ſelbſt ſah eins beim Mondenlicht
Aus meinem Kammerfenſter,
Das ſaß auf einem Leichenſtein:
Drum müſſen wohl Geſpenſter ſeyn.

### Der Jüngling.

Ich wende nichts dawider ein;
Es müſſen wohl Geſpenſter ſeyn.

Der Alte.

Als meiner Schweſter Sohn verſchied,
(Das ſind nunmehr zehn Jahre!)
Sah ſeine Magd, die trefflich ſieht,
Des Abends eine Bahre,
Und oben drauf ein Todtenbein:
Drum müſſen wohl Geſpenſter ſeyn.

Der Jüngling.

Ich wende nichts dawider ein;
Es müſſen wohl Geſpenſter ſeyn.

Der Alte.

Und als mein Freund im Treffen blieb,
Das Frankreich jüngſt verloren,
Hört' ſeine Frau, wie ſie mir ſchrieb,
Mit ihren eignen Ohren
Zu Mitternacht drei Eulen ſchrein:
Drum müſſen wohl Geſpenſter ſeyn.

Der Jüngling.

Ich wende nichts dawider ein;
Es müſſen wohl Geſpenſter ſeyn.

Der Alte.

In meinem Keller ſelbſt gehts um.
Ich hör' oft ein Geſauſe;
Doch werden die Geſpenſter ſtumm,
Iſt nur mein Sohn zu Hauſe.
Denk' nur, ſie ſaufen meinen Wein:
Das müſſen wohl Geſpenſter ſeyn.

Der Jüngling.

Ich wende nichts dawider ein;
Doch wünſcht' ich eins davon zu ſeyn.

Der Alte.

Auch weiß ich nicht, was manche Nacht
In meiner Tochter Kammer
Sein Weſen hat, bald ſeufzt, bald lacht;
Oft bringt mir's Angſt und Jammer.
Ich weiß, das Mädchen ſchläft allein;
Drum müſſen es Geſpenſter ſeyn.

Der Jüngling.

Ich wende nichts dawider ein;
Doch wünſcht' ich ihr Geſpenſt zu ſeyn.

---

21.

## Der trunkene Dichter lobt den Wein.

Mit Ehren, Wein, von dir bemeiſtert,
Und deinem flüſſ'gen Feu'r begeiſtert,
Stimm' ich zum Danke, wenn ich kann,
Ein dir geheiligt Loblied an.

Doch wie? in was für kühnen Weiſen
Werd' ich, o Göttertrank, dich preiſen?
Dein Ruhm, hör' ihn ſummariſch an,
Iſt, daß ich ihn nicht ſingen kann.

---

22.

## Lob der Faulheit.

Faulheit, jetzo will ich dir
Auch ein kleines Loblied bringen. —
O = = wie = = ſau = = er = = wird es mir, = =
Dich = = nach = = Würden = = zu beſingen!
Doch, ich will mein Beſtes thun,
Nach der Arbeit iſt gut ruhn.

Höchſtes Gut! wer dich nur hat,
Deſſen ungeſtörtes Leben — —
Ach! = = ich = = gähn' = = ich = = werde matt = =
Nun = = ſo = = magſt du = = mir's vergeben,
Daß ich dich nicht ſingen kann;
Du verhinderſt mich ja dran.

---

23.

## Die Faulheit.

Fleiß und Arbeit lob' ich nicht.
Fleiß und Arbeit lob' ein Bauer.
Ja, der Bauer ſelber ſpricht,
Fleiß und Arbeit wird ihm ſauer.
Faul zu ſeyn, ſey meine Pflicht;
Dieſe Pflicht ermüdet nicht.

Bruder, laß das Buch voll Staub!
Willſt du länger mit ihm wachen?
Morgen biſt du ſelber Staub.
Laß uns faul in allen Sachen,
Nur nicht faul zu Lieb' und Wein,
Nur nicht faul zur Faulheit ſeyn.

---

24.

## Die Planetenbewohner.

Mit ſüßen Grillen ſich ergötzen,
Einwohner in Planeten ſetzen,
Eh man aus ſichern Gründen ſchließt,
Daß Wein in den Planeten iſt:
Das heißt zu früh bevölkern.

Freund, bringe nur zuerſt aufs Reine,
Daß in den neuen Welten Weine,
Wie in der, die wir kennen, ſind:
Und glaube mir, dann kann ein Kind
Auf ſeine Trinker ſchließen.

---

## 25.

## Der Geſchmack der Alten.

Ob wir, wir Neuern, vor den Alten
Den Vorzug des Geſchmacks erhalten,
Was leſ't ihr darum vieles nach,
Was der-und jener Franze ſprach?
Die Franzen ſind die Leute nicht,
Aus welchen ein Orakel ſpricht.

Ich will ein neues Urtheil wagen.
Geſchmack und Witz, es frei zu ſagen,
War bei den Alten allgemein.
Warum? ſie tranken Alle Wein.
Doch ihr Geſchmack war noch nicht fein;
Warum? ſie miſchten Waſſer drein.

---

## 26.

## Die lügenhafte Phyllis.

Mein Damon ſpricht:
Kind, lüge nicht!
Sonſt werd' ich ſtrafen müſſen,
Und dich zur Strafe küſſen.
Er droht mir, ſieht verdrießlich aus,
Und ſtrafet mich ſchon im voraus.

Sonſt log ich nicht.
Nur ſeit er ſpricht:
Du ſollſt mir fein mit Küſſen
Die loſen Lügen büßen,
Red' ich kein wahres Wörtchen mehr.
Nun, Schweſtern, ſagt, wo kommt das her?

---

## 27.

### Die 47ſte Ode Anakreon's.

Alter tanze! Wenn du tanzeſt,
Alter, ſo gefällſt du mir!
Jüngling, tanze! Wenn du tanzeſt,
Jüngling, ſo gefällſt du mir.

Alter, tanze, trotz den Jahren!
Welche Freude, wenn es heißt:
Alter, du biſt alt an Haaren,
Blühend aber iſt dein Geiſt!

---

## 28.

### Nachahmung dieſer Ode.

Jüngling, lebſt du nicht in Freuden,
Jüngling, o ſo haſſ' ich dich!
Alter, lebſt du nicht in Freuden,
Alter, o ſo haſſ' ich dich!

Jüngling, trauerſt du in Jahren,
Wo die Pflicht ſich freuen heißt? —
Schäme dich! ſo friſch an Haaren,
Jüngling, und ſo ſchwach an Geiſt!

---

## 29.

### Der Wunſch.

Wenn ich, Augenluſt zu finden,
Unter ſchatticht kühlen Linden
Schielend auf und nieder gehe,
Und ein häßlich Mädchen ſehe,
Wünſch' ich, plötzlich blind zu ſeyn.

Wenn ich, Augenluſt zu finden,
Unter ſchatticht kühlen Linden
Schielend auf und nieder gehe,
Und ein ſchönes Mädchen ſehe,
Möcht' ich lauter Auge ſeyn.

---

## 30.

## Der größte Mann.

Laßt uns den Prieſter Orgon fragen:
Wer iſt der größte Mann?
Mit ſtolzen Mienen wird er ſagen:
Wer ſich zum kleinſten machen kann.

Laßt uns den Dichter Kriton hören:
Wer iſt der größte Mann?
Er wird es uns in Verſen ſchwören:
Wer ohne Mühe reimen kann.

Laßt uns den Hofmann Damis fragen:
Wer iſt der größte Mann?
Er bückt ſich lächelnd; das will ſagen:
Wer lächeln und ſich bücken kann.

Wollt ihr vom Philoſophen wiſſen,
Wer iſt der größte Mann?
Aus dunkeln Reden müßt ihr ſchließen:
Wer ihn verſtehn und grübeln kann.

Was darf ich jeden Thoren fragen,
Wer iſt der größte Mann?
Ihr ſeht, die Thoren alle ſagen:
Wer mir am nächſten kommen kann.

Wollt ihr den klügſten Thoren fragen:
Wer iſt der größte Mann?
So fraget mich; ich will euch ſagen:
Wer trunken ſie verlachen kann.

## 31.

## Der Irrthum.

Den Hund im Arm, mit bloßen Brüſten,
Sah Lotte frech herab.
Wie mancher ließ ſichs nicht gelüſten,
Daß er ihr Blicke gab.

Ich kam gedankenvoll gegangen,
Und ſahe ſteif hinan.
Ha! denkt ſie, der iſt auch gefangen,
Und lacht mich ſchalkhaft an.

Allein, geſagt zur guten Stunde,
Die Jungfer irrt ſich hier.
Ich ſah nach ihrem bunten Hunde:
Es iſt ein artig Thier.

---

## 32.

## An den Wein.

Wein, wenn ich dich jetzo trinke,
Wenn ich dich als Jüngling trinke,
Sollſt du mich in allen Sachen
Dreiſt und klug, beherzt und weiſe,
Mir zum Nutz, und dir zum Preiſe,
Kurz, zu einem Alten machen.

Wein, werd' ich dich künftig trinken,
Werd' ich dich als Alter trinken,
Sollſt du mich geneigt zum Lachen,
Unbeſorgt für Tod und Lügen,
Dir zum Ruhm, mir zum Vergnügen,
Kurz, zu einem Jüngling machen.

## 33.
## Phyllis an Damon.

Lehre mich, o Damon, ſingen,
Singen, wie du trunken ſingſt.
Laß auch mich dir Lieder bringen,
Wie du mir begeiſtert bringſt.
Wie du mich willſt ewig ſingen,
Möcht' auch ich dich ewig ſingen.

Durch des Weines Feuerkräfte,
Nur durch ſie ſingſt du ſo ſchön.
Aber dieſe Götterſäfte
Darf ich ſchmachtend nur beſehn.
Dir rieth Venus, Wein zu trinken,
Mir rieth ſie, ihn nicht zu trinken.

Was wird nun mein Lied beleben,
Kann es dieſer Trank nicht ſeyn? —
Wie? Du willſt mir Küſſe geben,
Küſſe, feuriger, als Wein? —
Damon, ach! nach deinen Küſſen
Werd' ich wohl verſtummen müſſen.

## 34.

## Für wen ich ſinge.

Ich ſinge nicht für kleine Knaben,
Die voller Stolz zur Schule gehn,
Und den Ovid in Händen haben,
Den ihre Lehrer nicht verſtehn.

Ich ſinge nicht für euch, ihr Richter,
Die ihr voll ſpitz'ger Gründlichkeit
Ein unerträglich Joch dem Dichter,
Und euch die Muſter ſelber ſeyd.

Ich ſinge nicht den kühnen Geiſtern,
Die nur Homer und Milton reizt;
Weil man den unerſchöpften Meiſtern
Die Lorbeern nur umſonſt begeizt.

Ich ſinge nicht, durch Stolz gedrungen,
Für dich, mein deutſches Vaterland.
Ich fürchte jene Läſterzungen,
Die dich bis an den Pol verbannt.

Ich ſinge nicht für fremde Reiche.
Wie käm' mir ſolch ein Ehrgeiz ein?
Das ſind verweg'ne Autorſtreiche.
Ich mag nicht überſetzet ſeyn.

Ich ſinge nicht für fromme Schweſtern,
Die nie der Liebe Reiz gewinnt,
Die, wenn wir munter ſingen, läſtern,
Daß wir nicht alle Schmolken ſind.

Ich ſinge nur für euch, ihr Brüder,
Die ihr den Wein erhebt, wie ich,
Für euch, für euch ſind meine Lieder.
Singt ihr ſie nach: o Glück für mich!

Ich ſinge nur für meine Schöne,
O muntre Phyllis, nur für dich.
Für dich, für dich ſind meine Töne.
Stehn ſie dir an, ſo küſſe mich.

---

## 35.

## Die ſchlafende Laura.

Nachläſſig hingeſtreckt,
Die Bruſt mit Flor bedeckt,
Der jedem Lüftchen wich,
Das ſäuſelnd ihn durchſtrich,
Ließ unter jenen Linden
Mein Glück mich Lauren finden.
Sie ſchlief, und weit und breit
Schlug jede Blum' ihr Haupt zur Erden,
Aus mißvergnügter Traurigkeit,
Von Lauren nicht geſehn zu werden.
Sie ſchlief, und weit und breit
Erſchallten keine Nachtigallen,
Aus weiſer Furchtſamkeit,
Ihr minder zu gefallen,

Als ihr der Schlaf gefiel,
Als ihr der Traum gefiel,
Den ſie vielleicht jetzt träumte,
Von dem, ich hoff' es, träumte,
Der ſtaunend bei ihr ſtand,
Und viel zu viel empfand,
Um deutlich zu empfinden,
Um noch es zu empfinden,
Wie viel er da empfand.
Ich ließ mich ſanfte nieder,
Ich ſegnete, ich küßte ſie,
Ich ſegnete, und küßte wieder:
Und ſchnell erwachte ſie.
Schnell thaten ſich die Augen auf.
Die Augen? — nein, der Himmel that ſich auf.

---

36.

## Der Donner.

Es donnert! — Freunde, laßt uns trinken!
Der Frevler und der Heuchler Heer
Mag knechtiſch auf die Kniee ſinken.
Es donnert! — Macht die Gläſer leer!
Laßt Nüchterne, laßt Weiber zagen!
Zeus iſt gerecht, er ſtraft das Meer:
Sollt' er in ſeinen Nektar ſchlagen?

---

37.

## Der müßige Pöbel.

Um einen Arzt und ſeine Bühne
Stand mit erſtaunungsvoller Miene
Die leicht betrog'ne Menge
In lobendem Gedränge.
Ein weiſer Trinker ging vorbei,
Und ſchriee: welche Polizei!
So müßig hier zu ſtehen?
Kann nicht das Volk zu Weine gehen?

38.

## Die Muſik.

Ein Orpheus ſpielte; rings um ihn
Mit lauſchendem Gedränge,
Stand die erſtaunte Menge,
Durchs Ohr die Wolluſt einzuziehn.
Ein Trinker kam von ungefähr,
Und taumelte den Weg daher.
Schnell faßt' er ſich, blieb horchend ſtehn,
Und ward entzückt, und ſchriee: ſchön!
So ſchön, als wenn bei meinem wackern Wirthe
Das helle Paßglas klirrte!

## 42.

### Der ſchwärmende Liebhaber.

Ich ſchwur' es dir, o Laura, dich zu haſſen;
Gerechten Haß ſchwur' ich dir zu.
Ich ſchwur' es allen Schönen, ſie zu haſſen;
Weil alle treulos ſind, wie du.
Ich ſchwur' es dir, vor Amors Ohren,
Daß ich — — ach! daß ich falſch geſchworen.

---

## 43.

### Trinklied.

Voll, voll, voll,
Freunde, macht euch voll!
Wein, Wein, Wein,
Freunde, ſchenkt ihn ein!
Küßt, küßt, küßt,
Die euch wieder küßt!
Voll von Wein,
Voll von Liebe,
Voll von Wein und Liebe,
Freunde, voll zu ſeyn,
Küßt und ſchenket ein!

## 44.

### Der Verluſt.

Alles ging für mich verloren,
Als ich Sylvien verlor.
Du nur gingſt nicht mit verloren,
Liebe, da ich ſie verlor!

---

## 45.

### Der Genuß.

So bringſt du mich um meine Liebe,
Unſeliger Genuß? Betrübter Tag für mich!
Sie zu verlieren, — meine Liebe, —
Sie zu verlieren, wünſcht' ich dich?
Nimm ſie, den Wunſch ſo mancher Lieder,
Nimm ſie zurück, die kurze Luſt!
Nimm ſie, und gieb der öden Bruſt,
Der ewig öden Bruſt die beſſ're Liebe wieder!

---

## 46.

### Das Leben.

Sechs Tage kannt' ich ſie,
Und liebte ſie ſechs Tage.
Am ſiebenten erblaßte ſie,
Dem erſten meiner ew'gen Klage.

Noch leb' ich, zauderndes Geſchick!
Ein pflanzengleiches Leben.
O Himmel, iſt für den kein Glück,
Dem du Gefühl und Herz gegeben!
O! nimm dem Körper Wärm' und Blut,
Dem du die Seele ſchon genommen!
Hier, wo ich wein', und wo ſie ruht,
Hier laß den Tod auf mich herab gebeten kommen!
Was hilft es, daß er meine Jahre
Bis zu des Neſtors Alter ſpare?
Ich habe, Trotz der grauen Haare,
Womit ich dann zur Grube fahre,
Sechs Tage nur geliebt,
Sechs Tage nur gelebt.

---

47.

## Die Biene.

Als Amor in den gold'nen Zeiten,
Verliebt in Schäferluſtbarkeiten,
Auf bunten Blumenfeldern lief,
Da ſtach den kleinſten von den Göttern
Ein Bienchen, das in Roſenblättern,
Wo es ſonſt Honig holte, ſchlief.

Durch dieſen Stich ward Amor klüger.
Der unerſchöpfliche Betrüger
Sann einer neuen Kriegsliſt nach:
Er lauſcht' in Roſen und Violen;
Und kam ein Mädchen, ſie zu holen,
Flog er als Bien' heraus, und ſtach.

---

48.

## Die Liebe.

Ohne Liebe
Lebe, wer da kann.
Wenn er auch ein Menſch ſchon bliebe,
Bleibt er doch kein Mann.

Süße Liebe,
Mach' mein Leben ſüß!
Stille nie die regen Triebe
Sonder Hinderniß.

Schmachten laſſen
Sey der Schönen Pflicht!
Nur uns ewig ſchmachten laſſen,
Dieſes ſey ſie nicht.

---

## 49.

## Der Tod.

Geſtern, Brüder, könnt ihr's glauben?
Geſtern bei dem Saft der Trauben,
(Bildet euch mein Schrecken ein!)
Kam der Tod zu mir herein.

Drohend ſchwang er ſeine Hippe,
Drohend ſprach das Furchtgerippe:
Fort, du theurer Bacchusknecht!
Fort, du haſt genug gezecht!

Lieber Tod, ſprach ich mit Thränen,
Sollteſt du nach mir dich ſehnen?
Sieh, da ſtehet Wein für dich!
Lieber Tod verſchone mich!

Lächelnd greift er nach dem Glaſe;
Lächelnd macht er's auf der Baaſe,
Auf der Peſt, Geſundheit leer;
Lächelnd ſetzt er's wieder her.

Fröhlich glaub' ich mich befreiet,
Als er ſchnell ſein Droh'n erneuet.
Narre, für dein Gläschen Wein,
Denkſt du, ſpricht er, los zu ſeyn?

Tod, bat ich, ich möcht' auf Erden
Gern ein Mediciner werden.
Laß mich: ich verſpreche dir
Meine Kranken halb dafür.

Gut, wenn das iſt, magſt du leben:
Ruft er. Nur ſey mir ergeben.
Lebe, bis du ſatt geküßt,
Und des Trinkens müde biſt.

O! wie ſchön klingt dies den Ohren!
Tod, du haſt mich neu geboren.
Dieſes Glas voll Rebenſaft,
Tod, auf gute Brüderſchaft!

Ewig muß ich alſo leben.
Ewig! denn, beim Gott der Reben!
Ewig ſoll mich Lieb' und Wein,
Ewig Wein und Lieb' erfreun!

---

50.

## Der Faule.

Rennt dem ſcheuen Glücke nach!
Freunde, rennt euch alt und ſchwach!
Ich nehm' Theil an eurer Müh:
Die Natur gebietet ſie.
Ich, damit ich auch was thu, —
Seh' euch in dem Lehnſtuhl zu.

---

51.

## Der Flor.

O Reize voll Verderben!
Wir ſehen euch, und ſterben.
O Augen, unſer Grab!
O Chloris, darf ich flehen?
Dich ſicher anzuſehen,
Laß erſt den Flor herab!

---

52.

## Die wider den Cäſar verſchworenen Helden.

Caſſius. Decimus. Brutus. Cimber.

Caſſius.

Jetzt, Helden, laßt uns rühmlich ſterben,
Eh Rom noch Königsfeſſeln trägt.
Wer ſollte nicht mit Luſt verderben,
Wenn ihn der Staat mit niederſchlägt?

Decimus.

Ja — aber ohne Rache ſterben,
Und ohne Nutz dem Vaterland — —
Freund, das heißt pöbelhaft verderben.
Und wozu hätt' ich Muth und Hand?

Caſſius.

O Brutus! voller tiefen Sorgen
Seh' ich dein Herz für Rom zertheilt.
O Freund! noch Einen freien Morgen,
So hat die Knechtſchaft uns ereilt.

Brutus.

Wenn Cäſar Rom will unterdrücken,
Muß Brutus ihn zur Strafe ziehn.
Ich will den Dolch ins Herz ihm drücken:
Mit Zittern zwar, doch drück' ich ihn.

Caſſius.

Du? deinem Freunde? Brutus! Götter!
Rom ſteht, wenn Brutus Brutus iſt.
Schon war ein Brutus Roms Erretter;
Komm! zeige, daß du beide biſt.

Cimber.

Auch ich will alles mit euch wagen;
Auch ich muß ohne König ſeyn.
Denn könnt' ich einen Herrn ertragen,
Ertrüg' ich allererſt den Wein.

53.

## Die Ente.

Ente, wahres Bild von mir,
Wahres Bild von meinen Brüdern!
Ente, jetzo ſchenk' ich dir
Auch ein Lied von meinen Liedern.

Oft und oft muß dich der Neid
Zechend auf dem Teiche ſehen;
Oft ſieht er aus Trunkenheit
Taumelnd dich in Pfützen gehen.

Auch ein Thier — — o das iſt viel!
Hält den Satz für wahr und ſüße,
Daß, wer glücklich leben will,
Fein das Trinken lieben müſſe.

Ente, iſt's nicht die Natur,
Die dich ſtets zum Teiche treibet?
Ja, ſie iſt's; drum folg' ihr nur.
Trinke, bis nichts übrig bleibet.

Ja, du trinkſt und ſingſt dazu.
Neider nennen es zwar ſchnadern;
Aber, Ente, ich und du
Wollen nicht um Worte hadern.

Wem mein Singen nicht gefällt,
Mag es immer Schnadern nennen.
Will uns nur die neid'ſche Welt
Als verſuchte Trinker kennen.

Aber, wie bedaur' ich dich,
Daß du nur mußt Waſſer trinken.
Und wie glücklich ſchätz' ich mich,
Wenn mir Weine dafür blinken.

Armes Thier, ergieb dich drein.
Laß dich nicht den Neid verführen.
Denn des Weins Gebrauch allein
Unterſcheidet uns von Thieren.

In der Welt muß Ordnung ſeyn.
Menſchen ſind von edlern Gaben.
Du trinkſt Waſſer, und ich Wein:
So will es die Ordnung haben.

---

54.

## Die drei Reiche der Natur.

Ich trink', und trinkend fällt mir bei,
Warum Naturreich dreifach ſey.
Die Thier' und Menſchen trinken, lieben,
Ein jegliches nach ſeinen Trieben:
Delphin und Adler, Floh und Hund
Empfindet Lieb' und netzt den Mund.
Was alſo trinkt und lieben kann,
Wird in das erſte Reich gethan.

Die Pflanze macht das zweite Reich,
Dem erſten nicht an Güte gleich:

57.

## Die Kunſtrichter und der Dichter.

Die Kunſtrichter.

Ihr Dichter! ſeyd des Stoffes voll,
Den eure Muſe ſingen ſoll:
Alsdann geräth das Lied euch wohl.

Der Dichter.

Wohl! wohl! ihr Herren Richter, wohl!
Seht her! ich bin des Stoffes voll,
Den meine Muſe ſingen ſoll;
Ich bin, ich bin des Weines voll:
Und doch geräth kein Lied mir wohl.

Die Kunſtrichter.

Du biſt des Stoffes allzu voll,
Den deine Muſe ſingen ſoll:
Darum geräth kein Lied dir wohl.

---

58.

## An die Kunſtrichter.

Schweigt, unberauſchte, finſt're Richter!
Ich trinke Wein, und bin ein Dichter.
Thut mir es nach, und trinket Wein,
So ſeht ihr meine Schönheit ein.
Sonſt wahrlich, unberauſchte Richter,
Sonſt wahrlich ſeht ihr ſie nicht ein!

---

## 59.

## Lied aus dem Spaniſchen.

Geſtern liebt' ich,
Heute leid' ich:
Morgen ſterb' ich,
Dennoch denk' ich,
Heut' und morgen,
Gern an geſtern.

---

## 60.

## Die Diebin.

### 1745.

Du Diebin mit der Roſenwange,
Du mit den blauen Augen da!
Dich mein' ich! — wird dir noch nicht bange?
Geſteh' nur, was ich fühlt' und ſah!

Du ſchweigſt, doch deine Roſenwange
Glüht ſchuldig, röther, als vorhin,
O Diebin mit der Roſenwange,
Wo iſt mein Herz, wo kam es hin?

---

## 61.

## Phyllis.

1746.

Wenn der finſt're Damon ſpricht,
Amor ſey ein Ungeheuer,
Seine Glut ein hölliſch Feuer!
O ſo fürcht' ich Amorn nicht.

Aber hebt mein Thirſis an,
Amor ſey ein Kind zum küſſen,
Schalkhaft, ſchmeichelnd und befliſſen.
O wie fürcht' ich Amorn dann!

## 62.

## Bacchus und Helena.

1748.

Ehrt, Brüder, meine Schöne,
Ehrt die galliſche Helene!
Bacchus ſelber ehret ſie.
Jüngſt an ihrer ſtolzen Rechte,
Als er mit uns beiden zechte,
Ward er, denn ſie ſchenkt' ihm ein,
Voller noch von Lieb', als Wein.

## 63.

## An Amor.

Amor, ſoll mich dein Beſuch
Einſt erfreuen — —
O ſo lege dein Gefieder
Und die ganze Gottheit nieder.
Dieſe möchte mich erſchrecken,
Jenes möchte Furcht erwecken,
Furcht, nach flatterhaften Küſſen,
Meine Phyllis einzubüßen.
Komm' auch ohne Pfeil und Bogen,
Ohne Fackel angezogen . . .
Stelle dich, mir lieb zu ſeyn,
Als ein junger Satyr ein.

---

## 64.

## Heldenlied der Spartaner.

### In drei Chören.

Alle.

Streitbare Männer

Chor der Alten.

Waren wir!

Alle.

Streitbare Männer

Chor der Männer.

Sind wir!

Alle.

Streitbare Männer

Chor der Jünglinge.

Werden wir!

Alle.

Streitbare Männer

Chor der Alten.

Waren wir!

Chöre der Männer und Jünglinge.

Waret ihr!

Chor der Alten.

Das leugne, wer darf!

Alle.

Streitbare Männer

Chor der Männer.

Sind wir!

Chöre der Alten und Jünglinge.

Seyd ihr!

Chor der Männer.

Verſuch' uns, wer darf!

Alle.

Streitbare Männer

Chor der Jünglinge.

Werden wir!

Chöre der Alten und Männer.

Werdet ihr!

Chor der Jünglinge.

Noch tapf'rer, als ihr!

---

## 65.

# Die Schiffahrt.

„Gewagt! Freund, komm mit mir auf's Meer!
„Das Trinken macht den Beutel leer,
„Drum hol' ich mir in fernen Landen,
„Die unſre Väter niemals fanden,
„Gold, Silber, Perlen, Edelſtein:
„Und folglich Wein.

Nein, Freund! nein, Freund! Dies wag' ich nicht.
Geſetzt, daß unſer Schiff zerbricht,
So müßten wir ins Waſſer ſinken,
Und Waſſer wohl gezwungen trinken:
Und Waſſer, Waſſer ſchmecket ſchlecht;
Hab' ich nicht Recht?

Ja, wär' im Meere lauter Wein,
So ging ich, Freund, die Schifffahrt ein.
O Freund! o Freund! mit Freuden
Wollt' ich auch Schiffbruch leiden.
Doch dies iſt nicht. Drum bleibe hier
Und trink' mit mir!

## 66.

## Auf ſich ſelbſt.

Ich habe nicht ſtets Luſt, zu leſen;
Ich habe nicht ſtets Luſt, zu ſchreiben;
Ich habe nicht ſtets Luſt, zu denken;
Kurz um, nicht immer zu ſtudiren.

Doch hab' ich allzeit Luſt, zu ſcherzen;
Doch hab' ich allzeit Luſt, zu lieben;
Doch hab' ich allzeit Luſt, zu trinken;
Kurz, allezeit vergnügt zu leben.

Verdenkt ihr mir's, ihr ſauern Alten?
Ihr habt ja allzeit Luſt, zu geizen;
Ihr habt ja allzeit Luſt, zu lehren;
Ihr habt ja allzeit Luſt, zu tadeln.

Was ihr thut, iſt des Alters Folge;
Was ich thu', will die Jugend haben.
Ich gönn' euch eure Luſt von Herzen;
Wollt ihr mir nicht die meine gönnen?

67.

## Der Tabak.

Dich, Tabak, lobt der Medicus,
Weil uns dein fleiſſiger Genuß
An Zahn und Augen wohl curiret,
Und Schleim und Kolſter von uns führet.

Dich lobet der Philoſophus,
Wenn er ſcharf meditiren muß,
Weil er, ſo lang' er dich genießet,
Des Geiſtes Flatterkeit vermiſſet.

Dich lobet der Theologus
Durch einen homilet'ſchen Schluß,
Wenn er in deinen Rauch entzücket,
Ein Bild der Eitelkeit erblicket.

Ich lob' an dir, als ein Juriſt,
Was rechtens an dir löblich iſt,
Daß wenigſtens, wie mir es dünket,
Man mehr und öfter bei dir trinket.

## 68.

## Refutatio Papatus.

Bei meiner Treu! ich glaub' es nicht,
Was Petri Reichsverweſer ſpricht,
Und halte mich an Luther's Lehren,
Die wir von unſern Prieſtern hören,
Daß nicht von Gott es ſelber iſt,
Was man von Maccabäern lieſt.

Der Schluß von dieſen Büchern ſagt,
Was weiſen Trinkern nie behagt:
„Den Durſt ſich ſtets mit Wein zu ſtillen,
„Erreget ekeln Widerwillen.
„Bald Waſſer aber, und bald Wein,
„Müßt' eine wahre Wolluſt ſeyn.

Iſt das nicht grader Widerſpruch,
Den ein von Gott gegeb'nes Buch
Nicht haben darf? Denn unſer Leben
Muß ſtets zum Beſſern ſich erheben,
Und nie des Beſſern untreu ſeyn.
Iſt Waſſer beſſer wohl, als Wein?

69.

## Der neue Weltbau.

Der Wein, der Wein macht nicht nur froh,
Er macht auch zum Aſtronomo.
Ihr kennt doch wohl den großen Geiſt,
Nach dem der wahre Weltbau heißt?
Von dieſem hab' ich einſt geleſen,
Daß er beim Weine gleich geweſen,
Als er der Sonne Stilleſtand,
Die alte neue Wahrheit, fand.

Der Wein, der Wein macht nicht nur froh,
Er macht auch zum Aſtronomo.
Hört, hört, ihr Sternenfahrer, hört,
Was mich der Wein, der Wein gelehrt! —
So kann der Wein den Witz verſtärken! —
Wir laufen ſelbſt, ohn' es zu merken,
Von Oſten täglich gegen Weſt!
Die Sonne ruht. Die Welt ſteht feſt!

## Schlußrede zu einem Trauerſpiele, gehalten von Mad. Schuch 1754.

Euch, die Geſchmack und Ernſt, und was nur Weiſe rührt,
Die Tugend und ihr Lohn, ins Trauerſpiel geführt,
Euch macht Melpomene durch künſtliches Betrügen
Beklemmtes Herz zur Luſt, und Mitleid zum Vergnügen.
Ihr fühlt es, was ein Held, der mit dem Schickſal ficht,
Und mit Affekten kämpft, in ſchweren Worten ſpricht;
Ihr folgt ihm durch den Kampf, mit gleich getheilten Trieben,
Zu haſſen, wenn er haßt, und wenn er liebt, zu lieben.
Ihr hofft, ihr tobt mit ihm; ihr theilt ſein Weh und Wohl,
Und kurz, ihr habt das Herz, wie man es haben ſoll.

Schämt euch der Wehmuth nicht, die feucht im Auge ſchimmert,
Gönnt ihr, ach! gönnet ihr den Ausbruch! Unbekümmert,
Ob Weſen oder Schein, ob Wahrheit oder Trug
Den Panzer um das Herz mit ſüßer Macht zerſchlug.

Die Gottheit des Geſchmacks zählt jedes Kenners
Zähre
Und hebt ſie theuer auf, zu ſein und unſrer Ehre!
Zu unſrer Ehre? — Ja, als Theil an unſerm
Lohn,
Durch der Geberden Reiz, durch Mienen, Tracht
und Ton,
Und durch die ganze Kunſt ruhmvoller Heuchlergaben,
Der Tadelſucht zum Trotz! ſie euch erpreßt zu haben.

---

## Sittenſprüche.

1779.

Man würze, wie man will, mit Widerſpruch die
Rede,
Wird Würze nur nicht Koſt, und Widerſpruch nicht
Fehde.

---

Bav ſelbſt hat manchen guten Schauer,
Wär' Eſelstrab auch nur von Dauer.

---

# O d e n.

## 1.

### Der Eintritt des 1752ſten Jahres.

Im Spiel, dem Huld und Macht
Die Welt zur Bühne gab, das Weisheit ausgedacht,
In dieſem Spiel zur kurzen Scen' erleſen,
Jahr! Zeit, für Sterbliche geweſen!
Für ihn, der, eh' du kamſt, dich als gekommen ſah,
Für Gott noch da!

So wie ein Strom, der aus der Erde bricht,
Und wenig Meilen rollt, und wieder ſich verkriecht,
Biſt du, aus der du dich ergoſſen,
Zur Ewigkeit, — die Gott, mit aller Welten Laſt,
Im Zipfel ſeines Kleides faßt, —
Zur Ewigkeit zurückgefloſſen.

Vom Dürftigen verſeufzt, mit thränenvollen Blicken
Des Reuenden verfolgt, zurückgewünſcht vom Thor,
Vom Glücklichen erwähnt mit trunkenem Entzücken:

Jahr, welche Botſchaft von der Erde, —
Jetzt unwerth jenes Rufs: Sie werde! —
Bringſt du dem Himmel vor?

Botſchaft ach! vom Triumph des Laſters über Tugend,
Hier vordem ihrem liebſten Sitz;
Von Vätern böſer Art; Botſchaft von ſchlimm'rer Jugend;
Von Feinden Gottes, ſtolz auf Witz;
Botſchaft von feiler Ehr', womit die Schmach ſich ſchmücket;
Von ungerechtem Recht, das arme Fromme drücket.

Botſchaft, daß die Natur längſt unſ'rer müde worden,
Die dort mit Flüſſen Feuers ſchreckt,
Das paradieſiſche Gefilde überdeckt,
Und dort, geſchäftig im Ermorden,
Der aufgebot'nen Peſt
Die gift'gen Schwingen ſchütteln läßt.

Botſchaft von hingeriſſ'nen Göttern
Der einſt durch ſie regierten Welt;
Botſchaft von finſtern Kriegeswettern,
Die hier ein Gott zurücke hält,
Und dort ein Gott, der grauſamer verfährt,
Mit immer neuen Blitzen nährt.

# O d e n.

## 1.

### Der Eintritt des 1752ſten Jahres.

Im Spiel, dem Huld und Macht
Die Welt zur Bühne gab, das Weisheit ausgedacht,
In dieſem Spiel zur kurzen Scen' erleſen,
Jahr! Zeit, für Sterbliche geweſen!
Für ihn, der, eh' du kamſt, dich als gekommen ſah,
Für Gott noch da!

So wie ein Strom, der aus der Erde bricht,
Und wenig Meilen rollt, und wieder ſich verkriecht,
Biſt du, aus der du dich ergoſſen,
Zur Ewigkeit, — die Gott, mit aller Welten Laſt,
Im Zipfel ſeines Kleides faßt, —
Zur Ewigkeit zurückgefloſſen.

Vom Dürftigen verſeufzt, mit thränenvollen Blicken
Des Reuenden verfolgt, zurückgewünſcht vom Thor,
Vom Glücklichen erwähnt mit trunkenem Entzücken:

Jahr, welche Botſchaft von der Erde, —
Jetzt unwerth jenes Rufs: Sie werde! —
Bringſt du dem Himmel vor?

Botſchaft ach! vom Triumph des Laſters über
Tugend,
Hier vordem ihrem liebſten Sitz;
Von Vätern böſer Art; Botſchaft von ſchlimm'rer
Jugend;
Von Feinden Gottes, ſtolz auf Witz;
Botſchaft von feiler Ehr', womit die Schmach ſich
ſchmücket;
Von ungerechtem Recht, das arme Fromme drücket.

Botſchaft, daß die Natur längſt unſ'rer müde
worden,
Die dort mit Flüſſen Feuers ſchreckt,
Das paradieſiſche Gefilde überdeckt,
Und dort, geſchäftig im Ermorden,
Der aufgebot'nen Peſt
Die gift'gen Schwingen ſchütteln läßt.

Botſchaft von hingeriſſ'nen Göttern
Der einſt durch ſie regierten Welt;
Botſchaft von finſtern Kriegeswettern,
Die hier ein Gott zurücke hält,
Und dort ein Gott, der grauſamer verfährt,
Mit immer neuen Blitzen nährt.

Er kommt, hier iſt er ſchon, der ſchönſte deiner
Tage,
Der ſchönſte, weil die Lieb' ihn ſchmückt,
Und ihr erfüllter Wunſch der Hoffnung ſüße Plage
Im Wechſelkuß erſtickt.

Dort in Aurorens Reich, am Quell vom ew'gen
Licht,
Wo' unſre Tage ſtehn, die Wieg' und Grab um-
grenzen —
Ein ſterblich Auge zählt ſie nicht —
Dort ſah, Beglückte glaubt's, der Dichter eure
glänzen!
Schnell hob ſich dieſer Tag, kenntbar am Roſen-
kranze,
Aus der gemeinen Schaar.
Es wuchs ſein Glanz, und wuchs und überſtieg an
Glanze
Den Tag, der euch gebar.

So wie ein Bach, der in der Wüſte ſchleicht,
Vergebens ſein Kryſtall auf lauten Kieſeln rollet,
Wenn ihn der Wandrer nicht erreicht,
Dem er den ſüßen Trunk, und dann das Schlaf-
lied zollet:
So fließt in kalter Still', in ungenoſſ'nen Stunden,
In Tagen, die Verdruß umhüllt,
Das faule Leben fort, die traurigen Sekunden, —
Wenn ſie nicht Liebe füllt.

Fühlt ihr es, ſelig Paar? Und ſelig, wer es fühlt!
Der Menſch, ſich ſelbſt ein Feind, kehrt oft den
blinden Rücken
Der Wolluſt zu, auf die er zielt,
Sucht in Zerſtreuung Ruh', und Ruhm in Buben-
ſtücken.
Seht ſie, vom Traum getäuſcht, in Sorg' und
Lüſten ſchweben,
Dem fräß'gen Strudel unſrer Zeit!
Dann wägt ihr Glück und ſagt: Gebt ihr für all'
ihr Leben
So einen Tag, als heut?

Dort ſinnt, in banger Nacht, ein Sklav von flücht'-
gem Ruhm
Von Amt auf Ämter hin. Der Märtyrer der Titel,
Des kranken Wahnes Eigenthum,
Schämt ſich, vor lauter Ehr', auch nicht entehrter
Mittel.
Hier häuft der bleiche Geiz das Geld zur eig'nen
Plage,
Und athmet kaum vor Hunger mehr.
Sagt, liebend Paar, gebt ihr für ihre ganzen Tage
So einen Tag, als der?

Er ſelbſt, der kühne Held, wenn er vom Kriegs-
gott glüht —
Du weißt es, Bräutigam! — ſprich, wenn im
blut'gen Streite

Er ſtarr mit Einem Blicke ſieht
Vor ſich den wilden Tod, und Ewigkeit zur Seite;
Wenn er, da über ihm die Himmel Famen hören,
Für Friedrichen und durch ihn ſiegt — —
Biſt du — geſteh' es nur der Menſchlichkeit zu
Ehren —
So ſchön, als jetzt vergnügt?

O Braut, preß' ihm dies Nein — vermag dein
Reiz es doch —
Aus der bewegten Bruſt. Und ja, dir wird er's ſagen.
Der ſanften Lieb' unſchimpflich Joch
Ward auch vom Tapferſten im Lorbeerkranz getragen.
Nur tolle Härte wähnt, es trät' ein zärtlich Herze
Dem Muth, dem ſtählern Muth, zu nah.
Er ſelbſt, der Krieger Gott, voll Blut und Staub
und Schwärze,
Mars, kennt Cytheren ja.

Den Prunk der großen Welt und die verlarvte
Stadt
Floh zwar ſeit langer Zeit die Gottheit holder Liebe.
Wo Buhlerei den Tempel hat,
Sind, die Verliebte ſind, Verräther oder Diebe.
Sie floh zur ſtillen Flur, wo, bei gelaſſ'ner Jugend,
Die Einfalt Schöne ſchöner macht.
Da brannt' ihr Rauchaltar! — Doch jüngſt hat ſie
die Tugend
Zu euch zurück gebracht.

Fühlt ihr es, ſelig Paar? Und ſelig, wer es fühlt!
Der Menſch, ſich ſelbſt ein Feind, kehrt oft den blinden Rücken
Der Wolluſt zu, auf die er zielt,
Sucht in Zerſtreuung Ruh', und Ruhm in Buben⸗ſtücken.
Seht ſie, vom Traum getäuſcht, in Sorg' und Lüſten ſchweben,
Dem fräß'gen Strudel unſrer Zeit!
Dann wägt ihr Glück und ſagt: Gebt ihr für all' ihr Leben
So einen Tag, als heut?

Dort ſinnt, in banger Nacht, ein Sklav von flücht'⸗gem Ruhm
Von Amt auf Ämter hin. Der Märtyrer der Titel,
Des kranken Wahnes Eigenthum,
Schämt ſich, vor lauter Ehr', auch nicht entehrter Mittel.
Hier häuft der bleiche Geiz das Geld zur eig'nen Plage,
Und athmet kaum vor Hunger mehr.
Sagt, liebend Paar, gebt ihr für ihre ganzen Tage
So einen Tag, als der?

Er ſelbſt, der kühne Held, wenn er vom Kriegs⸗gott glüht —
Du weißt es, Bräutigam! — ſprich, wenn im blut'gen Streite

Er ſtarr mit Einem Blicke ſieht
Vor ſich den wilden Tod, und Ewigkeit zur Seite;
Wenn er, da über ihm die Himmel Famen hören,
Für Friedrichen und durch ihn ſiegt — —
Biſt du — geſteh' es nur der Menſchlichkeit zu Ehren —
So ſchön, als jetzt vergnügt?

O Braut, preß' ihm dies Nein — vermag dein Reiz es doch —
Aus der bewegten Bruſt. Und ja, dir wird er's ſagen.
Der ſanften Lieb' unſchimpflich Joch
Ward auch vom Tapferſten im Lorbeerkranz getragen.
Nur tolle Härte wähnt, es trät' ein zärtlich Herze
Dem Muth, dem ſtählern Muth, zu nah.
Er ſelbſt, der Krieger Gott, voll Blut und Staub und Schwärze,
Mars, keunt Cytheren ja.

Den Prunk der großen Welt und die verlarvte Stadt
Floh zwar ſeit langer Zeit die Gottheit holder Liebe.
Wo Buhlerei den Tempel hat,
Sind, die Verliebte ſind, Verräther oder Diebe.
Sie floh zur ſtillen Flur, wo, bei gelaſſ'ner Jugend,
Die Einfalt Schöne ſchöner macht.
Da brannt' ihr Rauchaltar! — Doch jüngſt hat ſie die Tugend
Zu euch zurück gebracht.

Fühlt ihr es, ſelig Paar? Und ſelig, wer es fühlt!
Der Menſch, ſich ſelbſt ein Feind, kehrt oft den blinden Rücken
Der Wolluſt zu, auf die er zielt,
Sucht in Zerſtreuung Ruh', und Ruhm in Bubenſtücken.
Seht ſie, vom Traum getäuſcht, in Sorg' und Lüſten ſchweben,
Dem fräß'gen Strudel unſrer Zeit!
Dann wägt ihr Glück und ſagt: Gebt ihr für all' ihr Leben
So einen Tag, als heut?

Dort ſinnt, in banger Nacht, ein Sklav von flücht'gem Ruhm
Von Amt auf Ämter hin. Der Märtyrer der Titel,
Des kranken Wahnes Eigenthum,
Schämt ſich, vor lauter Ehr', auch nicht entehrter Mittel.
Hier häuft der bleiche Geiz das Geld zur eig'nen Plage,
Und athmet kaum vor Hunger mehr.
Sagt, liebend Paar, gebt ihr für ihre ganzen Tage
So einen Tag, als der?

Er ſelbſt, der kühne Held, wenn er vom Kriegsgott glüht —
Du weißt es, Bräutigam! — ſprich, wenn im blut'gen Streite

Er ſtarr mit Einem Blicke ſieht
Vor ſich den wilden Tod, und Ewigkeit zur Seite;
Wenn er, da über ihm die Himmel Famen hören,
Für Friedrichen und durch ihn ſiegt — —
Biſt du — geſteh' es nur der Menſchlichkeit zu
Ehren —
So ſchön, als jetzt vergnügt?

O Braut, preß' ihm dies Nein — vermag dein
Reiz es doch —
Aus der bewegten Bruſt. Und ja, dir wird er's ſagen.
Der ſanften Lieb' unſchimpflich Joch
Ward auch vom Tapferſten im Lorbeerkranz getragen.
Nur tolle Härte wähnt, es trät' ein zärtlich Herze
Dem Muth, dem ſtählern Muth, zu nah.
Er ſelbſt, der Krieger Gott, voll Blut und Staub
und Schwärze,
Mars, keunt Cytheren ja.

Den Prunk der großen Welt und die verlarvte
Stadt
Floh zwar ſeit langer Zeit die Gottheit holder Liebe.
Wo Buhlerei den Tempel hat,
Sind, die Verliebte ſind, Verräther oder Diebe.
Sie floh zur ſtillen Flur, wo, bei gelaſſ'ner Jugend,
Die Einfalt Schöne ſchöner macht.
Da brannt' ihr Rauchaltar! — Doch jüngſt hat ſie
die Tugend
Zu euch zurück gebracht.

Dort*) herrſcht die Ruh', dort iſt der Lärm vergangen,
Der hier**) noch Muſen ſtören darf,
Seit Pallas gern, auf Friederich's Verlangen,
Die ſpitze Lanze von ſich warf.

## 4.

## An den Herrn N**.

Freund, noch ſind ich und du dem Glücke
Ein leichter Schleuderball.
Und doch belebt auf ſeine Tücke
Kein beißend Lied den Widerhall?

Der Thor gedeiht, der Spötter ſteiget,
Dem Böſen fehlt kein Heil.
Verdienſt ſteht nach, und fühlt gebeuget
Ein lohnend Amt dem Golde feil.

Auf, Freund! die Geißel zu erfaſſen,
Die dort vermodern will.
Seit Juvenal ſie fallen laſſen,
Liegt ſie, Triumph ihr Laſter! ſtill.

---

*) Halle. **) Wittenberg.

Geduld! Schon rauſcht ſie durch die Lüfte,
Blutgierig rauſcht ſie her!
Verbergt, verbergt die bloße Hüfte!
Ein jeder Schmiß ein gift'ger Schwär!

Erſt räche dich, dich Freund der Muſen.
Du rächeſt ſie in dir!
Doch dann auch mich, in deſſen Buſen
Ein Geiſt ſich regt, zu gut für hier.

Vielleicht, daß einſt in andern Welten
Wir minder elend ſind.
Die Tugend wird doch irgends gelten.
Das Gute kommt nicht gern geſchwind.

---

5.

## Der Tod eines Freundes.

Hat, neuer Himmelsbürger, ſich
Dein geiſtig Ohr nicht ſchon des Klagetons entwöhnet,
Und kann ein banges Ach um dich,
Das hier und da ein Freund bei ſtillen Thränen ſtöhnet,
Dir unterm jauchzenden Empfangen
Der beſſern Freunde hörbar ſeyn,
So ſey nicht für die Welt, mit unſerm Schmerz zu prangen,
Dies Lied: es ſey für dich, für dich allein!

Dort*) herrſcht die Ruh', dort iſt der Lärm vergangen,
Der hier**) noch Muſen ſtören darf,
Seit Pallas gern, auf Friederich's Verlangen,
Die ſpitze Lanze von ſich warf.

---

## 4.

## An den Herrn N**.

Freund, noch ſind ich und du dem Glücke
Ein leichter Schleuderball.
Und doch belebt auf ſeine Tücke
Kein beißend Lied den Widerhall?

Der Thor gedeiht, der Spötter ſteiget,
Dem Böſen fehlt kein Heil.
Verdienſt ſteht nach, und fühlt gebeuget
Ein lohnend Amt dem Golde feil.

Auf, Freund! die Geißel zu erfaſſen,
Die dort vermodern will.
Seit Juvenal ſie fallen laſſen,
Liegt ſie, Triumph ihr Laſter! ſtill.

---

*) Halle. **) Wittenberg.

Geduld! Schon rauſcht ſie durch die Lüfte,
Blutgierig rauſcht ſie her!
Verbergt, verbergt die bloße Hüfte!
Ein jeder Schmiß ein gift'ger Schwär!

Erſt räche dich, dich Freund der Muſen.
Du rächeſt ſie in dir!
Doch dann auch mich, in deſſen Buſen
Ein Geiſt ſich regt, zu gut für hier.

Vielleicht, daß einſt in andern Welten
Wir minder elend ſind.
Die Tugend wird doch irgends gelten.
Das Gute kommt nicht gern geſchwind.

---

5.

## Der Tod eines Freundes.

Hat, neuer Himmelsbürger, ſich
Dein geiſtig Ohr nicht ſchon des Klagetons entwöhnet,
Und kann ein banges Ach um dich,
Das hier und da ein Freund bei ſtillen Thränen ſtöhnet,
Dir unterm jauchzenden Empfangen
Der beſſern Freunde hörbar ſeyn,
So ſey nicht für die Welt, mit unſerm Schmerz zu prangen,
Dies Lied: es ſey für dich, für dich allein!

Wann war es, da auch dich noch junge Roſen
zierten?
(Doch nein, die Roſen ziertest du!)
Da Freud' und Unſchuld dich, im Thal der Hoff-
nung, führten
Dem Alter und der Tugend zu?
Geſichert folgten wir: als ſchnell, aus ſchlauen
Hecken,
Der Unerbittliche ſich wies,
Und dich, den Beſten, uns zu ſchrecken,
Nicht dich zu ſtrafen, von uns riß.

Wie ein geliebtes Weib vom ſteilen Ufer blicket
Dem Schiffe nach, das ihre Kron' entreißt:
Sie ſteht, ein Marmorbild, zu Stunden unverrücket;
In Augen iſt ihr ganzer Geiſt:
So ſtanden wir betäubt und angeheftet,
Und ſannen dir mit ſtarren Sinnen nach,
Bis ſich der Schmerz durch Schmerz entkräftet,
Und ſtrömend durch die Augen brach.

Was weinen wir? Gleich einer Weiberſage,
Die im Entſtehn ſchon halb vergeſſen iſt,
Flohſt du dahin! — Geduld! noch wenig Tage,
Und wenige dazu, ſo ſind wir, was du biſt.
Ja, wenn der Himmel uns die Palme leicht erringen,
Die Krone leicht erſiegen läßt,
So werden wir, wie du, das Alter überſpringen,
Des Lebens unſchmackhaften Reſt.

Was wartet unſer? — Ach! ein unbelohnter
Schweiß,
Im Joch des Amts bei reifen Jahren,
Für andrer Wohl erſchöpft, als unbrauchbarer Greis
Hinunter in die Gruft zu fahren.
Doch deiner wartet? = = Nein! was kannſt du noch
erwarten
Im Schooß der vollen Seligkeit?
Nur wir, auf blindes Glück, als Schiffer ohne
Karten,
Durchkreuzen ihn, den faulen Pfuhl der Zeit.

Vielleicht — noch ehe du dein Glücke wirſt gewohnen,
Noch ehe du es durchempfunden haſt —
Flieht einer von uns nach in die verklärten Zonen,
Für dich ein alter Freund, und dort ein neuer Gaſt.
Wen wird — verborg'ner Rath! — die nahe Reiſe
treffen
Aus unſrer jetzt noch friſchen Schaar?
O Freunde, laßt euch nicht von ſüßer Hoffnung
äffen!
Zum Wachſamſeyn verbarg Gott die Gefahr.

Komm' ihm, wer er auch ſey, verklärter Geiſt,
entgegen,
Bis an das Thor der beſſern Welt,
Und führ' ihn ſchnell, auf dir dann ſchon bekannten
Wegen,
Hin, wo die Huld Gerichte hält.

Wo um der Weisheit Thron der Freundſchaft Urbild ſchwebet,
In seraphinſchem Glanze ſchwebt,
Verknüpft uns einſt ein Band, ein Band von ihr gewebet;
Zur ew'gen Dauer feſt gewebt!

---

6.

## Der Eintritt des Jahres 1753. in Berlin.

Wie zaudernd ungern ſich die Jahre trennen mochten,
Die eine Götterhand
Durch Kränze mancher Art, mit Pracht und Scherz durchflochten,
Uns in einander wand!

So träg', als hübe ſich ein Adler in die Lüfte,
Den man vom Raube ſcheucht:
Noch ſchwebt er drüber her, und witternd fette Düfte,
Entflieht er minder leicht.

Welch langſam Phänomen durchſtreicht des Äthers Wogen,
Dort, wo Saturn gebeut?
Iſt es? Es iſt's, das Jahr, das reuend uns entflogen,
Es fliegt zur Ewigkeit.

Das reuend uns entflog, dir, Friedrich, zuzuſehen,
Kein Sekulum zu ſeyn;
Mit deinem ganzen Ruhm belaſtet fort zu gehen,
Und ſich der Laſt zu freun.

Noch oft ſoll manches Jahr ſo traurig von uns fliegen,
Noch oft, zu unſerm Glück.
Vom Himmel biſt du, Herr, zu uns herabgeſtiegen;
Kehr' ſpät! kehr' ſpät zurück!

Laß dich noch lange, Herr, den Namen Vater reizen,
Und den: menſchlicher Held!
Dort wird der Himmel zwar nach ſeiner Zierde geizen;
Doch hier braucht dich die Welt.

Noch ſeh' ich mich für dich mit raſchen Richteraugen
Nach einem Dichter um.
Dort einer! hier und da! Sie taugen viel, und taugen
Doch nichts für deinen Ruhm.

Iſt er nicht etwa ſchon, und ſingt noch wenig Ohren,
Weil er die Kräfte wiegt:
So werd' er dieſes Jahr, der ſelt'ne Geiſt, geboren,
Der dieſen Kranz erfliegt.

Wenn er der Mutter dann ſich leicht vom Herzen
windet,
O Muſe, lach' ich ihn an!
Damit er Feu'r und Witz dem Edelmuth verbindet,
Poet und Biedermann.

Hört! oder täuſchen mich beliebte Raſereien?
Nein, nein, ich hör' ihn ſchon.
Der Heere ziehend Lärm ſind ſeine Melodeien,
Und Friedrich jeder Ton!

---

7.

## Der 24ſte Jenner in Berlin.

Welch leichter Morgentraum ließ, auf den heil'gen
Höhen,
Der Muſen Feſt um Friedrich's Bild
Mich bei Aurorens Glanz mit frommen Schauer
ſehen,
Der noch, der noch die Seele füllt?

Ein Traum? nein, nein, kein Traum. Ich ſah
mit wachem Sinne,
Die Muſen tanzten darum her.
Wach ward ich nah' dabei Cäſar's und Solon's inne,
Doch keinen, daß er neidiſch wär'.

Ein ſüßer Silberton durchzitterte die Lüfte
Bis in des Ohres krummen Gang;
Die Blumen brachen auf, und ſtreuten Balſam-
düfte;
Der Berg lag lauſchend; Klio ſang:

„Heil dir! feſtlicher Tag, der unſern Freund
geboren.
„Ein König, Schweſtern, unſer Freund!
„Heil dir! uns neues Reich, zum Schauplatz ihm
erkoren,
„Dem frommen Krieger, Niemands Feind!

„Laßt freudig um ſein Bild, voll Majeſtät in
Blicken,
„Der Tänze Hieroglyphen ziehn!
„Einſt, Schweſtern, tanzen wir, mit trunkenerm
Entzücken,
„Einſt, freut euch, tanzen wir um ihn!

Einſt tanzen wir um ihn? Prophetin banger
Schrecken!
Nie werde dieſes Wort erfüllt!
Nie mög' ein Morgenroth zu dieſem Glück euch
wecken!
Tanzt, Muſen, ewig um ſein Bild!

## 8.

## An meinen Bruder.

Auch dich hat, da du wardſt geboren,
Die Muſe lächelnd angeblickt;
Auch du haſt dich dem Schwarm der Thoren
Auf jungen Flügeln kühn entrückt!

Ihm nach, dem Liebling des Mäcenen!
Ihm nach, ſein Name ſporne dich!
Er lehrte dich das Laſter höhnen;
Er mache dich ihm fürchterlich!

O! ſchnitten wir mit gleichem Fluge
Die Lüfte durch zur Ewigkeit!
O! ſchilderte mit Einem Zuge
Zwei Brüder einſt die Richterzeit!

„Die zwei, ſo ſoll die Nachwelt ſprechen,
„Betaumelte kein Modewahn,
„Die Sprache ſchön zu radebrechen,
„Zu ſtolz für eine Nebenbahn.

Betritt der Alten ſich're Wege!
Ein Feiger nur geht davon ab.
Er ſuchet blumenreich're Stege,
Und findet ſeines Ruhmes Grab.

Doch lerne früh das Lob entbehren,
Das hier die Scheelſucht vorenthält.
G'nug, wenn verſetzt in höhre Sphären,
Ein Nachkomm' uns ins Helle ſtellt!

## 9.

## Der Eintritt des Jahres 1754. in Berlin.

Wem tönt dies kühn're Lied? dies Lied, zu weſſen Lobe,
Hört es noch manche ſpäte Welt?
Hier ſteh' ich, ſinne nach, und glüh' und ſtampf' und tobe,
Und ſuche meiner Hymnen Held.

Wer wird es ſeyn? Vielleicht im blut'gen Panzerkleide
Des Krieges fürchterlicher Gott?
Um ihn tönt durch das Feld gedung'ner Krieger Freude,
Und der Erwürgten lauter Tod.

Wie, oder iſt's vielmehr in fabelloſen Zeiten
Ein neuer göttlicher Apoll,
Der, ſchwer entbehrt, mit ſchnell zurückberuf'nen Saiten
Den Himmel wieder füllen ſoll?

Wo nicht, ſo werde der der Vorwurf meiner Lieder,
Der ſich als Themis Rächer wies,
Und deſſen frommes Schwert der gift'gen Zankſucht Hyder
Nur drei von tauſend Köpfen ließ.

Doch ihn, Apoll und Mars, in Friedrichen vereinet,
Vereine, mein Geſang, auch du!
Wann einſt ein junger Held bei ſeinem Grabe weinet,
So zähl' ihm ſeine Thaten zu!

Fang' an von jenem Tag' — Doch, welch ein neues Feuer
Reißt mich vom niedern Staub' empor?
Auch Könige ſind Staub! Seyd ihnen treu; dem treuer,
Der ſie zu beſſerm Staub' erkor.

Wer wird, voll ſeines Geiſt's, mir ſeinen Namen melden?
Sein Nam' iſt ihm allein bewußt.
Er iſt der Fürſten Fürſt, er iſt der Held der Helden;
Er füllt die Welt und meine Bruſt.

Er rief ſie aus des Nichts nur ihm folgſamem Schlunde;
Er ruft ſie noch, daß ſie beſteht.
Sie bebt, ſie wankt, ſo oft ein Hauch aus ſeinem Munde
Den Fluch in ihre Sphären weht.

O dreimal Schrecklicher! — — doch voller Quell des Guten,
Du biſt der Schreckliche nicht gern.
Den weiten Orient zerfleiſchen deine Ruthen;
Uns, Vater, zeigſt du ſie von fern.

Wie, daß des Undanks Froſt die trägen Lippen bindet,
Volk, dem er Heil, wie Flocken, giebt!
Ihm dank' es, wenn ein Jahr in ſüßer Ruh verſchwindet;
Ihm dank' es, daß dich Friedrich liebt.

---

## 10.

## An den Herrn von Kleiſt.

Zu früh wär' es, viel zu früh, wenn ſchon jetzt den güldenen Faden deines Lebens zu trennen, der blutige Mars, oder die donnernde Bellona, der freundlich=ſaumſeligen Klotho vorgriff.

Der nur falle ſo jung, der in eine traurige, öde Wüſte hinausſieht; in künftige Tage, leer an Freundſchaft und Tugend, leer an großen Entwürfen zur Unſterblichkeit.

Nicht du; der du ſo manchen noch froh und glücklich zu machen wünſcheſt; — Schon ſolche Wünſche ſind nicht die kleinſten edler Thaten!

Nicht du; den die vertrauliche Muſe ins Stille winket. — Wie zürnet ſie auf mich, die Eiferſüchtige, daß ich die waffenloſen Stunden deiner Erholung mit ihr theile.

Dir zu gefallen, hatte ſie dem Lenze ſeinen ſchönſten Schmuck von Blumen und Perlen des Thaues entlehnet; gleich der liſtigen Juno den Gürtel der Venus.

Und nun lockt ſie dich mit neuen Beſtechungen. Sieh! in ihrer Rechte blitzt das tragiſche Zepter; die Linke bedeckt das weinende Auge, und hinter dem feſtlichen Schritte wallt der königliche Purpur.

Wo bin ich? welche Bezauberung? Letzte Zierde des ausgearteten Roms! — Sein Schüler. — Sein Mörder! — Wie ſtirbt der Weiſe ſo ruhig! — So gern! Ein williger Tod macht den Weiſen zum Helden, und den Helden zum Weiſen!

Wie ſtill iſt die fromme Verſammlung! Da rollen die Kinder des Mitleids die ſchönen Wangen herab; hier wiſcht ſie die männliche Hand aus dem weggewandten Auge.

Weinet, ihr Zärtlichen! Die Weisheit ſieht die Menſchen gern weinen. — Aber nun rauſchet der Vorhang herab. Klatſchendes Lob betäubt mich; und überall murmelt die Bewunderung: Seneca und Kleiſt!

Und dann erſt, o Kleiſt, wenn dich auch dieſe Lorbeeren, mit der weißen Feder, nur uns Dichtern ſichtbar, durchflochten, wenn beide deinen Scheitel beſchatten — — wenn die liebſten deiner Freunde nicht mehr ſind — —

Ich weiß es, keiner von Ihnen wird dich gern überleben — — wenn dein Gleim nicht mehr iſt — — Außer noch in den Händen des lehrbegierigen Knaben, in dem Buſen des ſpröden Mädchens, das mit ſeinem Liede zu Winkel eilt.

Wenn der redliche Sulzer ohne Körper nur denkt, hier nur noch der Vertraute eines künftigen Grüblers, begieriger, die Luſt nach Regeln zu wiſſen, als ſie zu ſchmecken — —

Wenn unſer lächelnder Ramler ſich todt kritiſirt — wenn der harmoniſche Krauſe nun nicht mehr, weder die Zwiſte der Töne, noch des Eigennutzes ſchlichtet — —

Wenn auch ich nicht mehr bin — — Ich, deiner Freunde ſpäteſter, der ich, mit dieſer Welt weit beſſer zufrieden, als ſie mit mir, noch lange, ſehr lange zu leben denke — —

Dann erſt, o Kleiſt, dann erſt geſchehe mit dir, was mit uns allen geſchieht! dann ſtirbſt du; aber eines edlern Todes; für deinen König, für dein Vaterland und wie Schwerin.

O des beneidenswürdigen Helden! — Als die Menſchheit in den Kriegern ſtutzte, ergriff er mit gewaltiger Hand das Panier — Folgt mir! rief er, und ihm folgten die Preußen.

Und alle folgten ihm zum Ziele des Sieges! Ihn aber trieb allzuviel Muth bis jenſeit der Grenzen des Sieges, zum Tode! Er fiel, und floß das breite Panier zum leichten Grabmal über ihn her.

So ſtürzte der entſäulte Palaſt über dich, Simſon, ein ſchreckliches Monument von Ruinen und zerſchmetterten Feinden, zuſammen. So ward dein Tod der herrlichſte deiner Siege.

---

## 11.

## An Herrn Gleim.

Umſonſt rüſtet Kalliope den Geiſt ihres Lieblings zu hohen Liedern; zu Liedern von Gefahren und Tod und heldenmüthigem Schweiße.

Umſonſt; wenn das Geſchick dem Lieblinge den Held verſagt, und beide in verſchiedenen Jahrhunderten oder veruneinigten Ländern geboren worden.

Mit dir, Gleim, ward es ſo nicht! dir fehlt weder die Gabe, den Helden zu ſingen, noch der Held. Der Held iſt dein König.

Zwar ſang deine frohe Jugend, bekränzt vom roſenwangigen Bacchus, nur von feierlichen Mädchen, nur vom ſtreitbaren Kelchglas.

Doch biſt du auch nicht fremd im Lager, nicht fremd vor den feindlichen Wällen, unter brauſenden Roſſen.

Was hält dich noch? Singe ihn, deinen König! deinen tapfern, doch menſchlichen; deinen ſchlauen, doch edeldenkenden Friedrich.

Singe ihn an der Spitze ſeines Heeres, an der Spitze ihm ähnlicher Helden, ſo weit Menſchen den Göttern ähnlich ſeyn können.

Singe ihn, im Dampfe der Schlacht; ſo wie die Sonne unter den Wolken ihren Glanz, aber nicht ihren Einfluß verliert.

Singe ihn, mit dem Kranze des Siegs, tiefſinnig auf dem Schlachtfelde, mit thränendem Auge unter den Leichnamen ſeiner verewigten Gefährten.

Du weißt, wie du ihn am beſten ſingen ſollſt. Ich will unterdeß mit Äſopiſcher Schüchternheit, ein Freund der Thiere, ſtillere Weisheit lehren. —

Ein Mährchen vom blutigen Tiger, der, als der ſorgloſe Hirt mit Chloris und dem Echo ſcherzte, die arme Heerde würgte und zerſtreute.

Unglücklicher Hirte, wann wirſt du die zerſtreuten Lämmer wieder um dich verſammeln? Wie rufen ſie ſo ängſtlich im Dornengehecke nach dir!

---

## 12.

## Orpheus.

Orpheus, wie man erzählt, ſtieg, ſeine Frau zu ſuchen, in die Hölle hinab. Und wo anders, als in der Hölle, hätte Orpheus auch ſeine Frau ſuchen ſollen?

Man ſagt, er ſey ſingend hinabgeſtiegen. Ich zweifle im geringſten nicht daran; denn ſo lange er Wittwer war, konnte er wohl vergnügt ſeyn und ſingen.

Berge, Flüſſe und Steine folgten ſeinen Harmonieen nach; und wenn er auch noch ſo ſchlecht geſungen hätte, ſo wären ſie ihm doch nachgefolgt.

Als er ankam, und ſeine Abſicht entdeckte, hörten alle Martern auf. Und was könnten für einen ſo dummen Ehemann wohl noch für Martern übrig ſeyn?

Endlich bewog ſeine Stimme das taube Reich der Schatten; ob es gleich mehr eine Züchtigung, als eine Belohnung war, daß man ihm ſeine Frau wiedergab.

## 13.

## An Mäcen.

Du, durch den einſt Horaz lebte, dem Leben ohne Ruhe, ohne Bequemlichkeit, ohne Wein, ohne den Genuß einer Geliebten, kein Leben geweſen wäre; du, der du jetzt durch den Horaz lebſt, dem ohne Ruhm in dem Gedächtniſſe der Nachwelt leben ſchlimmer iſt, als ihr gar unbekannt ſeyn.

Du, o Mäcen, haſt uns deinen Namen hinterlaſſen, den die Reichen und Mächtigen an ſich reißen und die hungrigen Scribenten verſchenken; aber haſt du uns auch von dir etwas mehr als den Namen gelaſſen?

Wer iſt's in unſeren erſten Tagen, hier in einem Lande, deren Einwohner von innen noch immer die alten Barbaren ſind, wer iſt es, der einen Funken von deiner Menſchenliebe, von deinem tugendhaften Ehrgeize, die Lieblinge der Muſen zu ſchützen, in ſich hege?

Wie habe ich mich nicht nach einen neuen ſchwachen Abdrucke von dir umgeſehn! Mit den Augen eines Bedürftigen umgeſehn! Was für ſcharfſichtige Augen!

Endlich bin ich des Suchens müde geworden, und will über die Afterkopieen ein bitteres Lachen ausſchütten. — —

Nimmermehr werde ich mich fähig fühlen, eine niedrige Rolle zu ſpielen, und wenn auch Ordensbänder zu gewinnen ſtänden.

Ein König mag immer über mich herrſchen; er ſey mächtiger, aber beſſer dünk' er ſich nicht. Er kann mir keine ſo ſtarken Gnadengelder geben, daß ich ſie für werth halten ſollte, Niederträchtigkeiten zu begehen.

Corner, der Wollüſtling, hat ſich in meine Lieder verliebt. Er hält mich für ſeines Gleichen. Er ſucht meine Geſellſchaft. Ich könnte täglich bei ihm ſchmauſen, mich mit ihm umſonſt betrinken, und umſonſt auch die theuerſte Dirne umfangen, wenn ich nur mein Leben nicht achtete, und ihn als einen zweiten Anakreon preiſen wollte. Ein Anakreon, daß es der Himmel erkenne! welcher das Podagra und die Gicht hat, und noch eine andere Krankheit, von der man zweifelt, ob ſie Columbus aus Amerika gebracht.

Gedruckt bei Joh. Chr. Fritſche in Deßau.

# Gotth. Ephr. Leſſing's

## ſchönwiſſenſchaftliche

# Schriften.

Zweiter Band.

Berlin.
In der Voſſiſchen Buchhandlung.
1827.

# Inhalt.

Fabeln und Erzählungen.

Seite

1. Der Sperling und die Feldmaus . . . . . 3
2. Der Adler und die Eule . . . . . . . . 4
3. Der Tanzbär . . . . . . . . . . . . . 4
4. Der Hirſch und der Fuchs . . . . . . . 5
5. Die Sonne . . . . . . . . . . . . . . 7
6. Das Muſter der Ehen . . . . . . . . . 8
7. Fauſtin . . . . . . . . . . . . . . . 9
8. Die eheliche Liebe . . . . . . . . . . 10
9. Die Bäre . . . . . . . . . . . . . . . 11
10. Der Löwe und die Mücke . . . . . . . 12
11. Das Krucifix . . . . . . . . . . . . 14
12. Der Eremit . . . . . . . . . . . . . 16
13. Die Brille . . . . . . . . . . . . . 27
14. Nix Bodenſtrom . . . . . . . . . . . 30
15. Das Geheimniß . . . . . . . . . . . 31
16. Morydan . . . . . . . . . . . . . . 34
17. Die Theilung . . . . . . . . . . . . 35
18. Der über uns . . . . . . . . . . . . 37

**Fragmente.** Seite

Aus einem Gedichte über die menſchliche Glückſeligkeit . . . . . . . . . . . . . 40

Aus einem Gedichte an den Herrn Baron von Sp** . . . . . . . . . . . . . . 47

Aus einem Gedichte über den jetzigen Geſchmack in der Poeſie . . . . . . . . . . . 49

Aus einem Gedichte an den Herrn M*** . . 51

An den Herrn Marpurg, über die Regeln der Wiſſenſchaften zum Vergnügen; beſonders der Poeſie und Tonkunſt . . . . . . . . 59

Die Religion . . . . . . . . . . . . 71

**Fabeln.** (Drei Bücher.) . . . . . . . . 93

Erſtes Buch.

1. Die Erſcheinung . . . . . . . . . 98
2. Der Hamſter und die Ameiſe . . . . . . 99
3. Der Löwe und der Haſe . . . . . . . 100

   *Aelianus* de natura animalium lib. I. c. 38. *Ὀῤῥωδει ὁ ἐλεφας κεραστην κριον και χοιρου βοην.* *Idem* lib. III. c. 31. *Ἀλεκτρυονα φοβειται ὁ λεων.*

4. Der Eſel und das Jagdpferd . . . . . 100
5. Zeus und das Pferd . . . . . . . . 101

   *Καμηλον ὡς δεδοικεν ἱππος, ἐγνω Κυρος τε και Κροισος.* *Aelianus* de natura animalium lib. III. c. 7.

6. Der Affe und der Fuchs . . . . . . . 102

Seite
7. Die Nachtigall und der Pfau . . . . . . 103
8. Der Wolf und der Schäfer . . . . . . 104
9. Das Roß und der Stier . . . . . . . 104
10. Die Grille und die Nachtigall . . . . . . 105
11. Die Nachtigall und der Habicht . . . . 105
12. Der kriegerische Wolf . . . . . . . . 106
13. Der Phönix . . . . . . . . . . . 107
14. Die Gans . . . . . . . . . . . 107
15. Die Eiche und das Schwein . . . . . . 108
16. Die Wespen . . . . . . . . . . . 109
*Ἱππος ἐῤῥιμμενος σφηκων γενεσις ἐστιν.*
*Aelianus* de natura animal. lib. I. c. 28.
17. Die Sperlinge . . . . . . . . . . 109
18. Der Strauß . . . . . . . . . . . 110
*Ἡ στρουθος ἡ μεγαλη λασιοις μεν τοις πτεροις ἐπτερωται, ἀρθηναι δε και εἰς βαθυν ἀερα μετεωρισθηναι φυσιν οὐκ ἐχει· θει δε ὠκιστα, και τας παρα την πλευραν ἑκατεραν πτερυγας ἁπλοι, και ἐμπιπτον το πνευμα κολποι δικην ἱστιων αὐτας· πτησιν δε οὐκ οἰδεν.*
*Aelianus* lib. II. c. 26.
19. Der Sperling und der Strauß . . . . . 110
20. Die Hunde . . . . . . . . . . . . 111
*Λεοντι ὁμοσε χορει κυων Ἰνδικος — και πολλα αὐτον λυπησας και κατατρωσας, τελευτων ἡτταται ὁ κυων.*
*Aelianus* lib. IV. c. 19.

Seite

21. Der Fuchs und der Storch . . . . . . 111
22. Die Eule und der Schatzgräber . . . . 112
23. Die junge Schwalbe . . . . . . . . 113
24. Merops . . . . . . . . . . . . . . 113

'Ο Μεροψ το ὀρνεον ἐμπαλιν, φασι, τοις ἀλλοις ἁπασι πετεται· τα μεν γαρ εἰς τουμπροσθεν ἱεται και κατ' ὀφθαλμους, το δε εἰς τουπεσω.

25. Der Pelekan . . . . . . . . . . . 114

*Aelianus* de nat. animal. lib. III. c. 30.

26. Der Löwe und der Tiger . . . . . . . 115

*Aelianus* de nat. animal. lib. II. c. 2.

27. Der Stier und der Hirsch . . . . . . 115
28. Der Esel und der Wolf . . . . . . . 116
29. Der Springer im Schache . . . . . . 116
30. Äsopus und der Esel . . . . . . . . 117

Zweites Buch.

1. Die eherne Bildsäule . . . . . . . . 118
2. Herkules . . . . . . . . . . . . . . 119

Fab. Aesop. 192. edit. Hauptmannianae.
*Phaedrus*, lib. IV. fab. 11.

3. Der Knabe und die Schlange . . . . . 119

Fab. Aesop. 170.
*Phaedrus*, lib. IV. fab. 18.

4. Der Wolf auf dem Todbette . . . . . . 121

Fab. Aesop. 144.
*Phaedrus*, lib. I. fab. 8.

Seite

5. Der Stier und das Kalb . . . . . . . . 121
Phaedrus, lib. V. fab. 9.
6. Die Pfauen und die Krähe . . . . . . 122
Fab. Aesop. 188.
Phaedrus, lib. I. fab. 3.
7. Der Löwe mit dem Eſel . . . . . . . 123
Phaedrus, lib. I. fab. 11.
8. Der Eſel mit dem Löwen . . . . . . . 123
Phaedrus, lib. I. fab. 11.
9. Die blinde Henne . . . . . . . . . 124
Phaedrus, lib. III. fab. 12.
10. Die Eſel . . . . . . . . . . . . . 124
Fab. Aesop. 112.
11. Das beſchützte Lamm . . . . . . . . 125
Fab. Aesop. 157.
12. Jupiter und Apollo . . . . . . . . 126
Fab. Aesop. 187.
13. Die Waſſerſchlange . . . . . . . . 127
Fab. Aesop. 167.
Phaedrus, lib. I. fab. 2.
14. Der Fuchs und die Larve . . . . . . 127
Fab. Aesop. 11.
Phaedrus, lib. I. fab. 7.
15. Der Rabe und der Fuchs . . . . . . 128
Fab. Aesop. 205.
Phaedrus, lib. I. fab. 13.
16. Der Geizige . . . . . . . . . . . 129
Fab. Aesop. 59.

Seite

17. Der Rabe . . . . . . . . . . . . . . 129
Fab. Aesop. 132.
18. Zeus und das Schaf . . . . . . . . . 130
Fab. Aesop. 119.
19. Der Fuchs und der Tiger . . . . . . . 131
Fab. Aesop. 159.
20. Der Mann und der Hund . . . . . . . 132
Fab. Aesop. 25. *Phaedrus*, lib. II. fab. 3.
21. Die Traube . . . . . . . . . . . . 132
Fab. Aesop. 156. *Phaedrus*, lib. IV. fab. 2.
22. Der Fuchs . . . . . . . . . . . . . 133
Fab. Aesop. 8.
23. Das Schaf . . . . . . . . . . . . . 133
Fab. Aesop. 189.
24. Die Ziegen . . . . . . . . . . . . 134
*Phaedrus*, lib. IV. fab. 15.
25. Der wilde Apfelbaum . . . . . . . . 135
Fab. Aesop. 173.
26. Der Hirſch und der Fuchs . . . . . . 136
Fab. Aesop. 226.
*Phaedrus*, lib. I. fab. 11. et lib. I. fab. 5.
27. Der Dornſtrauch . . . . . . . . . . 136
Fab. Aesop. 42.
28. Die Furien . . . . . . . . . . . . 137
*Suidas* in Ἀειπαρθένος.
29. Tireſias . . . . . . . . . . . . . 138
Antonius liberalis cap. 16.
30. Minerva . . . . . . . . . . . . . . 139

Drittes Buch. Seite

1. Der Beſitzer des Bogens . . . . . . . 140
2. Die Nachtigall und die Lerche . . . . . 141
3. Der Geiſt des Salomo . . . . . . . 141
4. Das Geſchenk der Feyen . . . . . . 142
5. Das Schaf und die Schwalbe . . . . . 143
Ἡ Χελιδων — ἐπι τα νωτα των προβατων ἱζανει, και ἀποσπᾳ του μαλλου, και ἐντευθεν τοις ἑαυτης βρεφεσι το λεχος μαλακον ἐστρωσεν. *Aelianus* lib. III. cap. 24.
6. Der Rabe . . . . . . . . . . . . 143
7—10. Der Rangſtreit der Thiere . . . . 144
11. Der Bär und der Elephant . . . . . . 146
*Aelianus* de natura animal. lib. II. c. 11.
12. Der Strauß . . . . . . . . . . . 147
13. 14. Die Wohlthaten . . . . . . . . 148
15. Die Eiche . . . . . . . . . . . 148
16—22. Die Geſchichte des alten Wolfs . . . 149
*Aelianus* lib. IV. cap. 15.
23. Die Maus . . . . . . . . . . . . 155
24. Die Schwalbe . . . . . . . . . . 156
25. Der Adler . . . . . . . . . . . 156
26. Der junge und der alte Hirſch . . . . 157
27. Der Pfau und der Hahn . . . . . . . 157
28. Der Hirſch . . . . . . . . . . . 158
29. Der Adler und der Fuchs . . . . . . 158
30. Der Schäfer und die Nachtigall . . . . 159

Abhandlungen über die Äſopiſche Fabel. Seite
I. Von dem Weſen der Fabel . . . . . . . 160
II. Von dem Gebrauche der Thiere in der Fabel . 208
III. Von der Eintheilung der Fabeln . . . . 222
IV. Von dem Vortrage der Fabel . . . . . 242
V. Von einem beſondern Nutzen der Fabeln in den Schulen . . . . . . . . . . . 257
Zur Geſchichte der Äſopiſchen Fabel . . . 264

Gotthold Ephraim Leſſing's

# ſchönwiſſenſchaftliche Schriften.

Zweiter Band.

# Fabeln und Erzählungen.

## 1.

### Der Sperling und die Feldmaus.

Zur Feldmaus ſprach ein Spatz: Sieh dort den Adler ſitzen!
Sieh, weil du ihn noch ſiehſt! er wiegt den Körper ſchon;
Bereit zum kühnen Flug, bekannt mit Sonn' und Blitzen,
Zielt er nach Jovis Thron.
Doch wette, — ſeh' ich ſchon nicht adlermäßig aus —
Ich flieg' ihm gleich. — Fleug, Prahler, rief die Maus.
Indeß flog jener auf, kühn auf geprüfte Schwingen;
Und dieſer wagt's, ihm nachzudringen.
Doch kaum, daß ihr ungleicher Flug
Sie beide bis zur Höh' gemeiner Bäume trug,
Als beide ſich dem Blick der blöden Maus entzogen,
Und beide, wie ſie ſchloß, gleich unermeßlich flogen.

* * *

Ein unbiegſamer F* will kühn wie Milton ſingen.
Nach dem er Richter wählt, nach dem wird's ihm gelingen.

## 2.

## Der Adler und die Eule.

Der Adler Jupiter's und Pallas Eule ſtritten.
„Abſcheulich Nachtgeſpenſt!" — „Beſcheid'ner, darf ich bitten.
„Der Himmel heget mich und dich;
„Was biſt du alſo mehr, als ich?
Der Adler ſprach: Wahr iſt's, im Himmel ſind wir beide;
Doch mit dem Unterſcheide:
Ich kam durch eig'nen Flug,
Wohin dich deine Göttin trug.

## 3.

## Der Tanzbär.

Ein Tanzbär war der Kett' entriſſen,
Kam wieder in den Wald zurück,
Und tanzte ſeiner Schaar ein Meiſterſtück
Auf den gewohnten Hinterfüßen.

„Seht, ſchrie er, das iſt Kunſt; das lernt man in der Welt.
„Thut mir es nach, wenn's euch gefällt,
„Und wenn ihr könnt!" Geh, brummt ein alter Bär,
Dergleichen Kunſt, ſie ſey ſo ſchwer,
Sie ſey ſo rar ſie ſey,
Zeigt deinen niedern Geiſt und deine Sklaverei.

* * *

Ein großer Hofmann ſeyn,
Ein Mann, dem Schmeichelei und Liſt
Statt Witz und Tugend iſt;
Der durch Kabalen ſteigt, des Fürſten Gunſt erſtiehlt,
Mit Wort und Schwur als Komplimenten ſpielt:
Ein ſolcher Mann, ein großer Hofmann ſeyn,
Schließt das Lob oder Tadel ein?

---

## 4.

## Der Hirſch und der Fuchs.

„Hirſch, wahrlich, das begreif' ich nicht,
Hört' ich den Fuchs zum Hirſche ſagen,
„Wie dir der Muth ſo ſehr gebricht?
„Der kleinſte Windhund kann dich jagen.
„Beſieh' dich doch, wie groß du biſt!
„Und ſollt' es dir an Stärke fehlen?

„Den größten Hund, ſo ſtark er iſt,
„Kann dein Geweih mit Einem Stoß' entſeelen.
„Uns Füchſen muß man wohl die Schwachheit überſehn;
„Wir ſind zu ſchwach zum widerſtehn.
„Doch daß ein Hirſch nicht weichen muß,
„Iſt ſonnenklar. Hör' einen Schluß.
„Iſt jemand ſtärker, als ſein Feind,
„Der braucht ſich nicht vor ihm zurückzuziehen;
„Du biſt den Hunden nun weit überlegen, Freund:
„Und folglich darfſt du niemals fliehen.

Gewiß, ich hab' es nie ſo reiflich überlegt.
Von nun an, ſprach der Hirſch, ſieht man mich unbewegt,
Wenn Hund' und Jäger auf mich fallen;
Nun widerſteh' ich allen.

Zum Unglück, daß Dianens Schaar
So nah mit ihren Hunden war.
Sie bellen, und ſobald der Wald
Von ihrem Bellen wiederſchallt,
Fliehn ſchnell der ſchwache Fuchs und ſtarke Hirſch davon.

* * *

Natur thut allzeit mehr, als Demonſtration.

5.

## Die Sonne.

Der Stern, durch den es bei uns tagt —
„Ach! Dichter, lern', wie unſer einer ſprechen!
„Muß man, wenn du erzählſt,
„Und uns mit albern Fabeln quälſt,
„Sich denkend noch den Kopf zerbrechen?
Nun gut! die Sonne ward gefragt:
Ob ſie es nicht verdröſſe,
Daß ihre unermeſſ'ne Größe
Die durch den Schein betrog'ne Welt
Im Durchſchnitt' größer kaum, als eine Spanne hält

Mich, ſpricht ſie, ſollte dieſes kränken?
Wer iſt die Welt? wer ſind ſie, die ſo denken?
Ein blind Gewürm! Genug, wenn jene Geiſter nur,
Die auf der Wahrheit dunkeln Spur
Das Weſen von dem Scheine trennen,
Wenn dieſe mich nur beſſer kennen!

* * *

Ihr Dichter, welche Feu'r und Geiſt
Des Pöbels blödem Blick entreißt,
Lernt, will euch mißgeſchätzt des Leſers Kaltſinn kränken,
Zufrieden mit euch ſelbſt, ſtolz wie die Sonne denken!

## 6.

## Das Muſter der Ehen.

Ein rares Beiſpiel will ich ſingen,
Wobei die Welt erſtaunen wird.
Daß alle Ehen Zwietracht bringen,
Glaubt jeder, aber jeder irrt.

Ich ſah das Muſter aller Ehen,
Still, wie die ſtillſte Sommernacht.
O! daß ſie keiner möge ſehen,
Der mich zum frechen Lügner macht!

Und gleichwohl war die Frau kein Engel,
Und der Gemahl kein Heiliger;
Es hatte jedes ſeine Mängel.
Denn niemand iſt von allen leer.

Doch ſollte mich ein Spötter fragen,
Wie dieſe Wunder möglich ſind,
Der laſſe ſich zur Antwort ſagen:
Der Mann war taub, die Frau war blind.

7.

# Fauſtin.

Fauſtin, der ganze funfzehn Jahr
Entfernt von Haus und Hof und Weib und Kindern war,
Ward, von dem Wucher reich gemacht,
Auf ſeinem Schiffe heimgebracht.
„Gott, ſeufzt der redliche Fauſtin,
Als ihm die Vaterſtadt in dunkler Fern' erſchien,
„Gott, ſtrafe mich nicht meiner Sünden,
„Und gieb mir nicht verdienten Lohn!
„Laß, weil du gnädig biſt, mich Tochter, Weib und Sohn
„Geſund und fröhlich wieder finden.
So ſeufzt Fauſtin, und Gott erhört den Sünder.
Er kam, und fand ſein Haus in Überfluß und Ruh.
Er fand ſein Weib und ſeine beiden Kinder,
Und — Segen Gottes! — zwei dazu.

## 8.

## Die eheliche Liebe.

Klorinde ſtarb; ſechs Wochen drauf
Gab auch ihr Mann das Leben auf,
Und ſeine Seele nahm aus dieſem Weltgetümmel
Den pfeilgeraden Weg zum Himmel.
„Herr Petrus, rief er, aufgemacht!“
„Wer da?“ — „Ein wackrer Chriſt.“ —
„Was für ein wack'rer Chriſt?“ —
„Der manche Nacht,
„Seitdem die Schwindſucht ihn auf's Krankenbette
brachte,
„In Furcht, Gebet und Zittern wachte.
„Macht bald!“ — — Das Thor wird aufgethan.
„Ha! ha! Klorindens Mann!
„Mein Freund,“ ſpricht Petrus, nur herein;
„Noch wird bei eurer Frau ein Plätzchen le-
dig ſeyn.“
„Was? meine Frau im Himmel? wie?
„Klorinden habt ihr eingenommen?
„Lebt wohl! habt Dank für eure Müh'!
„Ich will ſchon ſonſt wo unterkommen.

## 9.

## Die Bäre.

Den Bären glückt' es, nun ſchon ſeit geraumer
Zeit,
Mit Brummen, plumpem Ernſt und ſtolzer Fröm-
migkeit,
Das Sittenrichteramt, bei allen ſchwächern Thieren,
Aus angemaßter Macht, gleich Wüthrichen, zu führen.
Ein jedes furchte ſich, und keines war ſo kühn,
Sich um die ſaure Pflicht nebſt ihnen zu bemühn;
Bis endlich noch im Fuchs der Patriot erwachte,
Und hier und da ein Fuchs auf Sittenſprüche dachte.
Nun ſah man beide ſtets auf gleiche Zwecke ſehn;
Und beide ſah man doch verſchied'ne Wege gehn.
Die Bäre wollen nur durch Strenge heilig machen;
Die Füchſe ſtrafen auch, doch ſtrafen ſie mit Lachen.
Dort brauchet man nur Fluch: hier brauchet man
nur Scherz;
Dort beſſert man den Schein: hier beſſert man das
Herz.
Dort ſieht man Düſternheit: hier ſieht man Licht
und Leben;
Dort nach der Heuchelei: hier nach der Tugend
ſtreben.
Du, der du weiter denkſt, fragſt du mich nicht
geſchwind:
Ob beide Theile wohl auch gute Freunde ſind?

O wären ſie's! Welch Glück für Tugend, Witz und Sitten!
Doch nein, der arme Fuchs wird von dem Bär beſtritten,
Und, trotz des guten Zwecks, von ihm in Bann gethan.
Warum? der Fuchs greift ſelbſt die Bäre tadelnd an.

* * *

Ich kann mich diesmal nicht bei der Moral verweilen;
Die fünfte Stunde ſchlägt; ich muß zum Schauplatz eilen.
Freund, leg' die Predigt weg! Willſt du nicht mit mir gehn?
Was ſpielt man? Den Tartüff. Dies Schandſtück ſollt' ich ſehn?

---

## 10.

### Der Löwe und die Mücke.

Ein junger Held vom muntern Heere,
Das nur der Sonnenſchein belebt,
Und das mit ſaugendem Gewehre
Nach Ruhm geſtoch'ner Beulen ſtrebt,
Doch die man noch zum großen Glücke
Durch zwei Paar Strümpfe hindern kann,
Der junge Held war eine Mücke.
Hört meines Helden Thaten an!

Auf ihren Kreuz= und Ritterzügen
Fand ſie, entfernt von ihrer Schaar,
Im Schlummer einen Löwen liegen,
Der von der Jagd entkräftet war.
Seht, Schweſtern, dort den Löwen ſchlafen,
Schrie ſie die Schweſtern gaukelnd an.
Jetzt will ich hin, und will ihn ſtrafen.
Er ſoll mir bluten, der Tyrann!

Sie eilt, und mit verweg'nem Sprunge
Setzt ſie ſich auf des Königs Schwanz.
Sie ſticht, und flieht mit ſchnellem Schwunge,
Stolz auf den ſauern Lorbeerkranz.
Der Löwe will ſich nicht bewegen?
Wie? iſt er todt? Das heiß' ich Wuth!
Zu mörd'riſch war der Mücke Degen;
Doch ſagt, ob er nicht Wunder thut?

„Ich bin es, die den Wald befreiet,
„Wo ſeine Mordſucht ſonſt getobt.
„Seht, Schweſtern, den der Tyger ſcheuet,
„Der ſtirbt! Mein Stachel ſey gelobt!
Die Schweſtern jauchzen, voll Vergnügen,
Um ihre laute Siegerin.
Wie? Löwen, Löwen zu beſiegen!
Wie, Schweſter, kam dir das in Sinn?

„Ja, Schweſtern, wagen muß man! wagen!
„Ich hätt' es ſelber nicht gedacht.

12.

## Der Eremit.

Im Walde, nah bei einer Stadt,
Die man mir nicht genennet hat,
Ließ einſt ein ſeltenes Gefieder,
Ein junger Eremit, ſich nieder.

„In einer Stadt,“ denkt Applikant,
„Die man ihm nicht genannt?
„Was muß er wohl für eine meinen?
„Beinahe ſollte mir es ſcheinen,
„Daß die, — nein die — gemeinet wär'.
Kurz, Applikant denkt hin und her,
Und ſchließt, noch eh' er mich geleſen,
Es ſey gewiß Berlin geweſen.

„Berlin? Ja, ja, das ſieht man bald;
„Denn bei Berlin iſt ja ein Wald.

Der Schluß iſt ſtark, bei meiner Ehre;
Ich dachte nicht, daß es ſo deutlich wäre.
Der Wald paßt herrlich auf Berlin,
Ohn' ihn beim Haar' herbei zu ziehn.
Und ob das Übrige wird paſſen,
Will ich dem Leſer überlaſſen.
Auf Griechiſch weiß ich, wie ſie hieß;
Doch wer verſteht's? Kerapolis.

Hier, nahe bei Kerapolis,
War's, wo ein junger Eremite,
In einer kleinen leeren Hütte,
Im dickſten Wald ſich niederließ.
Was je ein Eremit gethan,
Fing er mit größtem Eifer an.
Er betete, er ſang, er ſchrie
Des Tags, des Nachts, und ſpät und früh.
Er aß kein Fleiſch, er trank nicht Wein,
Ließ Wurzeln ſeine Nahrung ſeyn,
Und ſeinen Trank das helle Waſſer;
Bei allem Appetit kein Praſſer.
Er geißelte ſich bis auf's Blut,
Und wußte, wie das Wachen thut.
Er faſtete wohl ganze Tage,
Und blieb auf Einem Fuße ſtehn;
Und machte ſich rechtſchaff'ne Plage,
In Himmel mühſam einzugehn.
Was Wunder alſo, daß gar bald
Vom jungen Heiligen im Wald
Der Ruf bis in die Stadt erſchallt?

Die erſte, die aus dieſer Stadt
Zu ihm die heil'ge Wallfahrt that,
War ein betagtes Weib.
Auf Krücken, zitternd, kam ſie an,
Und fand den wilden Gottesmann,
Der ſie von weitem kommen ſahe,
Dem hölzern Kreuze knieend nahe.

Der Eremit war jung; das hab' ich ſchon geſagt.
Doch ſchön? Wer nach der Schönheit fragt,
Der mag ihn hier beſehn.
Genug, den Weibern war er ſchön.
Ein ſtarker, friſcher, junger Kerl,
Nicht dicke wie ein Faß, nicht hager wie ein Querl —
„Nun, nun, aus ſeiner Koſt iſt jenes leicht zu
ſchließen.
Doch ſollte man auch wiſſen,
Daß Gott dem, den er liebt,
Zu Steinen wohl Gedeihen giebt;
Und das iſt doch kein fett Gerichte!
Ein bräunlich männliches Geſichte,
Nicht allzu klein, nicht allzu groß,
Das ſich im dichten Barte ſchloß;
Die Blicke wild, doch ſonder Anmuth nicht;
Die Naſe lang, wie man die Kaiſernaſen dicht't.
Das ungebund'ne Haar floß ſtraubicht um das Haupt;
Und weſentlich're Schönheitsſtücke
Hat der zeriſſ'ne Rock dem Blicke
Nicht ganz entdeckt, nicht ganz geraubt.
Der Waden nur noch zu gedenken:
Sie waren groß, und hart wie Stein.
Das ſollen, wie man ſagt, nicht ſchlimme Zeichen ſeyn;
Allein den Grund wird man mir ſchenken.

Nun wahrlich, ſo ein Kerl kann Weiber lüſtern
machen.
Ich ſag' es nicht für mich; es ſind geſcheh'ne Sachen.

„Geſcheh'ne Sachen? was?
„So iſt man gar zur That gekommen?
Mein lieber Simpler, fragt ſich das?
Weßwegen hätt' er denn die Predigt unternommen?
Die ſüße Lehre ſüßer Triebe?
Die Liebe heiſchet Gegenliebe,
Und wer ihr Prieſter iſt, verdienet keinen Haß.

O Andacht, mußt du noch ſo manche Sünde decken!
Zwar die Moral iſt hier zu ſcharf,
Weil mancher Menſch ſich nicht beſpiegeln darf,
Aus Furcht, er möchte vor ſich ſelbſt erſchrecken.
Drum will ich nur mit meinen Lehren
Ganz ſtill nach Hauſe wieder kehren.
Kommt mir einmal der Einfall ein,
Und ein Verleger will für mich ſo gnädig ſeyn,
Mich in groß Quart in Druck zu nehmen,
So könnt' ich mich vielleicht bequemen,
Mit hundert engliſchen Moralen,
Die ich im Laden ſah, zu prahlen,
Exempelſchätze, Sittenrichter,
Die alten und die neuen Dichter
Mit witz'gen Fingern nachzuſchlagen,
Und was die ſagen, und nicht ſagen,
In einer Note abzuſchreiben.
Bringt, ſag' ich noch einmal, man mich gedruckt
an Tag;
Denn in der Handſchrift laß ich's bleiben,
Weil ich mich nicht belügen mag.

Hier, wo ſo Lieb' als Klugheit ſpricht:
Ihr Schönen, trotz der Kinderpflicht,
Vergeßt euch ſelber nicht.
Kurz, durch die Mädchen kam's ans Licht,
Daß er, der Eremit, beinah die ganze Stadt
Zu Schwägern oder Kindern hat.

O! der verfluchte Schelm! Wer hätte das gedacht!
Die ganze Stadt ward aufgebracht,
Und jeder Ehmann ſchwur, daß in der erſten Nacht,
Er und ſein Mitgenoß, der Hain,
Des Feuers Beute müſſe ſeyn.
Schon rotteten ſich ganze Schaaren,
Die zu der Rache fertig waren.
Doch ein hochweiſer Magiſtrat
Beſetzt das Thor, und ſperrt die Stadt,
Der Eigenrache vorzukommen,
Und ſchicket alſobald
Die Schergen in den Wald,
Die ihn vom Kreuze weg, und in Verhaft genommen.

Man redte ſchon von Galgen und von Rad,
So ſehr ſchien ſein Verbrechen häßlich;
Und keine Strafe war ſo gräßlich,
Die, wie man ſagt, er nicht verdienet hat.
Und nur ein Hageſtolz, ein ſchlauer Advokat,
Sprach: o! dem kommt man nicht ans Leben,
Der es Unzähligen zu geben,
So rühmlich ſich befliſſen hat.

Der Eremite, der die Nacht
Im Kerker ungewiß und ſorgend durchgewacht,
Ward morgens ins Verhör gebracht.
Der Richter war ein ſchalk'ſcher Mann,
Der jeden mit Vergnügen ſchraubte,
Und doch — (wie man ſich irren kann!)
Von ſeiner Frau das Beſte glaubte.
„Sie iſt ein Ausbund aller Frommen,
„Und nur einmal in Wald gekommen,
„Den Pater Eremit zu ſehn.
„Einmal! Was kann da viel geſchehn?
So denkt der gütige Herr Richter.
Denk' immer ſo, zu deiner Ruh,
Lacht gleich die Wahrheit und der Dichter,
Und deine fromme Frau dazu.

Nun tritt der Eremit vor ihn.
„Mein Freund, wollt ihr von ſelbſt die nennen,
„Die — die ihr kennt, und die euch kennen:
„So könnt ihr der Tortur entfliehn.
„Doch" — „Darum laſſ' ich mich nicht
plagen.
„Ich will ſie alle ſagen.
„Herr Richter, ſchreib' Er nur!" Und wie?
Der Eremit entdecket ſie?
Ein Eremite kann nicht ſchweigen?
Sonſt iſt das Plaudern nur den Stutzern eigen.
Der Richter ſchrieb. „Die erſte war
„Kamilla" — Wer? Kamilla? „Ja fürwahr!

„Die andern ſind: Sophia, Laura, Doris,
„Angelika, Korinna, Chloris“ —
„Der Henker mag ſie alle faſſen,
„Gemach! und eine nach der andern fein!
„Denn eine nur vorbei zu laſſen“ —
Wird wohl kein großer Schade ſeyn,
Fiel jeder Rathsherr ihm ins Wort.
Hört, ſchrieen ſie, erzählt nur fort!
Weil jeder Rathsherr in Gefahr,
Sein eigen Weib zu hören war.
„Ihr Herren, ſchrie der Richter, nein!
„Die Wahrheit muß am Tage ſeyn;
„Was können wir ſonſt für ein Urtheil faſſen?
Ihn, ſchrieen alle, gehn zu laſſen.
„Nein, die Gerechtigkeit“ — und kurz, der Delinquent
Hat jede noch einmal genennt,
Und jeder hing der Richter dann
Ein loſes Wort für ihren Hahnrei an.
Das Hundert war ſchon mehr als voll;
Der Eremit, der mehr geſtehen ſoll,
Stockt, weigert ſich, ſcheut ſich, zu ſprechen —
„Nu, nu, nur fort! was zwingt euch wohl,
„So unvermuthet abzubrechen?“
„Das ſind ſie alle!“ „Seyd ihr toll?
„Ein Held wie ihr! Geſtehet nur, geſteht!
„Die letzten waren, wie ihr ſeht:
„Klara, Pulcheria, Suſanne,
„Charlotte, Mariane, Hanne.
„Denkt nach! ich laſſ' euch Zeit dazu!“

„Das ſind ſie wirklich alle!“ „Nu —
„Macht, eh' wir ſchärfer in euch dringen!“
„Nein, keine mehr; ich weiß genau“ —
„Ha! ha! ich ſeh', man ſoll euch zwingen“ — —
„Nun gut, Herr Richter, — Seine Frau —

* * *

Daß man von der Erzählung nicht
Als einem Weibermährchen ſpricht,
So mach' ich ſie zum Lehrgedicht
Durch beigefügten Unterricht:
Wer ſeines Nächſten Schande ſucht,
Wird ſelber ſeine Schande finden!
Nicht wahr, ſo lieſt man mich mit Frucht,
Und ich erzähle ſonder Sünden?

---

## 13.

## Die Brille.

Dem alten Freiherrn von Chryſant,
Wagt's Amor, einen Streich zu ſpielen.
Für einen Hageſtolz bekannt,
Fing, um die Sechzig, er ſich wieder an zu fühlen.

Es flatterte, von Alt und Jung begafft,
Mit Reizen ganz beſond'rer Kraft,
Ein Bürgermädchen in der Nachbarſchaft.
Dies Bürgermädchen hieß Finette.

„Die andern ſind: Sophia, Laura, Doris,
„Angelika, Korinna, Chloris“ —
„Der Henker mag ſie alle faſſen,
„Gemach! und eine nach der andern fein!
„Denn eine nur vorbei zu laſſen“ —
Wird wohl kein großer Schade ſeyn,
Fiel jeder Rathsherr ihm ins Wort.
Hört, ſchrieen ſie, erzählt nur fort!
Weil jeder Rathsherr in Gefahr,
Sein eigen Weib zu hören war.
„Ihr Herren, ſchrie der Richter, nein!
„Die Wahrheit muß am Tage ſeyn;
„Was können wir ſonſt für ein Urtheil faſſen?
Ihn, ſchrieen alle, gehn zu laſſen.
„Nein, die Gerechtigkeit“ — und kurz, der Delinquent
Hat jede noch einmal genennt,
Und jeder hing der Richter dann
Ein loſes Wort für ihren Hahnrei an.
Das Hundert war ſchon mehr als voll;
Der Eremit, der mehr geſtehen ſoll,
Stockt, weigert ſich, ſcheut ſich, zu ſprechen —
„Nu, nu, nur fort! was zwingt euch wohl,
„So unvermuthet abzubrechen?“
„Das ſind ſie alle!“ „Seyd ihr toll?
„Ein Held wie ihr! Geſtehet nur, geſteht!
„Die letzten waren, wie ihr ſeht:
„Klara, Pulcheria, Suſanne,
„Charlotte, Mariane, Hanne.
„Denkt nach! ich laſſ' euch Zeit dazu!“

„Das ſind ſie wirklich alle!“ „Nu —
„Macht, eh' wir ſchärfer in euch dringen!“
„Nein, keine mehr; ich weiß genau“ —
„Ha! ha! ich ſeh', man ſoll euch zwingen“ — —
„Nun gut, Herr Richter, — Seine Frau —

* * *

Daß man von der Erzählung nicht
Als einem Weibermährchen ſpricht,
So mach' ich ſie zum Lehrgedicht
Durch beigefügten Unterricht:
Wer ſeines Nächſten Schande ſucht,
Wird ſelber ſeine Schande finden!
Nicht wahr, ſo lieſt man mich mit Frucht,
Und ich erzähle ſonder Sünden?

---

## 13.

## Die Brille.

Dem alten Freiherrn von Chryſant,
Wagt's Amor, einen Streich zu ſpielen.
Für einen Hageſtolz bekannt,
Fing, um die Sechzig, er ſich wieder an zu fühlen.

Es flatterte, von Alt und Jung begafft,
Mit Reizen ganz beſond'rer Kraft,
Ein Bürgermädchen in der Nachbarſchaft.
Dies Bürgermädchen hieß Finette.

Finette ward des Freiherrn Siegerin.
Ihr Bild ſtand mit ihm auf, und ging mit ihm zu Bette.
Da dacht' in ſeinem Sinn
Der Freiherr: „Und warum denn nur ihr Bild?
„Ihr Bild, das zwar den Kopf, doch nicht die Arme füllt?
„Sie ſelbſt ſteh' mit mir auf, und geh' mit mir zu Bette.
„Sie werde meine Frau! Es ſchelte, wer da ſchilt;
„Genäd'ge Tant' und Nicht' und Schwägerin!
„Finett' iſt meine Frau, und — ihre Dienerin.

Schon ſo gewiß? Man wird es hören.
Der Freiherr kommt, ſich zu erklären;
Er greift das Mädchen bei der Hand,
Thut, wie ein Freiherr, ganz bekannt,
Und ſpricht: „Ich, Freiherr von Chryſant,
„Ich habe Sie, mein Kind, zu meiner Frau erſehen.
„Sie wird ſich hoffentlich nicht ſelbſt im Lichte ſtehen.
„Ich habe Guts die Hüll' und Fülle.
Und hierauf las er ihr, durch eine groſse Brille,
Von einem groſsen Zettel ab,
Wie viel ihm Gott an Gütern gab;
Wie reich er ſie beſchenken wolle;
Welch groſsen Wittwenſchatz ſie einmal haben ſolle.
Dies alles las der reiche Mann
Ihr von dem Zettel ab, und guckte durch die Brille
Bei jedem Punkte ſie begierig an.

„Nun, Kind, was iſt ihr Wille?“
Mit dieſen Worten ſchwieg der Freiherr ſtille,
Und nahm mit dieſen Worten ſeine Brille —
(Denn, dacht' er, wird das Mädchen nun,
So wie ein kluges Mädchen thun;
Wird mich und ſie ihr ſchnelles Ja beglücken;
Werd' ich den erſten Kuß auf ihre Lippen drücken:
So könnt' ich, im Entzücken,
Die theure Brille leicht zerknicken!) —
Die theure Brille wohlbedächtig ab.

Finette, der dies Zeit, ſich zu bedenken, gab,
Bedachte ſich, und ſprach nach reiflichem Bedenken:
„Sie ſprechen, gnäd'ger Herr, von Freien und von
Schenken:
„Ach! gnäd'ger Herr, das alles wär' ſehr ſchön!
„Ich würd' in Sammt und Seide gehn —
„Was gehn? Ich würde nicht mehr gehn;
„Ich würde ſtolz mit Sechſen fahren.
„Mir würden ganze Schaaren
„Von Dienern zu Gebote ſtehn.
„Ach! wie geſagt, das alles wär' ſehr ſchön,
„Wenn ich — wenn ich“ — —
„Ein Wenn? Ich will doch ſehn,
(Hier ſahe man den alten Herrn ſich blähn)
„Was für ein Wenn mir kann im Wege
ſtehn!“

„Wenn ich nur nicht verſchworen hätte“ — —
„Verſchworen? was? Finette,

Nanette ward des Freiherrn Sängerin.
Ihr Bild ſtand mit ihm auf, und ging m
zu Bette.
Er dacht' in ſeinem Sinn
Der Freiherr: „Und warum denn nur ihr B
„Ihr Bild, das zwar den Kopf, doch ni
Arme füllt!
„Sie ſelbſt ſteh' mit mir auf, und geh' mit m
Bette.
„Sie werde meine Frau! Es ſchelte, wer da
„Nanett' zu Braut und Nicht' und Schwägerin!
„Nanett' iſt meine Frau, und — ihre Dienerin

Schon ſo gewiß! Man wird es hören.
Der Freiherr kommt, ſich zu erklären;
Er greift das Mädchen bei der Hand,
Sagt, wie ein Freiherr, ganz bekannt,
Und ſpricht: „Ich, Freiherr von Gänſefant,
„Ich habe Sie, mein Kind, zu meiner Frau erſehe
„Sie wird ſich hoffentlich nicht ſelbſt im Lichte ſteh
„Ich habe Gut die Hüll' und Fülle.
Und hierauf las er ihr, durch eine große Brille,
Von einem großen Zettel ab,
Wie viel ihm Gott an Gütern gab;
Wie reich er ſie beſchenken wolle;
Welch großen Wittwenſchatz ſie einmal haben ſoll.
Dies alles las der reiche Mann
Ihr von dem Zettel ab, und guckte durch die Brille
Bei jedem Punkte ſie begierig an.

...n, Kind, was iſt ihr Wille?"
... dieſen Worten ſchwieg der Freiherr ſtille,
... nahm mit dieſen Worten ſeine Brille —
...enn, dacht' er, wird das Mädchen nun,
... wie ein kluges Mädchen thun;
...ird mich und ſie ihr ſchnelles Ja beglücken;
...erd' ich den erſten Kuß auf ihre Lippen drücken:
...o könnt' ich, im Entzücken,
...ie theure Brille leicht zerknicken!) —
...ie theure Brille wohlbedächtig ab.

...inette, der dies Zeit, ſich zu bedenken, gab,
...edachte ſich, und ſprach nach reiflichem Bedenken:
"Sie ſprechen, gnäd'ger Herr, von Freien und von Schenken:
"Ach! gnäd'ger Herr, das alles wär' ſehr ſchön!
"Ich würd' in Sammt und Seide gehn —
"Was gehn? Ich würde nicht mehr gehn;
"Ich würde ſtolz mit Sechſen fahren.
"Mir würden ganze Schaaren
"Von Dienern zu Gebote ſtehn.
"Ach! wie geſagt, das alles wär' ſehr ſchön,
"Wenn ich — wenn ich" — —
"Ein Wenn? Ich will doch ſehn,
(Hier ſahe man den alten Herrn ſich blähn).
"Was für ein Wenn mir kann im Wege ſtehn!"

"Wenn ich nur nicht verſchworen hätte" — —
"Verſchworen? was? Finette,

Finette ward des Freiherrn Siegerin.
Ihr Bild ſtand mit ihm auf, und ging mit ihm zu Bette.
Da dacht' in ſeinem Sinn
Der Freiherr: „Und warum denn nur ihr Bild?
„Ihr Bild, das zwar den Kopf, doch nicht die Arme füllt?
„Sie ſelbſt ſteh' mit mir auf, und geh' mit mir zu Bette.
„Sie werde meine Frau! Es ſchelte, wer da ſchilt;
„Genäd'ge Tant' und Nicht' und Schwägerin!
„Finett' iſt meine Frau, und — ihre Dienerin.

Schon ſo gewiß? Man wird es hören.
Der Freiherr kommt, ſich zu erklären;
Er greift das Mädchen bei der Hand,
Thut, wie ein Freiherr, ganz bekannt,
Und ſpricht: „Ich, Freiherr von Chryſant,
„Ich habe Sie, mein Kind, zu meiner Frau erſehen.
„Sie wird ſich hoffentlich nicht ſelbſt im Lichte ſtehen.
„Ich habe Guts die Hüll' und Fülle.
Und hierauf las er ihr, durch eine große Brille,
Von einem großen Zettel ab,
Wie viel ihm Gott an Gütern gab;
Wie reich er ſie beſchenken wolle;
Welch großen Wittwenſchatz ſie einmal haben ſolle.
Dies alles las der reiche Mann
Ihr von dem Zettel ab, und guckte durch die Brille
Bei jedem Punkte ſie begierig an.

„Nun, Kind, was iſt ihr Wille?“
Mit dieſen Worten ſchwieg der Freiherr ſtille,
Und nahm mit dieſen Worten ſeine Brille —
(Denn, dacht' er, wird das Mädchen nun,
So wie ein kluges Mädchen thun;
Wird mich und ſie ihr ſchnelles Ja beglücken;
Werd' ich den erſten Kuß auf ihre Lippen drücken:
So könnt' ich, im Entzücken,
Die theure Brille leicht zerknicken!) —
Die theure Brille wohlbedächtig ab.

Finette, der dies Zeit, ſich zu bedenken, gab,
Bedachte ſich, und ſprach nach reiflichem Bedenken:
„Sie ſprechen, gnäd'ger Herr, von Freien und von Schenken:
„Ach! gnäd'ger Herr, das alles wär' ſehr ſchön!
„Ich würd' in Sammt und Seide gehn —
„Was gehn? Ich würde nicht mehr gehn;
„Ich würde ſtolz mit Sechſen fahren.
„Mir würden ganze Schaaren
„Von Dienern zu Gebote ſtehn.
„Ach! wie geſagt, das alles wär' ſehr ſchön,
„Wenn ich — wenn ich“ — —
„Ein Wenn? Ich will doch ſehn,
(Hier ſahe man den alten Herrn ſich blähn)
„Was für ein Wenn mir kann im Wege ſtehn!“

„Wenn ich nur nicht verſchworen hätte“ — —
„Verſchworen? was? Finette,

Finette ward des Freiherrn Siegerin.
Ihr Bild ſtand mit ihm auf, und ging mit ihm zu Bette.
Da dacht' in ſeinem Sinn
Der Freiherr: „Und warum denn nur ihr Bild?
„Ihr Bild, das zwar den Kopf, doch nicht die Arme füllt?
„Sie ſelbſt ſteh' mit mir auf, und geh' mit mir zu Bette.
„Sie werde meine Frau! Es ſchelte, wer da ſchilt;
„Genäd'ge Tant' und Nicht' und Schwägerin!
„Finett' iſt meine Frau, und — ihre Dienerin.

Schon ſo gewiß? Man wird es hören.
Der Freiherr kommt, ſich zu erklären;
Er greift das Mädchen bei der Hand,
Thut, wie ein Freiherr, ganz bekannt,
Und ſpricht: „Ich, Freiherr von Chryſant,
„Ich habe Sie, mein Kind, zu meiner Frau erſehen.
„Sie wird ſich hoffentlich nicht ſelbſt im Lichte ſtehen.
„Ich habe Guts die Hüll' und Fülle.
Und hierauf las er ihr, durch eine große Brille,
Von einem großen Zettel ab,
Wie viel ihm Gott an Gütern gab;
Wie reich er ſie beſchenken wolle;
Welch großen Wittwenſchatz ſie einmal haben ſolle.
Dies alles las der reiche Mann
Ihr von dem Zettel ab, und guckte durch die Brille
Bei jedem Punkte ſie begierig an.

„Nun, Kind, was iſt ihr Wille?“
Mit dieſen Worten ſchwieg der Freiherr ſtille,
Und nahm mit dieſen Worten ſeine Brille —
(Denn, dacht' er, wird das Mädchen nun,
So wie ein kluges Mädchen thun;
Wird mich und ſie ihr ſchnelles Ja beglücken;
Werd' ich den erſten Kuß auf ihre Lippen drücken:
So könnt' ich, im Entzücken,
Die theure Brille leicht zerknicken!) —
Die theure Brille wohlbedächtig ab.

Finette, der dies Zeit, ſich zu bedenken, gab,
Bedachte ſich, und ſprach nach reiflichem Bedenken:
„Sie ſprechen, gnäd'ger Herr, von Freien und von Schenken:
„Ach! gnäd'ger Herr, das alles wär' ſehr ſchön!
„Ich würd' in Sammt und Seide gehn —
„Was gehn? Ich würde nicht mehr gehn;
„Ich würde ſtolz mit Sechſen fahren.
„Mir würden ganze Schaaren
„Von Dienern zu Gebote ſtehn.
„Ach! wie geſagt, das alles wär' ſehr ſchön,
„Wenn ich — wenn ich“ — —
„Ein Wenn? Ich will doch ſehn,
(Hier ſahe man den alten Herrn ſich blähn).
„Was für ein Wenn mir kann im Wege ſtehn!“

„Wenn ich nur nicht verſchworen hätte“ — —
„Verſchworen? was? Finette,

„Sonſt weißt du gar nichts mehr?“
„Gar nichts, bei meiner Ehr’!“
„Sonſt weißt du nichts? Das wäre ſchlecht!
„So wenig Sünden? Hans, beſinn’ dich recht.“
„Ach, Herr, mit ſeinen ſcharfen Fragen = =
„Ich wüßte wohl noch was.“
„Nu? Nur heraus!“ = = „Ja das,
„Herr Pater, kann ich ihm bei meiner Treu
nicht ſagen.“
„So? weißt du etwa ſchon, worüber junge
Dirnen,
„Wenn man es ihnen thut, und ihnen nicht thut,
zürnen?“
„Herr, ich verſteh’ euch nicht“ = = „Und deſto
beſſer, gut.
„Du weißt doch nichts von Dieberei, von Blut?
„Dein Vater hurt doch nicht?“ = = „O, meine
Mutter ſpricht’s;
„Doch das iſt alles nichts.“
„Nichts? Nu? was weißt du denn? Geſteh! Du
mußt es ſagen!
„Und ich verſprech’ es dir,
„Was du geſteheſt, bleibt bei mir.“
„Auf ſein Verſprechen, Herr, mag es ein
And’rer wagen;
„Daß ich kein Narre bin!
„Er darf’s, Ehrwürd’ger Herr, nur einem
Jungen ſagen,
„So iſt mein Glücke hin.“

„Verſtockter Böſewicht, fuhr ihn der Pater an,
„Weißt du, vor wem du ſtehſt? = = Daß ich dich
zwingen kann?
„Geh! dein Gewiſſen ſoll dich brennen!
„Kein Heiliger dich kennen!
„Dich kenn' Maria nicht, auch nicht Mariens Sohn!
Hier wär' dem armen Bauerjungen
Vor Angſt beinah' das Herz zerſprungen.
Er weint, und ſprach voll Reu: „Ich weiß" = =
„Das weiß ich ſchon,
„Daß du was weißt; doch was?" = = „Was ſich
nicht ſagen läßt" = =
„Noch zauderſt du?" = = „Ich weiß" = = „Was
denn?" „Ein Vogelneſt.
„Doch wo es iſt, fragt nicht; ich fürchte,
drum zu kommen.
„Vorm Jahre hat mir Matz wohl zehne
weggenommen."
„Geh', Narr, ein Vogelneſt war nicht der Mühe werth,
„Daß du es mir geſagt, und ich's von dir begehrt.

* * *

Ich kenn' ein drollig Volk, mit mir kennt es die
Welt,
Das ſchon ſeit manchen Jahren
Die Neugier auf der Folter hält,
Und dennoch kann ſie nichts erfahren;
Hör' auf, leichtgläub'ge Schaar, ſie forſchend zu
umſchlingen!
Hör' auf, mit Ernſt in ſie zu dringen!

Wer kein Geheimniß hat, kann leicht den Mund verſchließen.
Das Gift der Plauderei iſt, nichts zu plaudern wiſſen.
Und wiſſen ſie auch was, ſo kann mein Mährchen lehren,
Daß oft Geheimniſſe uns nichts Geheimes lehren,
Und man zuletzt wohl ſpricht: war das der Mühe werth,
Daß ihr es mir geſagt, und ich's von euch begehrt?

---

## 16.

## Morydan.

Das Schiff, worinnen Morydan,
Ein armer und doch feiger Mann,
Mit ſeinem Weib' und Kindern war,
Kam plötzlich auf der See in Sturm und in Gefahr.
„Ach, Götter, laßt euch doch bewegen!
„Ach laßt, ſchrie Morydan, laßt Well und Wind ſich legen!
„Nur diesmal laßt mich noch der naſſen Gruft entfliehn.
„Nie, nie, gelob' ich euch, mehr über's Meer zu ziehn.
„Neptun, Neptun erhöre mich!
„Sechs ſchwarze Rinder ſchenk' ich dir
„Zum Opfer dann mit Luſt dafür!"

„Sechs ſchwarze Rinder?“ ſprach Mandar,
Sein Nachbar, der zugegen war.
„Sechs ſchwarze Rinder? biſt du toll?
„Mir iſt es ja bekannt,
„Daß ſolchen Reichthum nie das Glück dir zugewandt.
„Und du glaubſt, daß es Gott Neptun nicht wiſſen ſoll?

* * *

Wie oft, o Sterblicher, wie ofte traueſt du
Der Gottheit weniger, als deinem Nachbar zu!

---

Die nun folgenden beiden Erzählungen wurden nach Leſſing's Tode im Deutſchen Muſeum vom J. 1782. (Monat Junius, S. 544 und 552.) zuerſt bekannt gemacht.

## 17.

## Die Theilung.

An ſeiner Braut, Fräulein Chriſtinchens, Seite
Saß Junker Bogislav Dietrich Karl Ferdinand
Von — ſein Geſchlecht bleibt ungenannt —
Und that, wie alle ſeine Landesleute,
Die Pommern, ganz abſcheulich witzig und galant.

Ward mäuschenſtill, vor Wartung böſer Dinge,
Daß ſeine Näſcherei ihm diesmal ſchlecht gelinge.
Doch bald vernahm er unten Dinge,
Worüber er der Furcht vergaß,
Und immer ſachte weiter aß.

Johann warf Hannen in das Gras.
„O pfui!“ rief Hanne; „welcher Spaß!
„Nicht doch, Johann! — Ei was?
„O, ſchäme dich! — Ein andermal — o laß —
„O, ſchäme dich! — Hier iſt es naß.“ — —
„Naß, oder nicht; was ſchadet das?
„Es iſt ja reines Gras.“ —

Wie dies Geſpräche weiter lief,
Das weiß ich nicht. Wer braucht's zu wiſſen?
Sie ſtunden wieder auf, und Hanne ſeufzte tief:
„So, ſchöner Herr! heißt das bloß küſſen?
„Das Männerherz! Kein einz'ger hat Gewiſſen!
„Sie könnten es uns ſo verſüßen!
„Wie grauſam aber müſſen
„Wir armen Mädchen öfters dafür büßen!
„Wenn nun auch mir ein Unglück widerfährt —
„Ein Kind — ich zittre — Wer ernährt
„Mir dann das Kind? Kannſt du es mir ernähren?“
„Ich?“ ſprach Johann; „die Zeit mag's lehren.
„Doch wird's auch nicht von mir ernährt,
„Der über uns wird's ſchon ernähren.
„Dem über uns vertrau!“

Dem über uns! Dies hörte Steffen.
Was, dacht' er, will das Pack mich äffen?
Der über ihnen? Ei, wie ſchlau.
„Nein!“ ſchrie er, „laßt Euch andre Hoffnung laben!
„Der über Euch iſt nicht ſo toll!
„Wenn ich ein Bankbein nähren ſoll,
„So will ich es auch ſelbſt gedrechſelt haben!“

Wer hier erſchrak und aus dem Garten rann,
Das waren Hanne und Johann.
Doch gaben bei dem Edelmann
Sie auch den Apfeldieb wohl an?
Ich glaube nicht, daß ſie's gethan.

# Fragmente.

## Aus einem Gedichte über die menſchliche Glückſeligkeit.

Wie kommt es, daß ein Geiſt, der nichts als Glauben haßt,
Und nichts als Gründe liebt, den Schatten oft umfaßt,
Wenn er die Wahrheit denkt in ſichern Arm zu ſchließen,
Daß ihm zum Anſtoß wird, was alle Kinder wiſſen?
Wer lehrt mich, ob's an ihm, ob's an der Wahrheit liegt?
Verführet er ſich ſelbſt? Iſt ſie's, die ihn betrügt?
Vielleicht hat beides Grund, und wir ſind nur erſchaffen,
Anſtatt ſie einzuſehn, bewundernd zu begaffen.
Sie, die der Dirne gleicht, die ihre Schönheit kennt,
Und jeden an ſich lockt, und doch vor jedem rennt.
Auch dem, der ſie verfolgt, und fleht und ſchenkt und ſchwöret,
Wird kaum ein Blick gegönnt, und wird nur halb gehöret.

Verzweifelnd und verliebt wünſcht ſie die Welt zu
ſehn;
Stürzt jeden in Gefahr, um keinem beizuſtehn.
Ein Zweifler male ſich ihr Bild in dieſen Zügen!
Nein, ſie betrügt uns nie! — — Wir ſind's, die
uns betrügen.

* * *

Ein Geiſt, der auf dem Pfad, den man vor ihm
gegangen,
Nicht weiter kommen kann, als tauſend mitgelangen,
Verliert ſich in der Meng', die kein Verdienſt beſitzt,
Als daß ſie redlich glaubt, und was ſie weiß, be-
ſchützt.
Dies iſt es, was ihn quält. Er will, daß man
ihn merke.
Zum Folgen allzuſtolz, fehlt ihm der Führer Stärke;
Drum ſpringt er plötzlich ab, ſucht kühn, doch ohn'
Verſtand,
Ein neues Wahrheitsreich, ein unentdecktes Land.
Ihm folgt ein leichter Schwarm noch zehnmal klein-
rer Geiſter.
Wie glücklich iſt er nun; die Rotte nennt ihn
Meiſter.
Er wagt ſich in die Welt mit Witz und frecher Stirn.
Und was lehrt uns denn nun ſein göttliches Gehirn?
Dank ſey dem großen Geiſt, der Furcht und Wahn
vertrieben!
Er ſpricht's, und Gott iſt nicht zu fürchten, nicht
zu lieben.

Weh' dem, der es nicht fühlt, und doch will glück-
lich werden,
Gott aus dem Himmel treibt, und dieſen ſucht auf
Erden!

* * *

Beklagenswürd'ge Welt, wenn dir ein Schöpfer
fehlt,
Deß Weisheit nur das Wohl zum Zweck der Tha-
ten wählt.
Spielt nur ein Ungefähr mit mein' und deinem
Weſen,
Ward ich nur, weil ich ward, und biſt du nicht
erleſen:
Was hält den feigen Arm, daß er beim kleinſten
Schmerz
Zu ſeiner Rettung ſich den Dolch nicht drückt ins
Herz?
Stirb, weil dein Leiden doch zu keiner Abſicht
zwecket,
Und dich in Freud' und Leid ein häm'ſcher Zufall
necket,
Der dich durch kurze Luſt ruckweiſe nur erquickt,
Daß dich der nächſte Schmerz nicht unempfindlich
drückt.
Ein Weiſer ſchätzt kein Spiel, wo nur der Fall
regieret,
Und Klugheit nichts gewinnt und Dummheit nichts
verlieret.

Verluſt ohn' meine Schuld iſt ein zu bitt'res Gift,
Und Glück ergötzt mich nicht, das auch die Narren trifft.
Stirb, und verlaß die Welt, das Urbild ſolcher Spiele,
Wo ich Pein ohne Schuld, und Luſt mit Ekel fühle.
Doch warum eifr' ich ſo? Gott iſt, mein Glück ſteht feſt,
Das Wechſel, Schmerz und Zeit mir ſchmackhaft werden läßt.

* * *

Die Wahrheit wird manchmal in Fabeln gern gehört;
So höre, was mich einſt ein frommer Mönch gelehrt.
Zur gütigen Natur kroch mit Verdruß und Klage
Der Gärten fleiß'ger Feind, der ird'ſche Feind vom Tage.
„Natur, dem Maulwurf nur warſt du ſtiefmütterlich?
„Für Alle ſorgteſt du? und ſorgteſt nicht für mich?"
„Was klagſt du?" — „O Natur! das ſollteſt du nicht wiſſen?
„Warum ſoll ich allein das Glück, zu ſehen, miſſen?
„Der Menſch ſieht, ich bin blind. Mein Leben hängt daran;
„Der Falle zu entgehn, gieb, daß ich ſehen kann."
„Sey ſehend, daß ich auch bei dir entſchuldigt werde!"
Er ſah, und grub ſich gleich in die geliebte Erde.

Hier, wo kein Strahl des Lichts die Finſterniß verjagt,
Was nutzt ihm hier ſein Glück? Daß er von neuem klagt.
„Natur, ſchrie er zurück, das ſind unmöglich Augen.“
„Sie ſind's, nur daß ſie nicht für einen Maulwurf taugen.

* * *

Und das, was in mir wohnt, was in mir fühlt und denket;
Das, was zwar mein Gehirn, doch nicht die Welt umſchränket;
Das, was ſich ſelber weiß, und zu ſich ſpricht: ich bin;
Was auch die Zeit beherrſcht, und was mit der will fliehn,
Durch unſichtbare Macht auf heut und morgen bringet,
Und morgen, eh' es wird, mit weitem Blick durchdringet;
Das mich, dem die Natur die Flügel nicht verliehen,
Vom niedern Staube hebt, die Himmel zu umziehen;
Das, was die Stärk' erſetzt, die in dem Löwen wüthet,
Wodurch der Menſch ein Menſch, und ihm als Menſch gebietet:

Das wird des Uhrwerks Kraft, das im Gehirne
geht,
Und ſeines Körpers Theil, weil man es nicht ver=
ſteht.
Doch ſprich, du kluger Thor, wenn es die Körper
zeugen,
Verſteht man es denn eh', als wenn es Geiſtern
eigen?
Du macheſt Schwierigkeit durch Schwierigkeiten klar,
Vertreibſt die Dämmerung und bringſt die Nacht
uns dar.
Wie jetzo meinem Licht, das in den ſtillen Stunden
Mit meinem Fleiße wacht, der noch kein Glück ge=
funden,
Da ich es putzen will, die unachtſame Hand
Den Docht zu knapp gekürzt, die Flamme gar ver=
ſchwand. ꝛc.

---

## Aus einem Gedichte an den Herrn Baron von Sp**.

Die Schule macht den Dichter? Nein.
Er, welchen die Natur zu ihrem Maler wählet,
Und ihn, ein Mehr als Menſch zu ſeyn,
Mit jenem Feu'r beſeelet,
Das leider mir! doch nicht von Sp** fehlet;

Dem ſie ein fühlend Herz und ein harmoniſch Ohr,
Und einen Geiſt verlieh, dem Glück und Ehr' und
Thor
Nie marternd Mißvergnügen macht,
Wenn nur auf ihn die hold're Muſe lacht,
Die ſeinen edlern Theil von dem Vergeſſen ſparet,
Wofür kein Titel nicht, nicht Königsgunſt bewahret.
Ein ſolcher dringt hervor, wohin das Glück ihn ſtieß,
Das gern auch Dichter plagen wollte,
Iſt minder das, was es ihn werden ließ,
Als was er werden ſollte.

* * *

Und ſchon hat man geſehen,
Als zweifach Adams Sohn, ihn hinterm Pflugе
gehen.
Als fauler Rinder Herr wagt er ein göttlich Lied,
Das Muſen vom Olymp, ihn aus dem Staube
zieht;
Er wirft den Zepter weg, den er mit Klatſchen
ſchwang,
Singt ſchöner ungelehrt, als G** mühſam ſang.

* * *

Noch öfter treibet ihn, für Muſen nur geſchaffen,
Ein neidiſches Geſchick zu ungeliebten Waffen,
Und läßt ihn, ſtatt auf Pindus Höh',
Im wühlenden Gelärm des wilden Lagers ſchlafen.
Jedoch umſonſt; ſein rührend Rohr
Schweigt bei Carthaunen nicht, und tönt Trom=
meten vor.

Sein Muth erſtickt nicht ſeinen Witz;
Sein zärtliches Gefühl, nicht Gier, berühmt zu ſterben,
Und die gefalt'ne Stirn, des Schreckens finſt'rer Sitz,
Vom Einfall aufgeklärt, wird keinen Scherz verderben.
Die Muſen ſtaunen ſanft, bei Helden ſich zu finden,
Die ihrer Lorbeern Schmuck in Mavor's Lorbeern winden.

---

## Aus einem Gedichte über den jetzigen Geſchmack in der Poeſie.

Noch rollt dein leichter Vers auf leichten Jamben fort;
Noch bringſt du gleichen Schall an den gewohnten Ort;
Noch denkſt du, wie man denkt, eh' man den Witz verwöhnet,
Daß er ſich ekel nur nach ſelt'nen Bildern ſehnet;
Noch red'ſt du, wie man red't, eh' man die Zunge bricht,
Daß ſie lateiniſch-deutſch mit ſchönem Stammeln ſpricht;

Noch haſt du nicht gewagt, ein römiſch Lied zu ſpielen,
Das von Gedanken ſtrotzt, doch minder hat zum fühlen;
Noch tönt dein ſchwacher Mund die Götterſprache nicht;
Noch giebſt du jedem Zug ſein ihm gehörig Licht;
Noch trägt Wort und Begriff bei dir nicht neue Banden;
Wer dich geleſen hat, der hat dich auch verſtanden;
Du biſt von kalter Art, die gern vernünftig denkt,
Und ihrem Zweifel mehr, als ihrem Witze ſchenkt = =
Und willſt ein Dichter ſeyn? = = Geh, laß den ſchweren Namen,
Zum Dichter trägſt du kaum den ungekeimten Samen.

So ſprach ein großer Geiſt, von K** Feu'r erhitzt,
Zu meiner Muſe jüngſt, die noch im Dunkeln ſitzt.
Mitleidig wollt' er mich die kühnen Wege lehren,
Wo uns die Welt nicht hört, doch künft'ge Welten hören.
Nein, ſprach ich, jener Wahn hat mich noch nicht berauſcht,
Der nicht die Feſſeln flieht, die Feſſeln nur vertauſcht;
Die Ketten von dem Fuß ſich an die Hände leget,
Und glaubt, er trägt ſie nicht, weil ſie der Fuß nicht träget.
Du ſiehſt, wo Opitz ging = = = Voll Zorn verließ er mich,
Und donnert hinten nach: kein Schweizer lobe dich!

Erſchüttert von dem Fluch bis an das Mark der Glieder,
Schlug ich, dem Sünder gleich, die Augen ſchaamhaft nieder,
Für den die Rache ſchon den Stab gebrochen hat,
Beſtimmt zum Prediger der Tugend auf dem Rad;
Vom kalten Schau'r erloſch in mir das heil'ge Feuer,
Das ſtille Dichter lehrt auch ſonder einem M**.
Voll Ekel ſah ich mich, und ſahe mich veracht't;
Von Enkeln nicht gekannt, die B** ſchwärm'riſch macht.
Ich ſah voll Furcht hinaus auf Scenen künft'ger Dichter,
Die Wage der Kritik hielt ein gewalt'ger Richter,
Der ſeines Beifalls Wucht mit auf die Schale legt,
Die, wie ſein Finger will, ſteigt oder überſchlägt. ꝛc.

---

## Aus einem Gedichte an den Herrn M***.

Der lobt die Neuern nur, und der lobt nur die Alten.
Freund, der ſie beide kennt, ſprich, mit wem ſoll ich's halten?
Die Weisheit, war ſie nur verfloſſ'ner Zeiten Ehr'?
Iſt nicht des Menſchen Geiſt der alten Größe mehr?

Wie? oder ward die Welt zu unſrer Zeit nur weiſe?
Und ſtieg die Kunſt ſo ſpät bis zu dem höchſten Preiſe?
Nein, nein; denn die Natur wirkt ſich ſtets ſelber gleich,
Im Wohlthun ſtets gerecht, an Gaben allzeit reich.
An Geiſtern fehlt es nie, die aus gemeinen Schranken
Des Wiſſens ſich gewagt, voll ſchöpf'riſcher Gedanken;
Nur weil ihr reger Sinn nicht allzeit Eins geliebt,
Ward von der Kunſt bald der, bald jener Theil geübt.
Das Alter wird uns ſtets mit dem Homer beſchämen,
Und unſrer Zeiten Ruhm muß Newton auf ſich nehmen.
Zwei Geiſter gleich an Größ', und ungleich nur im Werk,
Die Wunder ihrer Zeit, des Neides Augenmerk.
Wer zweifelt, daß Homer ein Newton worden wäre,
Und Newton, wie Homer, der ew'gen Dichtkunſt Ehre,
Wenn dieſer das geliebt, und dieſes der gewählt,
Worinnen beiden doch nichts mehr zum Engel fehlt?

Vor dieſem galt der Witz, und durch den Witz der Dichter,
Selbſt Griechen machten ihn zum Feldherrn und zum Richter.

Jetzt ſucht man mehr, als Witz; die Zeit wird gründlicher,
Und macht den Weg zum Ruhm dem Weiſen doppelt ſchwer.
Nutz geht Vergnügung vor. Was nur den Geiſt ergötzet,
Den Beutel ledig läßt, verdient das, daß man's ſchätzet?
Ihr weiſen Enkel ſeht der Ältern Fehl wohl ein:
Sonſt ward der Dichter groß, nun wird's ein Schreiber ſeyn.
Schon recht, der nutzt dem Staat. Und müßige Poeten
Hat Plato's Republik, Europa nicht, vonnöthen.

Was iſt denn ihre Kunſt, und worauf trotzen ſie?
Der Dummkopf, der ſie ſchmäht, begriff ihr Vorrecht nie.
Ihr Muſter iſt Natur, ſie in belebten Bildern
Mit eig'nen Farben uns, verſchönert oft, zu ſchildern.
Doch, Dichter, ſage ſelbſt, was ſchilderſt du von ihr?
Der Dinge Flächen nur und Schein gefallen dir.
Wie ſie das Auge ſieht, dem Geiſte vorzumalen,
Bleibſt du den Sinnen treu, und machſt auch Geiſtern Schalen.
Ins Inn're der Natur dringt nie dein kurzer Blick;
Dein Wiſſen iſt zu leicht und nur des Pöbels Glück.

Allein mit kühnem Aug' ins Heiligthum zu b
Wo die Natur im Werk, bemüht mit Meiſterſ
Bei dunkler Heimlichkeit, der ew'gen Richtſchnur
Zu unſerm Räthſel wird, und Kunſt ihr u
nicht bei;
Der Himmel Kenner ſeyn, bekannt mit Mond
Sternen,
Ihr Gleis, Zeit, Größ' und Licht durch glückli
Räthen lernen;
Nicht fremd ſeyn auf der Welt, daß man die W
nung kennt,
Deß Herrn ſich mancher Thor, ohn' ſie zu kenne
nennt;
Bald in dem finſtern Schacht, wo Graus und Reich
thum thronet,
Und bei dem Nutz Gefahr in hohlen Felſen wohnet,
Der Steine theure Laſt, der Erze hart Geſchlecht,
Der Gänge Wunderlauf, was ſchimmernd und was
ächt,
Mit mühſamer Gefahr und fährlichen Beſchwerden
Neugierig auszuſpähn und ſo ihr Herr zu werden;
Bald in der luſt'gen Plän', im ſchauernd dunkeln
Wald,
Auf kahler Berge Haupt, in krummer Felſen Spalt,
Und wo die Neubegier die ſchweren Schritte leitet,
Und Froſt und Wind und Weg die Lernbegier be-
ſtreitet,
Der Pflanzen grünen Zucht gelehrig nachzugehn,
Und mit dem Pöbel zwar, doch mehr als er, zu ſehn;

d mehr Vollkommenheit in Thieren zu entdecken,
: Vögel Feind zu ſeyn und Störer aller Hecken;
wiſſen, was dem Bär die ſtarken Knochen füllt,
as in dem Elen zuckt, was aus dem Ochſen
brüllt,
as in dem Ocean für ſcheußlich Unthier ſchwimmet,
nd welche Schneckenbrut an ſeinem Ufer glimmet;
Was jedem Thier gemein, was ihm beſonders iſt,
Was jedes Reich verbind't, wo jedes March ſich
ſchließt;
Bald mit geübtem Blick den Menſchen zu ergründen,
Des Blutes Kreislauf ſehn, ſein feſtes Triebwerk
finden: —
Dazu gehöret mehr, als wenn beim Glaſe Wein
Der Dichter ruhig ſingt, beſorgt nur um den Schein.

O Zeit, beglückte Zeit! wo gründlich ſelt'ne Geiſter
Gott in der Creatur, im Kunſtſtück ſeinen Meiſter
Dem Spötter aufgedeckt, der blind ſich und die Welt
Für eine Glücksgeburt des blinden Zufalls hält.
Rühmt eure Dichter nur, ihr Väter alter Zeiten,
Die Meiſter ſchönen Wahns und kleiner Trefflichkeiten,
Durch die Gott und ſein Dienſt ein albern Mähr-
lein ward,
Vom Pöbel nur geglaubt, der Geiſter kleinſter Art.
Die Wahrheit kam zu uns im Glanz herabge-
flogen,
Und hat im Newton gern die Menſchheit ange-
zogen.

Allein mit kühnem Aug' ins Heiligthum zu blicken,
Wo die Natur im Werk', bemüht mit Meiſterſtücken,
Bei dunkler Heimlichkeit, der ew'gen Richtſchnur treu,
Zu unſerm Räthſel wird, und Kunſt ihr kommt nicht bei;
Der Himmel Kenner ſeyn, bekannt mit Mond und Sternen,
Ihr Gleis, Zeit, Gröſʒ' und Licht durch glücklich's Rathen lernen;
Nicht fremd ſeyn auf der Welt, daß man die Wohnung kennt,
Deß Herrn ſich mancher Thor, ohn' ſie zu kennen, nennt;
Bald in dem finſtern Schacht, wo Graus und Reichthum thronet,
Und bei dem Nutz Gefahr in hohlen Felſen wohnet,
Der Steine theure Laſt, der Erze hart Geſchlecht,
Der Gänge Wunderlauf, was ſchimmernd und was ächt,
Mit mühſamer Gefahr und fährlichen Beſchwerden
Neugierig auszuſpähn und ſo ihr Herr zu werden;
Bald in der luſt'gen Plän', im ſchauernd dunkeln Wald,
Auf kahler Berge Haupt, in krummer Felſen Spalt,
Und wo die Neubegier die ſchweren Schritte leitet,
Und Froſt und Wind und Weg die Lernbegier beſtreitet,
Der Pflanzen grünen Zucht gelehrig nachzugehn,
Und mit dem Pöbel zwar, doch mehr als er, zu ſehn;

Bald mehr Vollkommenheit in Thieren zu entdecken,
Der Vögel Feind zu ſeyn und Störer aller Hecken;
Zu wiſſen, was dem Bär die ſtarken Knochen füllt,
Was in dem Elen zuckt, was aus dem Ochſen brüllt,
Was in dem Ocean für ſcheußlich Unthier ſchwimmet,
Und welche Schneckenbrut an ſeinem Ufer glimmet;
Was jedem Thier gemein, was ihm beſonders iſt,
Was jedes Reich verbind't, wo jedes March ſich ſchließt;
Bald mit geübtem Blick den Menſchen zu ergründen,
Des Blutes Kreislauf ſehn, ſein feſtes Triebwerk finden: —
Dazu gehöret mehr, als wenn beim Glaſe Wein
Der Dichter ruhig ſingt, beſorgt nur um den Schein.

O Zeit, beglückte Zeit! wo gründlich ſelt'ne Geiſter
Gott in der Creatur, im Kunſtſtück ſeinen Meiſter
Dem Spötter aufgedeckt, der blind ſich und die Welt
Für eine Glücksgeburt des blinden Zufalls hält.
Rühmt eure Dichter nur, ihr Väter alter Zeiten,
Die Meiſter ſchönen Wahns und kleiner Trefflichkeiten,
Durch die Gott und ſein Dienſt ein albern Mährlein ward,
Vom Pöbel nur geglaubt, der Geiſter kleinſter Art.
Die Wahrheit kam zu uns im Glanz herabgeflogen,
Und hat im Newton gern die Menſchheit angezogen.

Allein mit kühnem Aug' ins Heiligthum zu blicken,
Wo die Natur im Werk', bemüht mit Meiſterſtücken,
Bei dunkler Heimlichkeit, der ew'gen Richtſchnur treu,
Zu unſerm Räthſel wird, und Kunſt ihr kommt nicht bei;
Der Himmel Kenner ſeyn, bekannt mit Mond und Sternen,
Ihr Gleis, Zeit, Größ' und Licht durch glücklich's Rathen lernen;
Nicht fremd ſeyn auf der Welt, daß man die Wohnung kennt,
Deß Herrn ſich mancher Thor, ohn' ſie zu kennen, nennt;
Bald in dem finſtern Schacht, wo Graus und Reichthum thronet,
Und bei dem Nutz Gefahr in hohlen Felſen wohnet,
Der Steine theure Laſt, der Erze hart Geſchlecht,
Der Gänge Wunderlauf, was ſchimmernd und was ächt,
Mit mühſamer Gefahr und fährlichen Beſchwerden
Neugierig auszuſpähn und ſo ihr Herr zu werden;
Bald in der luſt'gen Plän', im ſchauernd dunkeln Wald,
Auf kahler Berge Haupt, in krummer Felſen Spalt,
Und wo die Neubegier die ſchweren Schritte leitet,
Und Froſt und Wind und Weg die Lernbegier beſtreitet,
Der Pflanzen grünen Zucht gelehrig nachzugehn,
Und mit dem Pöbel zwar, doch mehr als er, zu ſehn;

Bald mehr Vollkommenheit in Thieren zu entdecken,
Der Vögel Feind zu ſeyn und Störer aller Hecken;
Zu wiſſen, was dem Bär die ſtarken Knochen füllt,
Was in dem Elen zuckt, was aus dem Ochſen brüllt,
Was in dem Ocean für ſcheußlich Unthier ſchwimmet,
Und welche Schneckenbrut an ſeinem Ufer glimmet;
Was jedem Thier gemein, was ihm beſonders iſt,
Was jedes Reich verbind't, wo jedes March ſich ſchließt;
Bald mit geübtem Blick den Menſchen zu ergründen,
Des Blutes Kreislauf ſehn, ſein feſtes Triebwerk finden: —
Dazu gehöret mehr, als wenn beim Glaſe Wein
Der Dichter ruhig ſingt, beſorgt nur um den Schein.

O Zeit, beglückte Zeit! wo gründlich ſelt'ne Geiſter
Gott in der Creatur, im Kunſtſtück ſeinen Meiſter
Dem Spötter aufgedeckt, der blind ſich und die Welt
Für eine Glücksgeburt des blinden Zufalls hält.
Rühmt eure Dichter nur, ihr Väter alter Zeiten,
Die Meiſter ſchönen Wahns und kleiner Trefflichkeiten,
Durch die Gott und ſein Dienſt ein albern Mährlein ward,
Vom Pöbel nur geglaubt, der Geiſter kleinſter Art.
Die Wahrheit kam zu uns im Glanz herabgeflogen,
Und hat im Newton gern die Menſchheit angezogen.

Uns ziert ein Aldrovand, ein Reaumur ziert noch mehr,
Als alle Muſen euch im einzigen Homer.
Was Großes iſt es nun, ſich einen Held erdenken,
Und ihn mit eig'ner Kraft in ſchweres Unglück ſenken,
Woraus ihn bald ein Gott, bald unbeglaubter Muth
Mit großen Thaten reißt, die der Poete thut?
Braucht nicht der Philoſoph mehr Witz und ſtärk're Sinnen,
Der kleine Wunder ſucht, bekannt mit Wurm und Spinnen?
Dem keine Raupe kriecht, der' Namen er nicht nennt,
Und jeden Schmetterling vom erſten Urſprung kennt;
Dem Fliegen nicht zu klein, noch Käfer zu geringe,
Und in der Mücke ſieht den Schöpfer aller Dinge;
Dem jeder Eſſigtropf wird eine neue Welt,
Die eben der Gott ſchuf und eben der Gott hält.
Da ſieht er Abenteu'r, die jener nur erfindet,
Und iſt des Staates kund, den Bien' und Ameiſ' gründet.
Ja, wenn ein Moliere, der Tugend munt'rer Freund,
Der Spötter eiteln Wahns, des Lächerlichen Feind,
Auf Fehler merkſam wird, und lernt aus hundert Fällen
Der Menſchen trotzig Herz und trüg'riſches Verſtellen;
Wenn ſeiner Spötterei kein alter Hut entgeht,
Und ihm das Laſter nie zu hoch zur Strafe ſteht:
Braucht er ſo viel Verſtand, als wenn aus kleinen Reiſen
Des Schwanzſterns, Dörfel uns will ſeine Laufbahn weiſen;

Wenn er aus einem Stück auf's Ganze richtig ſchließt,
Und durch den einen Bug die ganze Krümmung mißt?
Braucht er ſo viele Kunſt, die Winkel zu entdecken,
In die, das ſcheue Heer, die Laſter ſich verſtecken,
Als jener, der im Glas entfernte Monden ſieht,
Und ihre Größ' und Bahn in helle Tafeln zieht?
Und als ein and'rer, der aus wenigen Minuten
Die Fahrt des Lichts beſtimmt, und rechnet ſie nach Ruthen?
Wer braucht mehr Geiſt und Müh', der, der in fauler Luſt
Den Wein trinkt und erhebt, gelehnt an Phyllis Bruſt?
Wie? oder der ſein Feu'r, wie es die Sonn' erzeuget,
Und wie der Saft im Stock durch enge Röhren ſteiget,
Aus Gründen uns erklärt, und werth iſt, daß der Wein
Ihn einzig nur erfreu' und ſtärk' ihn nur allein?

Der Dichtern nöth'ge Geiſt, der Möglichkeiten dichtet,
Und ſie durch ſeinen Schwung der Wahrheit gleich entrichtet,
Der ſchöpferiſche Geiſt, der ſie beſeelen muß,
Sprich, M***, du weißt's, braucht den kein Phyſicus?
Er, der zuerſt die Luft aus ihrer Stelle jagte,
Und mehr bewies, als man je zu errathen wagte;
Er, der im Sonnenſtrahl den Grund der Farben fand,
Und ihre Änderung in feſte Regeln band;

Er, der vom Erdenball die platten Pole wußte,
Eh' ein Maupertuis ſie glücklich meſſen mußte.
Hat die kein Schöpfergeiſt bei ihrer Müh' beſeelt:
Und iſt er nur Homer, weil ihm ein ält'rer fehlt?

* * *

Wird Ariſtoteles nicht ohne Grund geprieſen,
Dem nie ſich die Natur, als unterm Flor gewieſen?
Ein dunkler Wörterkram von Form und Qualität
Iſt, was er Andre lehrt und ſelber nicht verſteht.
Zu glücklich, wenn ſie nicht mit ſpitzig ſeichten Grillen
Die Lücken der Natur durch leere Töne füllen!
Ein ſelbſt erwählter Grund ſtützt keine Wahrheit feſt,
Als die man, ſtatt zu ſehn, ſich ſelber träumen läßt;
Und wie wir die Natur bei alten Weiſen kennen,
Iſt ſie ihr eigen Werk, nicht Gottes Werk zu nennen.
Vergebens ſucht man da des Schöpfers Majeſtät,
Wo alles nach der Schnur verkehrter Grillen geht.
Wird gleich die Faulheit noch die leichten Lügen ehren,
Genug, wir ſehen Gott in neuern klärern Lehren.
Stagirens Ehr' iſt jetzt den Phyſikern ein Kind,
Wie's unſre Dichter noch bei alten Dichtern ſind. 2c.

# An den Herrn Marpurg,

## über die Regeln der Wiſſenſchaften zum Vergnügen; beſonders der Poeſie und Tonkunſt.

Der du, für dich und uns, der Töne Kräfte kennſt,
Der Kunſt und der Natur ihr wahres Amt ernennſt,
Maaß, Gleichheit, Ordnung, Werth im Reich der Schalle lehreſt,
Denkſt, wo man ſonſt nur fühlt, und mit der Seele höreſt,
Dein Ohr nicht kitzeln läßt, wenn du nicht weißt, warum?
Dem ſchwere Schönheit nur Luſt bringt und Meiſtern Ruhm;
Freund, ſprich, ſoll die Muſik nicht alle Welt ergötzen?
Soll ſie's; was darf man ſie nach ſtrengen Regeln ſchätzen?

Die grübelnde Vernunft dringt ſich in alles ein,
Und will, wo ſie nicht herrſcht, doch nicht entbehret ſeyn.
Ihr flucht der Orthodox; denn ſie will ſeinem Glauben,
Der blinde Folger heiſcht, den alten Beifall rauben.
Und mich erzürnt ſie oft, wenn ſie der Schul' entwiſcht,
Und ſpitz'gem Tadel hold, in unſre Luſt ſich miſcht.

Gebiet'riſch ſchreibt ſie vor, was unſern Sinnen
tauge,
Macht ſich zum Ohr des Ohrs, und wird des Au-
ges Auge.
Dort ſteigt ſie allzu hoch, hier allzu tief herab,
Der Sphär' nie treu, die Gott ihr zu erleuchten gab.
Die iſt des Menſchen Herz, wo ſich bei Irrthums
Schatten,
Nach innerlichem Krieg, mit Laſtern Laſter gatten,
Wo neues Ungeheur' ein jeder Tag erlebt,
Und nach dem leeren Thron ein Schwarm Rebellen
ſtrebt.
Hier laß, Vernunft, dein Licht uns unſern Feind
erblicken,
Hier herrſche ſonder Ziel, hier herrſch', uns zu be-
glücken.
Hier findet Tadel, Rath, Geſetz und Strafe ſtatt.
Doch ſo ein kleines Reich macht deinen Stolz nicht ſatt.
Du fliehſt auf Abenteu'r ins Elend zu den Sternen,
Und bauſt ein ſtolzes Reich in unermeſſ'nen Fernen,
Spähſt der Planeten Lauf, Zeit, Größ' und Ord-
nung aus,
Regierſt die ganze Welt, nur nicht dein eignes Haus.
Und ſteigſt du dann und wann voll Schwindel aus
den Höhen,
Zufrieden mit dir ſelbſt, wie hoch du ſtiegſt, zu
ſehen,
So kommſt du, ſtatt ins Herz, in einen Criticus,
Der, was die Sinne reizt, methodiſch muſtern muß,

Und treibſt durch Regeln, Grund, Kunſtwörter, Lehr-
gebäude,
Aus Luſt die Quinteſſenz, rectificirſt die Freude,
Und ſchaffſt, wo dein Geſchwätz am ſchärfſten über-
führt,
Daß viel nur halb ergötzt und vieles gar nicht rührt;
Das Fühlen wird verlernt und nach erkieſten Gründen
Lernt auch ein Schüler ſchon des Meiſters Fehler
finden,
Und hält, was Körner hat, für ausgedroſch'nes
Stroh;
Denn Ekel macht nicht ſatt, und Eigenſinn nicht
froh.
Iſt der Vergnügen Reich nicht klein genug um-
ſchränket,
Daß unſer ekler Witz auf eng're Marchen denket?
Treibt denn der Baum der Luſt, Holz ſo in Überfluß,
Daß man gewaltſam ihm die Äſte rauben muß?
Iſt unſre Freud' ein Feu'r, das ſich zu reichlich
nähret,
Das uns, ſchwächt man es nicht, anſtatt erwärmt,
verzehret?
Iſt das, was uns gefällt, denn lauter ſtarker Wein,
Den man erſt wäſſern muß, wenn er ſoll heilſam
ſeyn?
O nein! denn gleich entfernt vom Geiz und vom
Verſchwenden,
Floß, was du gabſt, Natur, aus ſparſam klugen
Händen.

Gebiet'riſch ſchreibt ſie vor, was unſern Sinnen
tauge,
Macht ſich zum Ohr des Ohrs, und wird des Au-
ges Auge.
Dort ſteigt ſie allzu hoch, hier allzu tief herab,
Der Sphär' nie treu, die Gott ihr zu erleuchten gab.
Die iſt des Menſchen Herz, wo ſich bei Irrthums
Schatten,
Nach innerlichem Krieg, mit Laſtern Laſter gatten,
Wo neues Ungeheur' ein jeder Tag erlebt,
Und nach dem leeren Thron ein Schwarm Rebellen
ſtrebt.
Hier laß, Vernunft, dein Licht uns unſern Feind
erblicken,
Hier herrſche ſonder Ziel, hier herrſch', uns zu be-
glücken.
Hier findet Tadel, Rath, Geſetz und Strafe ſtatt.
Doch ſo ein kleines Reich macht deinen Stolz nicht ſatt.
Du fliehſt auf Abenteu'r ins Elend zu den Sternen,
Und bauſt ein ſtolzes Reich in unermeſſ'nen Fernen,
Spähſt der Planeten Lauf, Zeit, Größ' und Ord-
nung aus,
Regierſt die ganze Welt, nur nicht dein eignes Haus.
Und ſteigſt du dann und wann voll Schwindel aus
den Höhen,
Zufrieden mit dir ſelbſt, wie hoch du ſtiegſt, zu
ſehen,
So kommſt du, ſtatt ins Herz, in einen Criticus,
Der, was die Sinne reizt, methodiſch muſtern muß,

Und treibſt durch Regeln, Grund, Kunſtwörter, Lehr-
gebäude,
Aus Luſt die Quinteſſenz, rectificirſt die Freude,
Und ſchaffſt, wo dein Geſchwätz am ſchärfſten über-
führt,
Daß viel nur halb ergötzt und vieles gar nicht rührt;
Das Fühlen wird verlernt und nach erkieſten Gründen
Lernt auch ein Schüler ſchon des Meiſters Fehler
finden,
Und hält, was Körner hat, für ausgedroſch'nes
Stroh;
Denn Ekel macht nicht ſatt, und Eigenſinn nicht
froh.
Iſt der Vergnügen Reich nicht klein genug um-
ſchränket,
Daß unſer ekler Witz auf eng're Marchen denket?
Treibt denn der Baum der Luſt, Holz ſo in Überfluß,
Daß man gewaltſam ihm die Äſte rauben muß?
Iſt unſre Freud' ein Feu'r, das ſich zu reichlich
nähret,
Das uns, ſchwächt man es nicht, anſtatt erwärmt,
verzehret?
Iſt das, was uns gefällt, denn lauter ſtarker Wein,
Den man erſt wäſſern muß, wenn er ſoll heilſam
ſeyn?
O nein! denn gleich entfernt vom Geiz und vom
Verſchwenden,
Floß, was du gabſt, Natur, aus ſparſam klugen
Händen.

Erſt drängt er durch die Wach' ſich toll ins Opern-
haus,
Urtheilt erbärmlich dann, und ſtrömt in Tadel aus.
Die Wendung war zu alt, die kam zu oftmals
wieder;
Hier ſtieg er allzuhoch, hier fiel er plötzlich nieder;
Der Einfall war dem Ohr zu unerwartet da,
Und jener taugte nichts, weil man zuvor ihn ſah;
Bald wird das Traurige zum Heulen wüſter Töne,
Bald iſt die Sprach' des Leids zu ausgekünſtelt ſchöne;
Dem iſt das Fröhliche zu ſchäkernd poſſenhaft,
Und jenem eben das ein Grablied ohne Kraft;
Das iſt zu ſchwer geſetzt, und das für alle Kehlen;
Und manchem ſcheint es gar ein Fehler, nie zu
fehlen;
Das Wort heißt zu gedehnt, und das nicht g'nug
geſchleift;
Die Loge weint gerührt, wo jene ziſcht und pfeift.
Wo kommt die Frechheit her, ſo unbeſtimmt zu
richten?
Wer lehrt den gröbſten Geiſt die Fehler ſehn und
dichten?
Iſt nicht, uneins mit ſich, ein Thor des andern
Feind?
Und fühlt der Künſtler nur ſie all' auf ſich vereint?
Iſt nicht der Grund, weil ſie erſchlich'ne Regeln
wiſſen,
Und, auf gut Glück, darnach vom Stock zum Win-
kel ſchließen?

Er iſt's. Nun tadle mich, daß ich die Regeln ſchmäh',
Und mehr auf das Gefühl, als ihr Geſchwätze ſeh'.
Die Schweſter der Muſik hat mit ihr gleiches Glücke,
Kritiken ohne Zahl und wenig Meiſterſtücke,
Seitdem der Philoſoph auf dem Parnaſſe ſtreift,
Und Regeln abſtrahirt und die mit Schlüſſen ſteift.
Der Schüler hat gehört, man müſſe fließend dichten.
Was braucht der Schüler mehr des Schweizers
Lied zu richten?
Grob, Lohenſteiniſch, ſchwer, giebt ſeinen
Worten Wucht.
Die Menge lobt den Wahn; das iſt des Wahnes
Frucht.
Ja, ſeine Tyrannei hat leichte Beſſerungen
Nach langem Widerſtand ihm endlich abgedrungen.
Und berſten möcht' ich oft, wenn tadelndes Ge=
ſchmeiß,
Das kaum mit Müh' und Noth die drei Einheiten
weiß,
Den Plaut' und Moliere zu überſehen glaubet,
Das iſt, dem Herkules im Schlaf die Keule raubet,
Und brächt' ihm gern damit ſchimpfsvolle Wunden an;
Nur Schade! daß kein Zwerg ſie mächtig führen
kann.
Kunſtwörter müſſen dann der Dummheit Blöße
decken,
Und ein gelehrt Citat macht Zierden ſelbſt zu Flecken.
Ach, arme Poeſie! anſtatt Begeiſterung,
Und Götter in der Bruſt, ſind Regeln jetzt genung.

Erſt drängt er durch die Wach' ſich toll ins Opern-
haus,
Urtheilt erbärmlich dann, und ſtrömt in Tadel aus.
Die Wendung war zu alt, die kam zu oftmals
wieder;
Hier ſtieg er allzuhoch, hier fiel er plötzlich nieder;
Der Einfall war dem Ohr zu unerwartet da,
Und jener taugte nichts, weil man zuvor ihn ſah;
Bald wird das Traurige zum Heulen wüſter Töne,
Bald iſt die Sprach' des Leids zu ausgekünſtelt ſchöne;
Dem iſt das Fröhliche zu ſchäkernd poſſenhaft,
Und jenem eben das ein Grablied ohne Kraft;
Das iſt zu ſchwer geſetzt, und das für alle Kehlen;
Und manchem ſcheint es gar ein Fehler, nie zu
fehlen;
Das Wort heißt zu gedehnt, und das nicht g'nug
geſchleift;
Die Loge weint gerührt, wo jene ziſcht und pfeift.
Wo kommt die Frechheit her, ſo unbeſtimmt zu
richten?
Wer lehrt den gröbſten Geiſt die Fehler ſehn und
dichten?
Iſt nicht, uneins mit ſich, ein Thor des andern
Feind?
Und fühlt der Künſtler nur ſie all' auf ſich vereint?
Iſt nicht der Grund, weil ſie erſchlich'ne Regeln
wiſſen,
Und, auf gut Glück, darnach vom Stock zum Win-
kel ſchließen?

Er iſt's. Nun tadle mich, daß ich die Regeln ſchmäh',
Und mehr auf das Gefühl, als ihr Geſchwätze ſeh'.
Die Schweſter der Muſik hat mit ihr gleiches Glücke,
Kritiken ohne Zahl und wenig Meiſterſtücke,
Seitdem der Philoſoph auf dem Parnaſſe ſtreift,
Und Regeln abſtrahirt und die mit Schlüſſen ſteift.
Der Schüler hat gehört, man müſſe fließend dichten.
Was braucht der Schüler mehr des Schweizers Lied zu richten?
Grob, Lohenſteiniſch, ſchwer, giebt ſeinen Worten Wucht.
Die Menge lobt den Wahn; das iſt des Wahnes Frucht.
Ja, ſeine Tyrannei hat leichte Beſſerungen
Nach langem Widerſtand ihm endlich abgedrungen.
Und berſten möcht' ich oft, wenn tadelndes Geſchmeiß,
Das kaum mit Müh' und Noth die drei Einheiten weiß,
Den Plaut' und Moliere zu überſehen glaubet,
Das iſt, dem Herkules im Schlaf die Keule raubet,
Und brächt' ihm gern damit ſchimpfsvolle Wunden an;
Nur Schade! daß kein Zwerg ſie mächtig führen kann.
Kunſtwörter müſſen dann der Dummheit Blöße decken,
Und ein gelehrt Citat macht Zierden ſelbſt zu Flecken.
Ach, arme Poeſie! anſtatt Begeiſterung,
Und Götter in der Bruſt, ſind Regeln jetzt genung.

Er geht, ſo kühn er geht, auch ohne Weiſer ſicher;
Er ſchöpfet aus ſich ſelbſt; er iſt ſich Schul' und Bücher.
Was ihn bewegt, bewegt; was ihm gefällt, gefällt.
Sein glücklicher Geſchmack iſt der Geſchmack der Welt.
Wer faſſet ſeinen Werth? Er ſelbſt nur kann ihn faſſen;
Sein Ruhm und Tadel bleibt ihm ſelber überlaſſen.
Fehlt einſt der Menſch in ihm, ſind doch die Fehler ſchön;
Nur ſeine Stärke macht, daß wir die Schwäche ſehn.
So kann der Aſtronom die fernen Sonnenflecken,
Durch Hülf' des Sonnenlichts, und anders nicht, entdecken.
Nachahmen wird er nicht, weil eines Rieſen Schritt,
Sich ſelbſt gelaſſen, nie in Kindertappen tritt.
Nun ſaget mir, was dem die knecht'ſche Regel nützet,
Die, wenn ſie feſt ſich ſtützt, ſich auf ſein Beiſpiel ſtützet?
Vielleicht, daß Feu'r und Geiſt durch ſie erſticket wird;
Denn mancher hat aus Furcht zu irren, ſich verirrt.
Wo er ſchon Vorſicht braucht, verliert er ſeinen Adel;
Er ſinget ſonder Neid, und darum ohne Tadel.

Doch jedes Hundert Jahr, vielleicht auch ſelt'ner
noch,
Kommt ſo ein Geiſt empor und wird der Schwä-
chern Joch.
Muß man, wenn man ſich ſchwingt, ſtets adler-
mäßig ſchwingen?
Soll nur die Nachtigall in unſern Wäldern ſingen?
Der nebelhafte Stern muß auch am Himmel ſtehn;
Bei vieler Sonnengluth würd' unſre Welt vergehn.
Drum wird dem Mittelgeiſt vielleicht die Regel
nützen?
Die Säul' war dort zur Zier, und hier iſt ſie zum
Stützen.
Doch, Freund, belehre mich, wie den Apollo nennt,
Wenn er die Töne gleich als ſeine Finger kennt,
Beſäß' ſein ſchwerer Geiſt Eucliden und Carteſen,
Und Eulern könnt' er gar, wie ich Talandern
leſen;
Allein er wagte nichts, allein er dachte nie,
Dem Führer allzutreu, und folgte wie das Vieh,
Und täuſchte nur das Ohr mit künſtlichem Geklimper:
Wie nennt Apollo den? Wenn's hoch kommt: einen
Stümper.
Auch Dichter kenn' ich g'nug, die nur die Regel
macht;
Wer dieſem Gott nicht dient, iſt ihnen in der Acht.
Wagt ſich ihr netter Geiſt in Molierens Sphäre,
So kommt kein Monolog, kein freier Knecht die
Quere;

Geſetzt, er machte gleich die Augen thränenvoll,
Wo man nach Sitt' und Recht ſich ſelbſt belachen ſoll.
Was ſchad't das? Hat er doch die Regeln nie verletzet,
Und gar, o ſelt'ner Ruhm! noch neue zugeſetzet.
Die Richter preiſen ihn, und rufen: ſeht, da ſeht!
Wie auch ein großer Geiſt mit Reiz in Feſſeln geht.
Allein, Freund, lachſt du nicht, daß ich von Stümpern ſpreche?
Wer Andrer Schwäche zeigt, verberg' erſt ſeine Schwäche.
Doch ja, du lachſt nicht nur; du gähnſt auch über mich.
Gut, ſchlafe nur nicht ein. Ich ſchließ' und frage dich:
Wenn der, der wenig braucht, und minder noch begehret,
Bei ſeiner Armuth lacht und Reiche lachen lehret,
Der nichts verdrießlich find't, auf alles Zucker ſtreut,
Die Freude ſich nie kauft, und ſich doch täglich freut:
Wenn der zu preiſen iſt, iſt der nicht auch zu preiſen,
Deß Ohr ſich nicht empört bei mittelmäß'gen Weiſen,
Der bei des Hirten Flöt' und muntern Dorfſchalmei'n
So freudig kann, als du in Graunens Opern ſeyn?

Dies Glück, Freund, wünſch' ich dir! und willſt du dich bedanken,
So wünſch' mir gleiche Luſt aus Hallern und aus Hanken.

# Die Religion.

## Erſter Geſang.

### Vorerinnerung.

Die Religion iſt, ſchon ſeit verſchiedenen Jahren, die Beſchäftigung meiner ernſthaften Muſe geweſen. Von den ſechs Geſängen, die ich größtentheils darüber ausgearbeitet habe, iſt vor einiger Zeit der Anfang des erſten Geſanges zur Probe gedruckt worden. Ich wiederhole hier dieſe Probe, ohne etwas Neues hinzuzuthun; einige Verbeſſerungen ausgenommen. Zum Dichten braucht man Bequemlichkeit und zum Ausarbeiten Zeit. Beides fehlt mir, und vielleicht wird es mir noch lange fehlen —— Mein Plan iſt groß. Ich entwerfe ihn in den erſten achtzehn Zeilen ſelbſt, von welchen ich im Voraus erinnern muß, daß einige von den Prädikaten daſelbſt auf die Religion überhaupt, nicht auf die einzige wahre Religion gehen. Der erſte Geſang iſt beſonders den Zweifeln beſtimmt, welche wider alles Göttliche aus dem innern und äußern Elende des Menſchen gemacht werden können. Der Dichter hat ſie in ein Selbſtgeſpräch zuſammengenommen, welches er, an einem einſamen Tage des Verdruſſes, in der Stille geführt. Man glaube nicht, daß er ſeinen Gegenſtand aus den Augen läßt, wenn er ſich in den Labyrinthen der Selbſterkenntniß zu verlieren

Geſetzt, er machte gleich die Augen thränenvoll,
Wo man nach Sitt' und Recht ſich ſelbſt belachen ſoll.
Was ſchad't das? Hat er doch die Regeln nie verletzet,
Und gar, o ſelt'ner Ruhm! noch neue zugeſetzet.
Die Richter preiſen ihn, und rufen: ſeht, da ſeht!
Wie auch ein großer Geiſt mit Reiz in Feſſeln geht.
Allein, Freund, lachſt du nicht, daß ich von Stümpern ſpreche?
Wer Andrer Schwäche zeigt, verberg' erſt ſeine Schwäche.
Doch ja, du lachſt nicht nur; du gähnſt auch über mich.
Gut, ſchlafe nur nicht ein. Ich ſchließ' und frage dich:
Wenn der, der wenig braucht, und minder noch begehret,
Bei ſeiner Armuth lacht und Reiche lachen lehret,
Der nichts verdrießlich find't, auf alles Zucker ſtreut,
Die Freude ſich nie kauft, und ſich doch täglich freut:
Wenn der zu preiſen iſt, iſt der nicht auch zu preiſen,
Deß Ohr ſich nicht empört bei mittelmäß'gen Weiſen,
Der bei des Hirten Flöt' und muntern Dorfſchalmei'n
So freudig kann, als du in Graunens Opern ſeyn?

Dies Glück, Freund, wünſch' ich dir! und willſt du dich bedanken,
So wünſch' mir gleiche Luſt aus Hallern und aus Hanken.

# Die Religion.

## Erſter Geſang.

### Vorerinnerung.

Die Religion iſt, ſchon ſeit verſchiedenen Jahren, die Beſchäftigung meiner ernſthaften Muſe geweſen. Von den ſechs Geſängen, die ich gröſtentheils darüber ausgearbeitet habe, iſt vor einiger Zeit der Anfang des erſten Geſanges zur Probe gedruckt worden. Ich wiederhole hier dieſe Probe, ohne etwas Neues hinzuzuthun; einige Verbeſſerungen ausgenommen. Zum Dichten braucht man Bequemlichkeit und zum Ausarbeiten Zeit. Beides fehlt mir, und vielleicht wird es mir noch lange fehlen —— Mein Plan iſt groß. Ich entwerfe ihn in den erſten achtzehn Zeilen ſelbſt, von welchen ich im Voraus erinnern muß, daß einige von den Prädikaten daſelbſt auf die Religion überhaupt, nicht auf die einzige wahre Religion gehen. Der erſte Geſang iſt beſonders den Zweifeln beſtimmt, welche wider alles Göttliche aus dem innern und äußern Elende des Menſchen gemacht werden können. Der Dichter hat ſie in ein Selbſtgeſpräch zuſammengenommen, welches er, an einem einſamen Tage des Verdruſſes, in der Stille geführt. Man glaube nicht, daß er ſeinen Gegenſtand aus den Augen läßt, wenn er ſich in den Labyrinthen der Selbſterkenntniß zu verlieren

ſcheint. Sie, die Selbſterkenntniß, war allezeit der nächſte Weg zu der Religion, und ich füge hinzu, der ſicherſte. Man ſchieße einen Blick in ſich ſelbſt; man ſetze alles, was man weiß, als wüßte man es nicht, bei Seite; auf einmal iſt man in einer undurchdringlichen Nacht. Man gehe auf den erſten Tag ſeines Lebens zurück. Was entdeckt man? Eine mit dem Viehe gemeinſchaftliche Geburt; ja, unſer Stolz ſage, was er wolle, eine noch elendere. Ganze Jahre ohne Geiſt, ohne Empfindung, folgen darauf, und den erſten Beweis, daß wir Menſchen ſind, geben wir durch Laſter, die wir in uns gelegt fanden, und mächtiger in uns gelegt fanden, als die Tugenden. Die Tugenden! Vielleicht ein leerer Ton: die Abwechſelung mit den Laſtern ſind unſere Beſſerungen; Beſſerungen, die die Jahre wirken, die ihren Grund in der Veränderung unſerer Säfte haben. Wer iſt von dieſem elenden Looſe ausgenommen? Auch nicht der Weiſeſte. Bei ihm herrſchen die Laſter nur unter ſchönen Larven und ſind, wegen der Natur ihrer Gegenſtände, nur minder ſchädlich, aber eben ſo ſtark, als bei der verworfenſten Seele aus dem Pöbel: der Dichter darf die Beiſpiele nicht in der Ferne ſuchen. Alle ſein Fleiß hat ihm nur die Zeit zum Übelthun benommen, den Hang aber dazu nicht geſchwächt. Unter anderen Umſtänden würde er — — und wer muß nicht ein ...ches von ſich geſtehen — — vielleicht ein Schaum ...ſewichter, oder das Muſter eines Thoren

geworden ſeyn. Welcher Anblick! in dem ganzen Umfange des menſchlichen Herzens nichts als Laſter zu finden! Und es iſt von Gott? Es iſt von einem allmächtigen, weiſen Gott? Marternde Zweifel! — — Doch vielleicht iſt unſer Geiſt deſto göttlicher. Vielleicht wurden wir für die Wahrheit erſchaffen, da wir es für die Tugend nicht ſind. Für die Wahrheit? Wie vielfach iſt ſie? Jeder glaubt, ſie zu haben, und jeder hat ſie anders. Nein, nur der Irrthum iſt unſer Theil, und Wahn iſt unſre Wiſſenſchaft. Fügt zu dieſem erbärmlichen Bilde des edelſten Theiles von uns, auch eine Abſchilderung des minder edlen, des Körpers. Er iſt ein Zuſammenhang mechaniſcher Wunder, die von einem ewigen Künſtler zeugen. Ja, aber auch ein Zuſammenhang abſcheulicher Krankheiten, in ſeinem Bau gegründeter Krankheiten, welche die Hand eines Stümpers verrathen. Dieſes alles verführt den zweifelnden Dichter zu ſchließen:

Der Menſch? wo iſt er her?
Zu ſchlecht für einen Gott; zu gut für's Ungefähr.

Man ſtoße ſich hier an nichts. Alles dieſes ſind Einwürfe, die in den folgenden Geſängen widerlegt werden, wo das jetzt geſchilderte Elend ſelbſt der Wegweiſer zur Religion werden muß.

---

## Erſter Geſang.

Was ſich der grobe Witz zum Stoff des Spottes wählt;
Womit die Schwermuth ſich in Probetagen quält;
Wodurch der Aberglaub', in trübe Nacht verhüllet,
Die leichtgetäuſchte Welt mit frommen Teufeln füllet;
Das göttlichſte Geſchenk, das aus des Schöpfers Hand
Den ſchwachen Menſchen krönt, noch über dich, Verſtand;
Was du mit Zittern glaubſt, und bald aus Stolz verſchmäheſt,
Und bald, wenn du dich fühlſt, vom Himmel trotzig fleheſt;
Was dein neugierig Wie in fromme Feſſeln ſchließt;
Was dem zum Irrlicht wird, und dem ein Leitſtern iſt;
Was Völker knüpft und trennt und Welten ließ verwüſten,
Weil nur die Schwarzen Gott, kein hölzern Kreuze grüßten;
Wodurch dem Himmel treu allein ein Geiſt voll Licht
In jene Dunkelheit mit ſichern Schritten bricht,
Die nach der grauſen Gruft, in unerſchaff'nen Zeiten,
Auf unſ're Seelen harrt, die March' der Sterblichkeiten:
Dies ſey mein rührend Lied!

Dein Feu'r, Religion!
Entflamme meinen Geiſt; das Herz entflammſt du ſchon.
Dich fühl' ich, ehrfurchtsvoll, gleich ſtark als meine Jugend,
Das thörichte Geweb' aus Laſter, Fehl' und Tugend.

Nach Wahrheit durſtiger, als durſtig nach der Ehr',
Auf Kluger Beifall ſtolz, doch auf den meinen mehr,
Entfernt von Welt und Glück, in unbelauſchten Stunden,
Hab' ich den flücht'gen Geiſt oft an ſich ſelbſt gebunden,
Und gab mir kummerlos, da, weil ich Hülfe ſchrie,
Mich niemand kennen mag, mich ſelbſt zu kennen Müh'.

Der ernſten erſter Blick, die ich auf mich geſchoſſen,
Hat mein erſtauntes Herz mit Schwermuth übergoſſen.
Verlören in mir ſelbſt, ſah, hört' und fühlt' ich nicht;
Ich war in lauter Nacht, und hoffte lauter Licht.
Nun zwanzig Jahr gelebt = = und noch mich nicht geſehen!
Rief ich mit Schrecken aus, und blieb gleich Säulen ſtehen.
Was ich von mir gedacht, iſt falſch, iſt lächerlich;
Kaum glaub' ich, ich zu ſeyn, ſo wenig kenn' ich mich.

Verdammte Schulweisheit! Ihr Grillen weiſer Thoren!
Bald hätt' ich mich durch euch, wie meine Zeit, verloren.
Ihr habt, da Wähnen nur der Menſchheit Wiſſen iſt,
Den ſtolzen Sinn gelehrt, daß er mehr weiß, als ſchließt.
Den Irrthum in dem Schooß, träumt er von Lehrgebäuden,
Und kann, ſtolz auf den Traum, kein wachſam Zweifeln leiden.
Das Forſchen iſt ſein Gift, Hartnäckigkeit ſein Ruhm;
Wer ihn bekehren will, raubt ihm ſein Eigenthum;
Ihm, der ſtolz von der Höh' der aufgethürmten Lügen,
Natur und Geiſt und Gott ſieht unverhüllet liegen.

Warum? Wer? Wo bin ich? Zum Glück. Ein Menſch. Auf Erden.
Beſcheide ſonder Licht, die Kindern g'nügen werden!
Was iſt der Menſch? Sein Glück? Die Erd', auf der er irrt?
Erklärt mir, was ihr nennt; dann ſagt auch, was er wird,
Wann ſchnell das Uhrwerk ſtockt, das in ihm denkt und fühlet?
Was bleibt von ihm, wann ihn der Würmer Heer durchwühlet,

Das ſich von ihm ernährt, und bald auf ihm ver-
recket?
Sind Wurm und Menſch alsdann gleich hoffnungs-
los geſtreckt?
Bleibt er im Staube, Staub? Wird ſich ein neues
Leben
Auf einer Allmacht Wink aus ſeiner Aſche heben?
Hier ſchweigt die Weisheit ſelbſt, den Finger auf
dem Mund,
Und nur ihr Schüler macht mehr, als ſie lehrt,
uns kund.
Die Einfalt hört ihm zu, mit ſtarr verwandten
Blicken,
Mit gierig offnem Mund und beifallsreichem Nicken.
Sie glaubt, ſie höre Gott; denn ſie verſteht ihm
nichts,
Und was ſie halb gemerkt, ſtützt ſie auf ein: er
ſpricht's.
Auch ich, von ihr verführt, vom Hochmuth aufge-
blaſen,
Hielt für die Wahrheit ſelbſt ein philoſophiſch Raſen,
Worin der irre Kopf verweg'ne Wunder denkt,
Ein Königreich ſich träumt, und ſeinen Traum ver-
ſchenkt,
Die Schiff' im Hafen zählt, und alle ſeine heißet,
Bis ihn ein böſer Arzt der Schwärmerei entreißet.
Er wird geſund und arm; erſt war er krank und reich;
Elend zuvor und nun - - Wer iſt, als ich, ihm
gleich?

Wer kommt und lehret mich, was ich zu wiſſen
glaubte,
Eh' der einſame Tag Gott, Welt und mich mir
raubte?

Durchforſchet, Sterbliche, des Lebens kurzen Raum!
Was kommen ſoll, iſt Nacht. Was hin iſt, iſt ein
Traum.
Der gegenwärt'ge Punkt iſt allzukurz zur Freude,
Und doch, ſo kurz er iſt, nur allzulang zum Leide.

Schick', wer es mit mir wagt, den wohlbewehrten
Blick
Zum unempfindlichſten, zum erſten Tag zurück.
Dort lag ich, blöder Wurm! Vom mütterlichen
Herze
Entbund'ne theure Laſt, erzeugt im Schmerz zum
Schmerze!
Wie war mir, als ich frei in nie empfund'ner Luft,
Mit ungeübtem Ton mein Schickſal ausgeruft?
Wo war mein junger Geiſt? Fühlt' er die Sonnen-
ſtrahlen
Das erſte Bild im Aug' mit ſtillem Kitzel malen?
Mein ungelehrtes Schrei'n, hat mich es auch er-
ſchreckt,
Als es zuerſt durch's Ohr den krummen Weg entdeckt?
Die mütterliche Hand, die mich mit Zittern drückte,
Ihr Auge, das mit Luſt, doch thränend, nach mir
blickte,

Des Vaters fromme Stimm', die Segen auf mich bat,
Der, als ich nichts verſtand, ſchon lehrend zu mir trat,
Der ſein Bild in mir ſah, mit ernſten Liebeszeichen,
Mich dann der Mutter wies, ihn mit mir zu vergleichen:
Ward dies von mir erkannt, und was dacht' ich dabei?
Fühlt' ich, mir unbewußt, für ſie ſchon Lieb' und Scheu?
Ach! Neigung, Sinn und Witz lag noch in finſtern Banden,
Und was den Menſchen macht, war ohne Spur vorhanden.
Die Bildung, nach der Form zum menſchlichen Geſchlecht,
Gab auf den edlern Theil mir kein untrüglich Recht.
Wer ſah durch Haut und Fleiſch das Werkzeug zum Empfinden?
Ob kein unſel'ger Fehl im innern Bau zu finden?
Wer ſah mein Hirn, ob es gedankenfähig war?
Ob meine Mutter nicht ein menſchlich Vieh gebar?

Wie elend kümmerlich wuchs ich die erſten Jahre!
Zum Menſchen noch nicht reif, doch immer reif zur Bahre.
Wie mancher Tag verfloß, eh' vom geſchäft'gen Spiel
Ein lächelnd heit'rer Blick ſchief auf die Mutter fiel?

Eh' meine Knorpelhand ſo ſtark zu ſeyn begonnte,
Daß ſie mit Jauchzen ihr das Haar zerzauſen konnte?
Eh' leichter Sylben Schall ins Ohr vernehmlich ſtieß?
Eh' ich mich ſtammelnde nachäffend loben ließ?
Eh' meine Wärterin die dunkeln Worte zählte,
Womit den langen Tag die kleine Kehl' ſich quälte?
Eh', auf die Leitung kühn, mein Fuß, vom Tragen matt,
Mehr Schritte durch die Luft, als auf den Boden that?

Doch endlich ſollt' ich auch das ſpäte Glück genießen,
Das ſchlecht're Thiere kaum die erſten Stunden miſſen,
Die Liebling' der Natur, vom ſichern Trieb regiert,
Der unverirrlich ſie zum Guten reizt und führt.
Ich hörte, ſah und ging, ich zürnte, weinte, lachte,
Bis Zeit und Ruthe mich zum ſchlimmern Knaben machte.
Das Blut, das jugendlich in friſchen Adern rann,
Trieb nun das leere Herz zu leichten Lüſten an.
Mein Wunſch war Zeitvertreib; mein Amt war Müßiggehen;
Ich floh vom Spiel zum Spiel, und nirgends blieb ich ſtehen.
Nach allem ſehnt' ich mich, und alles wurd' ich ſatt,
Der Kreiſel wich dem Ball, der Ball dem Kartenblatt.
Zu glücklich, war mein Spiel ein bloßes Spiel geweſen,
Zur ſchlauen Larve nicht dem Laſter auserleſen,

Worunter unentdeckt das Herz ihm offen ſtand.
Wer kann dem Feind entfliehn, eh' er den Feind
gekannt?
Stolz, Rachſucht, Eigenſinn hat ſich in Kinder-
thaten
Des Lehrers ſchärferm Blick oft männlich g'nug
verrathen.
Ach! warum wüthete ihr Gift in Mark und Blut,
Mit mich verderbender, doch angenehmer Wuth,
Eh' der biegſame Geiſt die Tugend kennen lernte,
Von der ihn die Natur, nicht er ſich ſelbſt entfernte?
Nein, er ſich ſelber nicht, denn in der Seele ſchlief
Vom Gut und Böſen noch der wankende Begriff;
Und als er wache ward, und als ich wollte wählen,
War ich, ach! ſchon beſtimmt, in meiner Wahl
zu fehlen.
Ich brachte meinen Feind in mir, mit mir herfür,
Doch Waffen gegen ihn, die bracht' ich nicht mit
mir.
Das Laſter ward mein Herr, ein Herr, den ich
verfluche,
Den eifrig, doch umſonſt, ich zu entthronen ſuche.
Ein Wüth'rich, der es ward, damit ich ſey gequält,
Nicht, weil er mich beſiegt, nicht, weil ich ihn ge-
wählt = =
Himmliſche Tugenden! Was hilft es, euch zu
kennen,
In reiner Gluth für euch, als unſer Glück, zu
brennen.

Wenn auch der kühnſte Schwung ſich ſchimpflich
wieder ſenkt,
Und uns das Laſter ſtets an kurzen Banden lenkt?
Ich fühl' es, daß mein Geiſt, wenn er ſich ſtill
betrachtet,
Sich dieſer Banden ſchämt, ſich eurer werth nur
achtet,
Daß, wenn von ſpäter Reu' mein Aug' in Thränen
fließt,
Da ich ſonſt nichts vermag, mein Wunſch euch ei=
gen iſt.
Du biſt mir Troſt und Pein, und an der Tugend
Stelle,
Beweinenswerther Wunſch! Mein Himmel! Meine
Hölle!
Du, nur du biſt in mir, das einz'ge reiner Art,
Das Einzige, was nicht dem Laſter dienſtbar ward.
Solch einen heißen Wunſch, ſolch marternd Unver=
mögen,
Die kann ein Gott zugleich in eine Seele legen?
Ein mächtig weiſer Gott! Ein Weſen ganz die Huld!
Und richtet Zwang als Wahl und Ohnmacht gleich
der Schuld?
Und ſtraft die Laſterbrut, die er mir aufgedrungen,
Die ich nicht müde rang, und die mich lahm gerungen.
O Menſch, elend Geſchöpf! Menſch! Vorwurf ſei=
ner Wuth!
Und doch ſind, was er ſchuf, du und die Welt
ſind gut?

So kenn' ich Gott durch euch, ihr Iſraels Ver=
wirrer,
Und eure Weisheit macht den irren Geiſt noch irrer.
Umſonſt erhebt ihr mir des Willens freie Kraft!
Ich will, ich will = = Und doch bin ich nicht tu=
gendhaft.
Umſonſt erhebt ihr mir des Urtheils ſtreng Ent=
ſcheiden.
Die Laſter kenn' ich all', doch kann ich alle meiden?
Hier hilft kein ſtarker Geiſt, von Wiſſenſchaft ge=
nährt,
Und Schlüſſe haben nie das Böſ' in uns zerſtört.
Er, der mit ſicherm Blick das Wahrheitsreich durch=
rennet,
Und kühn zur Sonne ſteigt = = Weg, den kein
Adler kennet! = =
Wo er den innern Zug entfernter Welten wiegt,
Der ſie zur Flucht bereit in ew'ge Kreiſe ſchmiegt,
Und aus dem Himmel dann ſinkt auf verklärten
Schwingen,
Mit gleicher Kraft den Bauch der Erde zu durch=
dringen,
Und in dem weiten Raum vom Himmel bis zum
Schacht
Nichts ſieht, wovon er nicht gelehrte Worte macht:
Er und der halbe Menſch, verdammt zum ſauern
Pflügen,
Auf welchem einzig nur ſcheint Adams Fluch zu
liegen,

Der Bauer, dem das Glück das Feld, das er durchdenkt,
Und das, das er bebaut, gleich eng und karg umſchränkt,
Der ſich erſchaffen glaubt zum Herrn von Ochs und Pferden,
Der, ſinnt er über ſich, ſinnt, wie er ſatt will werden,
Der ſeine ganze Pflicht die Hofedienſte nennt,
Im Reiche der Natur zur Noth das Wetter kennt;
Sie, die ſich himmelweit an ſtolzer Einſicht weichen,
Sie, die ſich beſſer nicht als Menſch und Affe gleichen,
Sind ſich nur allzu gleich, ſtiehlt, trotz dem äußern Schein,
In beider Herzen Grund ein kühner Blick ſich ein.
In beiden ſteht der Thron des Übels aufgethürmet,
Nur daß ihn der gar nicht, und der umſonſt beſtürmet,
Nur daß frei, ohne Schaam, das Laſter hier regieret,
Und dort ſich dann und wann mit ſchönen Masken zieret.

Mein Herz, eröffne dich! hier in dem ſtillen Zimmer,
Das nie der Neid beſucht, und ſpät der Sonne Schimmer;
Wo mich kein Gold zerſtreut, das an den Wänden blitzt,
An welchen es nicht mehr, als ungegraben nützt;

Wo mir kein ſammt'ner Stuhl die goldnen Arme
breitet,
Der nach dem vollen Tiſch zum trägen Schlaf ver=
leitet;
Wo an des Hausraths Statt, was finſtern Gram
beſiegt,
Begriff'ner Bücher Zahl auf Tiſch und Tielen liegt:
Hier, Herz, entwickle treu die tiefſten deiner Falten,
Wo Laſter ſchlau verſteckt bei hunderten ſich halten;
Hier rede frei mit mir, ſo wie zum Freund ein
Freund,
Der, was er ihm entdeckt, nur laut zu denken meint;
Kein fremder Zeuge horcht, geſchickt, dich roth zu
machen;
Kein ſeichter Spötter droht ein nichts bedeutend
Lachen.
Dich höret, iſt ein Gott, nur Gott und ich allein.
Doch rede; ſollte gleich die Welt mein Zeuge ſeyn!

Seitdem Neugier und Zeit mich aus dem Schlummer
weckten,
Die Hände von dem Spiel ſich nach den Büchern
ſtreckten,
Und mir das leere Hirn ward nach und nach zur
Laſt,
Welch Bild hab' ich nicht ſchnell und gierig auf=
gefaßt?
Kein Tag verſtrich, der nicht mein kleines Wiſſen
mehrte,

Mit dem der junge Geiſt ſich ſtopfte mehr, als nährte.
Der Sprachen ſchwer Gewirr', das Bild vergang'ner Welt,
Zum ſichern Unterricht der Nachwelt angeſtellt;
Der Alterthümer Schutt, wo in verlaſſ'nen Trümmern
Des Kenners Augen nach Geſchmack und Schönheit ſchimmern;
Der Zunge Zauberkunſt, die den achtſamen Geiſt,
Wie leichte Spreu ein Nil, dem Strom nach, folgſam reißt;
Und ſie, ach, meine Luſt und ach, mein ſtill Bemühn!
Vor deren Blicke ſcheu unwürd'ge Sorgen fliehn,
Die Dichtkunſt, die ein Gott zum letzten Anker gab,
Reißt Sturm und Nacht mein Schiff vom ſichern Ufer ab: : :
Die ſind's, worin ich mich, fern von mir ſelbſt, verirrte,
Mein eigen Fach vergaß, begierig fremder Wirthe.
Indeſſen glimmte ſtill, am unbekannteſten Ort,
Durch Nachſicht angefacht, des Laſters Zunder fort.
Gern wär' er, allzugern, in Flammen ausgeſchlagen,
Die in die Saat des Glücks Tod und Verwüſtung tragen,
Und die kein Thränenmeer mit Reu zu löſchen weiß:
Doch Zeit zum Übelthun verſagte mir mein Fleiß.
So ſchien ich in der Still' zum Tode nur bemüht,
Mir tugendhaft und dem, der nicht das Inn're ſieht.

Die Thorheit, die mit Schall die ſtolzen Ohren
nährt,
Mit Lob, das reich an Peſt, aus gift'gen Schmeich-
lern fährt,
Die Ruh' für Titel giebt, und Luſt für Ordens-
bänder,
Der flücht'gen Königsgunſt vergeb'ne Unterpfänder,
Die groß wird ſich zur Laſt, und wahres Glücke
ſcheuet,
Weil dies ſich ungeputzt in ſtillen Thälern freuet,
Weil es die Höfe flieht, ſein zu gewiſſes Grab,
Das keinen Raub zurück, gleich ihr, der Hölle,
gab;
Die Ruhmſucht = = hab' ich ſie nicht oft mit ſpött'-
ſcher Miene,
Die lächelnde Vernunft auf mir zu bilden ſchiene,
Mit Gründen friſch durch Salz, für Raſerei erklärt,
Und unter and'rer Tracht ſie in mir ſelbſt ernährt?
Mein Lied, das wider ſie aus kühnem Mund ertönte,
Und Fürſten unbeſorgt in ihren Sklaven höhnte;
Das bei der Lampe reif, die Ruh' des Weiſen ſang,
Von reicher Dürftigkeit, von ſel'ger Still' erklang;
Mein Lied, wann's ungefähr ein Kreisbekannter
hörte,
Und es der Kenner ſchalt und es die Dummheit
ehrte,
Wie ward mir? Welches Feu'r? Was fühlt' und
fühlt' ich nicht?
Was malte den Verdruß im rothen Angeſicht?

O Ruhmſucht, ſchlauer Feind! als ich dich keck
verlachte,
Lagſt du im Hinterhalt, den Selbſtbetrug dir machte.
Der zürnt, weil man ihn nicht hochwürdig, gnädig
heißt,
Und ihm ein nichtig Wort aus ſeinem Titel reißt;
Ich zürn' = = zum mindeſten, weil unverſorgte
Jugend
Die Rennbahn mir verſchließt zu Wiſſenſchaft und
Tugend?
Nein, = = weil man mir ein Lob, ein knechtiſch Lob
verſagt,
Daß ich = = wer ſchätzt die Müh? = = die Reime
ſchön erjagt.
Nenn' ſicher, ſtolze Schaar, Ruhmträume zu er=
wiſchen!
Der Spötter ſchweigt von dir, ſich ſelber auszu=
ziſchen!

Ihr Laſter ſtellet euch! Aus eurem wilden Heere,
Unzählbar, wie der Sand, ſchlau zu des Übels Ehre,
Such' ich die ſchrecklichſten! Euch ſuch' ich, Geiz
und Neid,
Die ihr flieht Wärm' und Luſt, des Alters Seele
ſeyd!
Doch, Jüngling, Blüth' und Feu'r, das deine
Wangen hitzet,
Schließt ihren Wurm nicht aus, der tief am Kerne
ſitzet;

Er wächſt, und wächſt mit dir, bis er ſich auf-
wärts frißt,
Und der unſel'ge Grund zu zeit'ger Reifung iſt.
Bav kleidet ſich in Gold, und trägt an Edelſteinen
Auf ſeiner dürren Hand den Werth von Meie-
reien;
Sein trotzig Dienerheer bläht ſich am hintern Rad,
Im Feierkleid' der Schmach, in ihres Herren Staat.
Wer geht vor ihm vorbei, und bückt ſich nicht zur
Erde?
Er dankt, und lernt die Art von ſeinem ſtolzen
Pferde;
Es ſchlägt das ſchöne Haupt zur Bruſt mit ſchielem
Blick,
Und ſchnaubend zieht es ſchnell der ſtraffe Zaum
zurück.
Sein Reichthum giebt ihm Witz; ſein Reichthum
ſchenkt ihm Sitten,
Und macht das plumpe Klotz auch Weibern wohl
gelitten.
Des Pöbels Augenmerk! Bav, biſt du meines?
Nein.
Sich ſelbſt muß man ein Feind, dich zu beneiden,
ſeyn.
Doch wenn der Löwe ſich an keinen Eſel waget,
Hat er drum mind're Wuth, wenn er nach Tigern
jaget?
Trifft Baven nicht mein Neid, trifft er drum kei-
nen? Ach!

Nacheif'rung, wer biſt du? Sprich, mir zur Zier?
zur Schmach?
Sinnreich, zur eig'nen Fall', die Laſter zu verkleiden,
Betrog'ne Sterbliche, nacheifern iſt beneiden!
Nimmt euch, ans Pult geheft't, der ewige Geſang,
Durch den der deutſche Ton zuerſt in Himmel drang = =
In Himmel = = frommer Wahn! = = Gott = = Gei=
ſter = = ewig Leben = =
Vielleicht ein leerer Ton, den Dichter kühn zu he=
ben! = =
Nimmt mich dies neue Lied, = = zu ſchön, um wahr
zu ſeyn,
Erſchüttert, nicht belehrt, mit heil'gem Schauer ein:
Was wünſcht der inn're Schalk, erhitzt nach frem=
der Ehre,
Und lächerlich erhitzt? = = Wenn ich der Dichter wäre!
Umſonſt lacht die Vernunft und ſpricht zum Wunſche:
Thor!
Ein kleiner Geiſt erſchrickt, ein großer dringt hervor.
Dem Wunſche folgt der Neid mit unbemerkten
Schritten,
Auch Weiſen unbemerkt und unbemerkt gelitten.
Was hilft's, daß er in mir bei Unfall ſich nicht freut,
Die Ruh' der Welt nicht ſtört? = = Iſt er drum
minder Neid?
Nicht er, der Gegenſtand, die Neigung macht das
Laſter,
Stets durch ſich ſelbſt verhaßt, nur durch den Stoff
verhaßter.

Auch dich, o Geiz! ‥

Doch wie? was ſtößt den finſtern Blick,
Den redlichſten Spion, vom Grund der Bruſt zurück?
Ich werde mir zu ſchwarz, mich länger anzuſchauen,
Und Neugier kehret ſich in melancholiſch Grauen.
Des Übels ſchwächſten Theil zog ich ans ſcheue Licht.
Verwöhnter Weichling! Wie? mit Stärkern wag' ich's nicht?
Doch bleibt nur in dem Schacht, den ihr ſtets tiefer wühlet,
Je näher ihr den Feind, die Selbſterkenntniß, fühlet.
Ihr ſchwärzern Laſter, bleibt! Was die Natur verſtecket,
Zieh' Unſinn an das Licht! ‥ Nichts hab' ich mehr entdecket,
Wenn ich auch eins vor eins die Muſt'rung gehen laſſe,
Als daß ich ſündige, und doch die Sünde haſſe.

Doch wie? das Alterthum, auf Wahn und Moder groß,
Spricht: dein Loos, Sterblicher, iſt nicht der Menſchheit Loos!
Das kleine Griechenland ſtolzirt mit ſieben Weiſen
Und ſahe Scythen ſelbſt nach ihrer Tugend reiſen.

Vergebens, Alterthum! die Zeit vergöttert nicht!
Und kein Verjähren gilt vor der Vernunft Gericht!
Die ſchöne Schale täuſcht mich nicht an deinen Helden;

Und ſelbſt vom Sokrates iſt Thorheit g'nug zu
melden.
Wohin kein Meſſer dringt, das in des Arztes Hand
In Därmen wühlende, des Todes Anlaß fand,
Bis dahin ſchick' den Blick, die Wahrheit auszu-
ſpähen!
Was ich in mir geſehn, wirſt du in ihnen ſehen.
Großmuth iſt Ruhmbegier; Keuſchheit iſt kaltes
Blut;
Treu ſeyn iſt Eigennutz; und Tapferkeit iſt Wuth;
Andacht iſt Heuchelei; Freigebigkeit Verſchwenden;
Und Fertigkeit zum Tod, Luſt, ſeine Pein zu enden;
Der Freundſchaft ſchön Geſpenſt iſt gleicher Thor-
heit Zug;
Und ſeine Redlichkeit, der ſicherſte Betrug!

Mir unerkannter Feind, und vielen unerkannter,
O Herz, ſchwarz wie der Mohr, und fleckicht wie
der Panther!
Pandorens Mordgefäß, woraus das Übel flog,
Und wachſend in dem Flug durch beide Welten flog:
Es wäre Läſterung, dir Gott zum Schöpfer geben!
Läſt'rung, iſt Gott ein Gott, im Tode nicht ver-
geben. rc.

# Fabeln.

## Drei Bücher.

1759.

## Vorrede.

Ich warf vor Jahr und Tag einen kritiſchen Blick auf meine Schriften. Ich hatte ihrer lange genug vergeſſen, um ſie völlig als fremde Geburten betrachten zu können. Ich fand, daß man noch lange nicht ſo viel Böſes davon geſagt habe, als man wohl ſagen könnte, und beſchloß, in dem erſten Unwillen, ſie ganz zu verwerfen.

Viel Überwindung hätte mir die Ausführung dieſes Entſchluſſes gewiß nicht gekoſtet. Ich hatte meine Schriften nie der Mühe werth geachtet, ſie gegen irgend jemanden zu vertheidigen; ſo ein leichtes und gutes Spiel mir auch oft der allzu elende Angriff dieſer und jener würde gemacht haben. Dazu kam noch das Gefühl, daß ich jetzt meine jugendlichen Vergehungen durch beſſere Dinge gut machen, und endlich wohl gar in Vergeſſenheit bringen könnte.

Doch indem fielen mir ſo viele freundſchaftliche Leſer ein. — Soll ich ſelbſt Gelegenheit geben, daß man ihnen vorwerfen kann, ihren Beifall an etwas ganz Unwürdiges verſchwendet zu haben? Ihre nachſichtsvolle Aufmunterung erwartet von mir ein anderes Betragen. Sie erwartet, und ſie verdient, daß ich mich beſtrebe, ſie, wenigſtens nach der Hand, Recht haben zu laſſen; daß ich ſo viel Gutes nunmehr wirklich in meine Schriften ſo glücklich hineinlege, daß ſie es im Voraus darin bemerkt zu haben ſcheinen können. — Und ſo nahm ich mir vor, was ich erſt verwerfen wollte, lieber ſo viel als möglich zu verbeſſern. — Welche Arbeit! —

Ich hatte mich bei keiner Gattung von Gedichten länger verweilt, als bei der Fabel. Es gefiel mir auf dieſem gemeinſchaftlichen Raine der Poeſie und Moral. Ich hatte die alten und neuen Fabuliſten ſo ziemlich alle, und die beſten von ihnen mehr als einmal geleſen. Ich hatte über die Theorie der Fabel nachgedacht. Ich hatte mich oft gewundert, daß die gerade auf die Wahrheit führende Bahn des Äſopus, von den Neueren, für die blumenreicheren Abwege der ſchwatzhaften Gabe zu erzählen, ſo ſehr verlaſſen werde. Ich hatte eine Menge Verſuche in der einfältigen Art des alten Phrygiers gemacht. — Kurz, ich glaubte mich in dieſem Fache ſo reich, daß ich fürs erſte meinen Fabeln mit leichter Mühe eine neue Geſtalt geben könnte.

Ich griff zum Werke. — Wie ſehr ich mich aber wegen der leichten Mühe geirrt hatte, das weiß ich ſelbſt am beſten. Anmerkungen, die man während des Studirens macht, und nur aus Mißtrauen in ſein Gedächtniß auf das Papier wirft; Gedanken, die man ſich nur zu haben begnügt, ohne ihnen durch den Ausdruck die nöthige Präciſion zu geben; Verſuchen, die man nur zu ſeiner Übung wagt, — — fehlt noch ſehr viel zu einem Buche. Was nun endlich für eins daraus geworden; — hier iſt es!

Man wird nicht mehr als ſechſe von meinen alten Fabeln darin finden; die ſechs proſaiſchen nämlich, die mir der Erhaltung am wenigſten unwerth ſchienen. Die übrigen gereimten mögen auf eine andere Stelle warten. Wenn es nicht gar zu ſonderbar gelaſſen hätte, ſo würde ich ſie in Proſa aufgelöſt haben.

Ohne übrigens eigentlich den Geſichtspunkt, aus welchem ich am liebſten betrachtet zu ſeyn wünſchte, vorzuſchreiben, erſuche ich bloß meinen Leſer, die Fabeln nicht ohne die Abhandlungen zu beurtheilen. Denn ob ich gleich weder dieſe jenen, noch jene dieſen zum Beſten geſchrieben habe, ſo entlehnen doch beide, als Dinge, die zu Einer Zeit in Einem Kopfe entſprangen, allzuviel von einander, als daß ſie einzeln und abgeſondert noch eben dieſelben bleiben könnten. Sollte er auch ſchon dabei entdecken, daß meine Regeln mit meiner Ausübung

nicht allezeit übereinſtimmen: was iſt es mehr? Er weiß von ſelbſt, daß das Genie ſeinen Eigenſinn hat; daß es den Regeln ſelten mit Vorſatz folgt; und daß dieſe ſeine wollüſtigen Auswüchſe zwar beſchneiden, aber nicht hemmen ſollen. Er prüfe alſo in den Fabeln ſeinen Geſchmack, und in den Abhandlungen meine Gründe. —

Ich wäre Willens, mit allen übrigen Abtheilungen meiner Schriften, nach und nach, auf gleiche Weiſe zu verfahren. An Vorrath würde es mir auch nicht fehlen, den unnützen Abgang dabei zu erſetzen. Aber an Zeit, an Ruhe — — Nichts weiter! Dieſes Aber gehört in keine Vorrede; und das Publikum dankt es ſelten einem Schriftſteller, wenn er es auch in ſolchen Dingen zu ſeinem Vertrauten zu machen gedenkt. — So lange der Virtuoſe Anſchläge faßt, Ideen ſammelt, wählet, ordnet, in Plane vertheilt: ſo lange genießt er die ſich ſelbſt belohnenden Wollüſte der Empfängniß. Aber ſobald er einen Schritt weiter geht, und Hand anlegt, ſeine Schöpfung auch außer ſich darzuſtellen: ſogleich fangen die Schmerzen der Geburt an, welchen er ſich ſelten ohne alle Aufmunterung unterzieht. —

Eine Vorrede ſollte nichts enthalten, als die Geſchichte des Buches. Die Geſchichte des meinigen war bald erzählt, und ich müßte hier ſchließen. Allein, da ich die Gelegenheit, mit meinen Leſern zu ſprechen, ſo ſelten ergreife, ſo erlaube man mir, ſie einmal zu mißbrauchen. — Ich bin gezwungen,

mich über einen bekannten Scribenten zu beklagen. Herr Duſch hat mich durch ſeine bevollmächtigten Freunde, ſeit geraumer Zeit, auf eine ſehr nichtswürdige Art mißhandeln laſſen. Ich meine mich, den Menſchen; denn daß es ſeiner ſiegreichen Kritik gefallen hat, mich, den Schriftſteller, in die Pfanne zu hauen, das würde ich mit keinem Worte rügen. Die Urſache ſeiner Erbitterung ſind verſchiedene Kritiken, die man in der Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften, und in den Briefen die neueſte Litteratur betreffend, über ſeine Werke gemacht hat, und Er auf meine Rechnung ſchreibt. Ich habe ihn ſchon öffentlich von dem Gegentheile verſichern laſſen; die Verfaſſer der Bibliothek ſind auch nunmehr genugſam bekannt; und wenn dieſe, wie er ſelbſt behauptet, zugleich die Verfaſſer der Briefe ſind: ſo kann ich gar nicht begreifen, warum er ſeinen Zorn an mir ausläßt. Vielleicht aber muß ein ehrlicher Mann, wie Er, wenn es ihn nicht tödten ſoll, ſich ſeiner Galle gegen einen Unſchuldigen entladen; und in dieſem Falle ſtehe ich ſeiner Kunſtrichterei und dem Aberwitze ſeiner Freunde und ſeiner Freundinnen gar gern noch ferner zu Dienſten, und widerrufe meine Klage.

# Erſtes Buch.

## 1.
## Die Erſcheinung.

In der einſamſten Tiefe jenes Waldes, wo ich ſchon manches redende Thier belauſcht, lag ich an einem ſanften Waſſerfalle, und war bemüht, einem meiner Mährchen den leichten poetiſchen Schmuck zu geben, in welchem am liebſten zu erſcheinen, la Fontaine die Fabel faſt verwöhnt hat. Ich ſann, ich wählte, ich verwarf, die Stirne glühete. — — Umſonſt, es kam nichts auf das Blatt. Voll Unwillen ſprang ich auf; aber ſieh! — auf einmal ſtand ſie ſelbſt, die fabelnde Muſe, vor mir.

Und ſie ſprach lächelnd: Schüler, wozu dieſe undankbare Mühe? Die Wahrheit braucht die Anmuth der Fabel; aber wozu braucht die Fabel die Anmuth der Harmonie? Du willſt die Gewürze würzen. Genug, wenn die Erfindung des Dichters iſt; der Vortrag ſey des ungekünſtelten Geſchichtſchreibers, ſo wie der Sinn des Weltweiſen.

Ich wollte antworten, aber die Muſe verſchwand. „Sie verſchwand? höre ich einen Leſer fragen. Wenn

du uns doch nur wahrſcheinlicher täuſchen wollteſt! Die ſeichten Schlüſſe, auf die dein Unvermögen dich führte, der Muſe in den Mund zu legen! Zwar ein gewöhnlicher Betrug —"

Vortrefflich, mein Leſer! Mir iſt keine Muſe erſchienen. Ich erzählte eine bloße Fabel, aus der du ſelbſt die Lehre gezogen. Ich bin nicht der erſte, und werde nicht der letzte ſeyn, der ſeine Grillen zu Orakelſprüchen einer göttlichen Erſcheinung macht.

---

## 2.

## Der Hamſter und die Ameiſe.

Ihr armſeligen Ameiſen, ſagte ein Hamſter. Verlohnt es ſich der Mühe, daß ihr den ganzen Sommer arbeitet, um ein ſo Weniges einzuſammeln? Wenn ihr meinen Vorrath ſehen ſolltet! — —

Höre, antwortete eine Ameiſe, wenn er größer iſt, als du ihn brauchſt, ſo iſt es ſchon recht, daß die Menſchen dir nachgraben, deine Scheuren ausleeren, und dich deinen räuberiſchen Geiz mit dem Leben büßen laſſen!

---

## 3.

## Der Löwe und der Haſe.

Ein Löwe würdigte einen drolligen Haſen ſeiner nähern Bekanntſchaft. Aber iſt es denn wahr, fragte ihn einſt der Haſe, daß euch Löwen ein elender krähender Hahn ſo leicht verjagen kann?

Allerdings iſt es wahr, antwortete der Löwe; und es iſt eine allgemeine Anmerkung, daß wir großen Thiere durchgängig eine gewiſſe kleine Schwachheit an uns haben. So wirſt du, zum Exempel, von dem Elephanten gehört haben, daß ihm das Grunzen eines Schweins Schauder und Entſetzen erweckt. —

Wahrhaftig? unterbrach ihn der Haſe. Ja, nun begreif' ich auch, warum wir Haſen uns ſo entſetzlich vor den Hunden fürchten.

---

## 4.

## Der Eſel und das Jagdpferd.

Ein Eſel vermaß ſich, mit einem Jagdpferde um die Wette zu laufen. Die Probe fiel erbärmlich aus, und der Eſel ward ausgelacht. Ich merke nun wohl, ſagte der Eſel, woran es gelegen hat; ich

trat mir vor einigen Monaten einen Dorn in den Fuß, und der ſchmerzt mich noch.

Entſchuldigen Sie mich, ſagte der Kanzelredner Liederhold, wenn meine heutige Predigt ſo gründlich und erbaulich nicht geweſen, als man ſie von dem glücklichen Nachahmer eines Mosheim erwartet hätte; ich habe, wie Sie hören, einen heiſern Hals, und den ſchon ſeit acht Tagen.

---

## 5.

## Zeus und das Pferd.

Vater der Thiere und Menſchen, ſo ſprach das Pferd, und nahete ſich dem Throne des Zeus, man will, ich ſey eins der ſchönſten Geſchöpfe, womit du die Welt gezieret, und meine Eigenliebe heißt mich es glauben. Aber ſollte gleichwohl nicht noch Verſchiedenes an mir zu beſſern ſeyn? —

Und was meinſt du denn, das an dir zu beſſern ſey? Rede; ich nehme Lehre an: ſprach der gute Gott, und lächelte.

Vielleicht, ſprach das Pferd weiter, würde ich flüchtiger ſeyn, wenn meine Beine höher und ſchmächtiger wären; ein langer Schwanenhals würde mich nicht entſtellen; eine breitere Bruſt würde meine Stärke vermehren; und da du mich doch einmal be-

3.

## Der Löwe und der Haſe.

Ein Löwe würdigte einen drolligen Haſen ſeiner nähern Bekanntſchaft. Aber iſt es denn wahr, fragte ihn einſt der Haſe, daß euch Löwen ein elender krähender Hahn ſo leicht verjagen kann?

Allerdings iſt es wahr, antwortete der Löwe; und es iſt eine allgemeine Anmerkung, daß wir großen Thiere durchgängig eine gewiſſe kleine Schwachheit an uns haben. So wirſt du, zum Exempel, von dem Elephanten gehört haben, daß ihm das Grunzen eines Schweins Schauder und Entſetzen erweckt. —

Wahrhaftig? unterbrach ihn der Haſe. Ja, nun begreif' ich auch, warum wir Haſen uns ſo entſetzlich vor den Hunden fürchten.

---

4.

## Der Eſel und das Jagdpferd.

Ein Eſel vermaß ſich, mit einem Jagdpferde um die Wette zu laufen. Die Probe fiel erbärmlich aus, und der Eſel ward ausgelacht. Ich merke nun wohl, ſagte der Eſel, woran es gelegen hat; ich

trat mir vor einigen Monaten einen Dorn in den Fuß, und der ſchmerzt mich noch.

Entſchuldigen Sie mich, ſagte der Kanzelredner Liederhold, wenn meine heutige Predigt ſo gründlich und erbaulich nicht geweſen, als man ſie von dem glücklichen Nachahmer eines Mosheim erwartet hätte; ich habe, wie Sie hören, einen heiſern Hals, und den ſchon ſeit acht Tagen.

---

5.

## Zeus und das Pferd.

Vater der Thiere und Menſchen, ſo ſprach das Pferd, und nahete ſich dem Throne des Zeus, man will, ich ſey eins der ſchönſten Geſchöpfe, womit du die Welt gezieret, und meine Eigenliebe heißt mich es glauben. Aber ſollte gleichwohl nicht noch Verſchiedenes an mir zu beſſern ſeyn? —

Und was meinſt du denn, das an dir zu beſſern ſey? Rede; ich nehme Lehre an: ſprach der gute Gott, und lächelte.

Vielleicht, ſprach das Pferd weiter, würde ich flüchtiger ſeyn, wenn meine Beine höher und ſchmächtiger wären; ein langer Schwanenhals würde mich nicht entſtellen; eine breitere Bruſt würde meine Stärke vermehren; und da du mich doch einmal be-

ſtimmt haſt, deinen Liebling, den Menſchen, zu tragen, ſo könnte mir ja wohl der Sattel anerſchaffen ſeyn, den mir der wohlthätige Reiter auflegt.

Gut, verſetzte Zeus; gedulde dich einen Augenblick! Zeus, mit ernſtem Geſichte, ſprach das Wort der Schöpfung. Da quoll Leben in den Staub, da verband ſich organiſirter Stoff; und plötzlich ſtand vor dem Throne — das häßliche Kameel.

Das Pferd ſah, ſchauderte und zitterte vor entſetzendem Abſcheu.

Hier ſind höhere und ſchmächtigere Beine, ſprach Zeus; hier iſt ein langer Schwanenhals; hier iſt eine breitere Bruſt; hier iſt der anerſchaffene Sattel! Willſt du, Pferd, daß ich dich ſo umbilden ſoll?

Das Pferd zitterte noch.

Geh, fuhr Zeus fort; dieſesmal ſey belehrt, ohne beſtraft zu werden. Dich deiner Vermeſſenheit aber dann und wann reuend zu erinnern, ſo daure du fort, neues Geſchöpf! — Zeus warf einen erhaltenden Blick auf das Kameel — — und das Pferd erblicke dich nie, ohne zu ſchaudern.

---

## 6.

## Der Affe und der Fuchs.

Nenne mir ein ſo geſchicktes Thier, dem ich nicht nachahmen könnte! ſo prahlte der Affe gegen

den Fuchs. Der Fuchs aber erwiederte: Und du, nenne mir ein ſo geringſchätziges Thier, dem es einfallen könnte, dir nachzuahmen.

Schriftſteller meiner Nation! — — Muß ich mich noch deutlicher erklären?

---

7.

## Die Nachtigall und der Pfau.

Eine geſellige Nachtigall fand unter den Sängern des Waldes Neider die Menge, aber keinen Freund. Vielleicht finde ich ihn unter einer andern Gattung, dachte ſie, und flog vertraulich zu dem Pfaue hinab.

Schöner Pfau! ich bewundere dich. — — „Ich dich auch, liebliche Nachtigall!“ — So laß uns Freunde ſeyn, ſprach die Nachtigall weiter; wir werden uns nicht beneiden dürfen; du biſt dem Auge ſo angenehm, als ich dem Ohre.

Die Nachtigall und der Pfau wurden Freunde.

Kneller und Pope waren beſſere Freunde, als Pope und Addiſon.

---

War es höhniſche Bosheit, oder war es Einfalt, was der Habicht ſagte? Ich weiß nicht. Aber geſtern hört' ich ſagen: dieſes Frauenzimmer, das ſo unvergleichlich dichtet, muß es nicht ein allerliebſtes Frauenzimmer ſeyn! Und das war gewiß Einfalt!

---

## 12.

## Der kriegeriſche Wolf.

Mein Vater, glorreichen Andenkens, ſagte ein junger Wolf zu einem Fuchſe, das war ein rechter Held! Wie fürchterlich hat er ſich nicht in der ganzen Gegend gemacht! Er hat über mehr als zweihundert Feinde nach und nach triumphirt, und ihre ſchwarzen Seelen in das Reich des Verderbens geſandt. Was Wunder alſo, daß er endlich doch einem unterliegen mußte!

So würde ſich ein Leichenredner ausdrücken, ſagte der Fuchs; der trockene Geſchichtſchreiber aber würde hinzuſetzen: die zweihundert Feinde, über die er nach und nach triumphirte, waren Schafe und Eſel; und der eine Feind, dem er unterlag, war der erſte Stier, den er ſich anzufallen erkühnte.

---

## 13.

## Der Phönix.

Nach vielen Jahrhunderten gefiel es dem Phönix, ſich wieder einmal ſehen zu laſſen. Er erſchien, und alle Thiere und Vögel verſammelten ſich um ihn. Sie gafften, ſie ſtaunten, ſie bewunderten und brachen in entzückendes Lob aus.

Bald aber verwandten die beſten und geſelligſten mitleidsvoll ihre Blicke, und ſeufzten: Der unglückliche Phönix! Ihm ward das harte Loos, weder Geliebte, noch Freund zu haben; denn er iſt der einzige ſeiner Art!

---

## 14.

## Die Gans.

Die Federn einer Gans beſchämten den neugebornen Schnee. Stolz auf dieſes blendende Geſchenk der Natur, glaubte ſie eher zu einem Schwane, als zu dem, was ſie war, geboren zu ſeyn. Sie ſonderte ſich von ihres Gleichen ab, und ſchwamm einſam und majeſtätiſch auf dem Teiche herum. Bald dehnte ſie ihren Hals, deſſen verrätheriſcher Kürze ſie mit aller Macht abhelfen wollte; bald ſuchte ſie ihm die prächtige Biegung zu geben, in welcher der

Schwan das würdige Anſehn eines Vogels des Apollo hat. Doch vergebens; er war zu ſteif, und mit aller ihrer Bemühung brachte ſie es nicht weiter, als daß ſie eine lächerliche Gans ward, ohne ein Schwan zu werden.

---

## 15.

## Die Eiche und das Schwein.

Ein gefräßiges Schwein mäſtete ſich unter einer hohen Eiche mit der herabgefallenen Frucht. Indem es die eine Eichel zerbiß, verſchluckte es bereits eine andere mit dem Auge.

Undankbares Vieh! rief endlich der Eichbaum herab. Du nähreſt dich von meinen Früchten, ohne einen einzigen dankbaren Blick auf mich in die Höhe zu richten!

Das Schwein hielt einen Augenblick inne, und grunzte zur Antwort: Meine dankbaren Blicke ſollten nicht ausbleiben, wenn ich nur wüßte, daß du deine Eicheln meinetwegen hätteſt fallen laſſen.

---

## 16.

## Die Weſpen.

Fäulniß und Verweſung zerſtörten das ſtolze Gebäu eines kriegeriſchen Roſſes, das unter ſeinem kühnen Reiter erſchoſſen worden. Die Ruinen des Einen braucht die allezeit wirkſame Natur zu dem Leben des Andern. Und ſo flog auch ein Schwarm junger Weſpen aus dem beſchmeißten Aaſe hervor. O, riefen die Weſpen, was für eines göttlichen Urſprungs ſind wir! Das prächtigſte Roß, der Liebling Neptuns, iſt unſer Erzeuger!

Dieſe ſeltſame Prahlerei hörte der aufmerkſame Fabeldichter, und dachte an die heutigen Italiener, die ſich nichts Geringeres, als Abkömmlinge der alten unſterblichen Römer zu ſeyn einbilden, weil ſie auf ihren Gräbern geboren worden.

## 17.

## Die Sperlinge.

Eine alte Kirche, welche den Sperlingen unzählige Neſter gab, ward ausgebeſſert. Als ſie nun in ihrem neuen Glanze da ſtand, kamen die Sperlinge wieder, ihre alten Wohnungen zu ſuchen. Allein ſie fanden ſie alle vermauert. Zu was, ſchrieen ſie, taugt denn nun das große Gebäude? Kommt, verlaßt den unbrauchbaren Steinhaufen!

## 18.

## Der Strauß.

Jetzt will ich fliegen, rief der gigantiſche Strauß, und das ganze Volk der Vögel ſtand in ernſter Erwartung um ihn verſammelt. Jetzt will ich fliegen, rief er nochmals; breitete die gewaltigen Fittige weit aus, und ſchoß, gleich einem Schiffe mit aufgeſpannten Segeln, auf dem Boden dahin, ohne ihn mit einem Tritte zu verlieren.

Sehet da ein poetiſches Bild jener unpoetiſchen Köpfe, die in den erſten Zeilen ihrer ungeheuren Oden mit ſtolzen Schwingen prahlen, ſich über Wolken und Sterne zu erheben drohen, und dem Staube doch immer getreu bleiben!

---

## 19.

## Der Sperling und der Strauß.

Sey auf deine Größe, auf deine Stärke ſo ſtolz, als du willſt, ſprach der Sperling zu dem Strauße. Ich bin doch mehr ein Vogel, als du. Denn du kannſt nicht fliegen; ich aber fliege, obgleich nicht hoch, obgleich nur ruckweiſe.

Der leichte Dichter eines fröhlichen Trinkliedes, eines kleinen verliebten Geſanges, iſt mehr ein Genie, als der ſchwungloſe Schreiber einer langen Hermanniade.

---

## 20.

## Die Hunde.

Wie ausgeartet iſt hier zu Lande unſer Geſchlecht! ſagte ein gereiſter Budel. In dem fernen Welttheile, welchen die Menſchen Indien nennen, da, da giebt es noch rechte Hunde! Hunde, meine Brüder — — ihr werdet es mir nicht glauben, und doch habe ich es mit meinen Augen geſehen — die auch einen Löwen nicht fürchten und kühn mit ihm anbinden.

Aber, fragte den Budel ein geſetzter Jagdhund, überwinden ſie ihn denn auch, den Löwen?

Überwinden? war die Antwort. Das kann ich nun eben nicht ſagen. Gleichwohl, bedenke nur, einen Löwen anzufallen! — —

O, fuhr der Jagdhund fort, wenn ſie ihn nicht überwinden, ſo ſind deine geprieſenen Hunde in Indien — beſſer als wir, ſo viel wie nichts — aber ein gut Theil dümmer.

---

## 21.

## Der Fuchs und der Storch.

Erzähle mir doch etwas von den fremden Ländern, die du alle geſehen haſt, ſagte der Fuchs zu dem weit gereiſten Storche.

Hierauf fing der Storch an, ihm jede Lache und jede feuchte Wieſe zu nennen, wo er die ſchmackhafteſten Würmer und die fetteſten Fröſche geſchmauſet.

Sie ſind lange in Paris geweſen, mein Herr. Wo ſpeiſet man da am beſten? Was für Weine haben Sie da am meiſten nach ihrem Geſchmacke gefunden?

---

## 22.

## Die Eule und der Schatzgräber.

Jener Schatzgräber war ein ſehr unbilliger Mann. Er wagte ſich in die Ruinen eines alten Raubſchloſſes, und ward da gewahr, daß die Eule eine magere Maus ergriff und verzehrte. Schickt ſich das, ſprach er, für den philoſophiſchen Liebling Minervens?

Warum nicht? verſetzte die Eule. Weil ich ſtille Betrachtungen liebe, kann ich deßwegen von der Luft leben? Ich weiß zwar wohl, daß ihr Menſchen es von euren Gelehrten verlangt — —

---

23.

## Die junge Schwalbe.

Was macht ihr da? fragte eine Schwalbe die geſchäftigen Ameiſen. Wir ſammeln Vorrath auf den Winter, war die geſchwinde Antwort.

Das iſt klug, ſagte die Schwalbe; das will ich auch thun. Und ſogleich fing ſie an, eine Menge todter Spinnen und Fliegen in ihr Neſt zu tragen.

Aber wozu ſoll das? fragte endlich ihre Mutter. „Wozu? Vorrath auf den böſen Winter, liebe Mutter; ſammle doch auch! Die Ameiſen haben mich dieſe Vorſicht gelehrt.“

O laß den irdiſchen Ameiſen dieſe kleine Klugheit, verſetzte die Alte; was ſich für ſie ſchickt, ſchickt ſich nicht für beſſere Schwalben. Uns hat die gütige Natur ein holderes Schickſal beſtimmt. Wenn der reiche Sommer ſich endet, ziehen wir von hinnen; auf dieſer Reiſe entſchlafen wir allgemach, und da empfangen uns warme Sümpfe, wo wir ohne Bedürfniſſe raſten, bis uns ein neuer Frühling zu einem neuen Leben erwecket.

---

24.

## Merops.

Ich muß dich doch etwas fragen, ſprach ein junger Adler zu einem tiefſinnigen, grundgelehrten

Uhu. Man ſagt, es gäbe einen Vogel, mit Namen Merops, der, wenn er in die Luft ſteige, mit dem Schwanze voraus, den Kopf gegen die Erde gekehrt, fliege. Iſt das wahr?

Ei nicht doch! antwortete der Uhu; das iſt eine alberne Erdichtung des Menſchen. Er mag ſelbſt ein ſolcher Merops ſeyn, weil er nur gar zu gern den Himmel erfliegen möchte, ohne die Erde auch nur einen Augenblick aus dem Geſichte zu verlieren.

---

## 25.

## Der Pelekan.

Für wohlgerathene Kinder können Ältern nicht zu viel thun. Aber wenn ſich ein blöder Vater für einen ausgearteten Sohn das Blut vom Herzen zapft; dann wird Liebe zur Thorheit.

Ein frommer Pelekan, da er ſeine Jungen ſchmachten ſah, ritzte ſich mit ſcharfem Schnabel die Bruſt auf, und erquickte ſie mit ſeinem Blute. Ich bewundere deine Zärtlichkeit, rief ihm ein Adler zu, und bejammere deine Blindheit. Sieh doch, wie manchen nichtswürdigen Guckguck du unter deinen Jungen mit ausgebrütet haſt!

So war es auch wirklich; denn auch ihm hatte der kalte Guckguck ſeine Eier untergeſchoben. — Waren es undankbare Guckgucke werth, daß ihr Leben ſo theuer erkauft wurde?

---

## 26.

## Der Löwe und der Tiger.

Der Löwe und der Haſe, beide ſchlafen mit offenen Augen. Und ſo ſchlief jener, ermüdet von der gewaltigen Jagd, einſt vor dem Eingange ſeiner fürchterlichen Höhle.

Da ſprang ein Tiger vorbei, und lachte des leichten Schlummers. „Der nichts fürchtende Löwe! rief er. Schläft er nicht mit offenen Augen, natürlich wie der Haſe!"

Wie der Haſe? brüllte der aufſpringende Löwe, und war dem Spötter an der Gurgel. Der Tiger wälzte ſich in ſeinem Blute, und der beruhigte Sieger legte ſich wieder, zu ſchlafen.

---

## 27.

## Der Stier und der Hirſch.

Ein ſchwerfälliger Stier und ein flüchtiger Hirſch weideten auf einer Wieſe zuſammen.

Hirſch, ſagte der Stier, wenn uns der Löwe anfallen ſollte, ſo laß uns für Einen Mann ſtehen; wir wollen ihn tapfer abweiſen. — Das muthe mir nicht zu, erwiederte der Hirſch; denn warum ſollte ich mich mit dem Löwen in ein ungleiches Gefecht einlaſſen, da ich ihm ſicherer entlaufen kann?

---

## 28.

## Der Eſel und der Wolf.

Ein Eſel begegnete einem hungrigen Wolfe. Habe Mitleiden mit mir, ſagte der zitternde Eſel; ich bin ein armes krankes Thier; ſieh nur, was für einen Dorn ich mir in den Fuß getreten habe! —

Wahrhaftig, du dauerſt mich; verſetzte der Wolf. Und ich finde mich in meinem Gewiſſen verbunden, dich von dieſen Schmerzen zu befreien. —

Kaum war das Wort geſagt, ſo ward der Eſel zerriſſen.

## 29.

## Der Springer im Schache.

Zwei Knaben wollten Schach ziehen. Weil ihnen ein Springer fehlte, ſo machten ſie einen überflüſſigen Bauer, durch ein Merkzeichen, dazu.

Ei, riefen die anderen Springer, woher, Herr Schritt für Schritt?

Die Knaben hörten die Spötterei, und ſprachen: Schweigt! Thut er uns nicht eben die Dienſte, die ihr thut?

30.

## Äſopus und der Eſel.

Der Eſel ſprach zu dem Äſopus: Wenn du wieder ein Geſchichtchen von mir ausbringſt, ſo laß mich etwas recht Vernünftiges und Sinnreiches ſagen.

Dich etwas Sinnreiches! ſagte Äſop; wie würde ſich das ſchicken? Würde man nicht ſprechen, du ſeyſt der Sittenlehrer, und ich der Eſel?

fühlte ſich die Böſe wieder, als ſie ihren Wohlthäter biß; und der gute freundliche Mann mußte ſterben.

Ich erſtaune, ſagte die Schlange. Wie parteiiſch eure Geſchichtſchreiber ſeyn müſſen! Die unſrigen erzählen dieſe Hiſtorie ganz anders. Dein freundlicher Mann glaubte, die Schlange ſey wirklich erfroren, und weil es eine von den bunten Schlangen war, ſo ſteckte er ſie zu ſich, ihr zu Hauſe die ſchöne Haut abzuſtreifen. War das recht?

Ach, ſchweig nur; erwiederte der Knabe. Welcher Undankbare hätte ſich nicht zu entſchuldigen gewußt!

Recht, mein Sohn; fiel der Vater, der dieſer Unterredung zugehört hatte, dem Knaben ins Wort. Aber gleichwohl, wenn du einmal von einem außerordentlichen Undanke hören ſollteſt, ſo unterſuche ja alle Umſtände genau, bevor du einen Menſchen mit ſo einem abſcheulichen Schandflecke brandmarken läſſeſt. Wahre Wohlthäter haben ſelten Undankbare verpflichtet; ja, ich will zur Ehre der Menſchheit hoffen, — niemals. Aber die Wohlthäter mit kleinen eigennützigen Abſichten, die ſind es werth, mein Sohn, daß ſie Undank anſtatt Erkenntlichkeit einwuchern.

4.

## Der Wolf auf dem Todbette.

Der Wolf lag in den letzten Zügen, und ſchickte einen prüfenden Blick auf ſein vergangenes Leben zurück. Ich bin freilich ein Sünder, ſagte er; aber doch, hoffe ich, keiner von den gröſten. Ich habe Böſes gethan; aber auch viel Gutes. Einsmals, erinnere ich mich, kam mir ein blökendes Lamm, welches ſich von der Heerde verirrt hatte, ſo nahe, daß ich es gar leicht hätte würgen können; und ich that ihm nichts. Zu eben dieſer Zeit hörte ich die Spöttereien und Schmähungen eines Schafes mit der bewundernswürdigſten Gleichgültigkeit an, ob ich ſchon keine ſchützenden Hunde zu fürchten hatte.

Und das alles kann ich dir bezeugen, fiel ihm Freund Fuchs, der ihn zum Tode bereiten half, ins Wort. Denn ich erinnere mich noch gar wohl aller Umſtände dabei. Es war zu eben der Zeit, als du dich an dem Beine ſo jämmerlich würgteſt, das dir der gutherzige Kranich hernach aus dem Schlunde zog.

---

5.

## Der Stier und das Kalb.

Ein ſtarker Stier zerſplitterte mit ſeinen Hörnern, indem er ſich durch die niedrige Stallthüre

drängte, die obere Pfoſte. Sieh einmal, Hirte! ſchrie ein junges Kalb; ſolchen Schaden thu' ich dir nicht. Wie lieb wäre mir es, verſetzte dieſer, wenn du ihn thun könnteſt!

Die Sprache des Kalbes iſt die Sprache der kleinen Philoſophen. „Der böſe Bayle! wie manche rechtſchaffene Seele hat er mit ſeinen verwegenen Zweifeln geärgert!" — O ihr Herren, wie gern wollen wir uns ärgern laſſen, wenn jeder von euch ein Bayle werden kann!

---

## 6.

## Die Pfauen und die Krähe.

Eine ſtolze Krähe ſchmückte ſich mit den ausgefallenen Federn der farbigen Pfauen, und miſchte ſich kühn, als ſie genug geſchmückt zu ſeyn glaubte, unter dieſe glänzenden Vögel der Juno. Sie ward erkannt; und ſchnell fielen die Pfauen mit ſcharfen Schnäbeln auf ſie, ihr den betrügeriſchen Putz auszureißen.

Laſſet nach! ſchrie ſie endlich; ihr habt nun alles das Eurige wieder. Doch die Pfauen, welche einige von den eigenen glänzenden Schwingfedern der Krähe bemerkt hatten, verſetzten: Schweig, armſelige Närrin; auch dieſe können nicht dein ſeyn! — und hackten weiter.

---

## 7.

## Der Löwe mit dem Eſel.

Als des Äſopus Löwe mit dem Eſel, der ihm durch ſeine fürchterliche Stimme die Thiere ſollte jagen helfen, nach dem Walde ging, rief ihm eine naſeweiſe Krähe von dem Baume zu: Ein ſchöner Geſellſchafter! Schämſt du dich nicht, mit einem Eſel zu gehen? — Wen ich brauchen kann, verſetzte der Löwe, dem kann ich ja wohl meine Seite gönnen.

So denken die Großen alle, wenn ſie einen Niedrigen ihrer Gemeinſchaft würdigen.

## 8.

## Der Eſel mit dem Löwen.

Als der Eſel mit dem Löwen des Äſopus, der ihn ſtatt ſeines Jägerhorns brauchte, nach dem Walde ging, begegnete ihm ein anderer Eſel von ſeiner Bekanntſchaft, und rief ihm zu: Guten Tag, mein Bruder! — Unverſchämter! war die Antwort.

Und warum das? fuhr jener Eſel fort. Biſt du deßwegen, weil du mit einem Löwen gehſt, beſſer als ich? mehr als ein Eſel?

9.

## Die blinde Henne.

Eine blind gewordene Henne, die des Scharrens gewohnt war, hörte auch blind noch nicht auf, fleißig zu ſcharren. Was half es der arbeitſamen Närrin? Eine andere ſehende Henne, welche ihre zarten Füße ſchonte, wich nie von ihrer Seite, und genoß, ohne zu ſcharren, die Frucht des Scharrens. Denn ſo oft die blinde Henne ein Korn aufgeſcharrt hatte, fraß es die ſehende weg.

Der fleißige Deutſche macht die Collectanea, die der witzige Franzoſe nutzt.

---

10.

## Die Eſel.

Die Eſel beklagten ſich bei dem Zeus, daß die Menſchen mit ihnen zu grauſam umgingen. Unſer ſtarker Rücken, ſagten ſie, trägt ihre Laſten, unter welchen ſie und jedes ſchwächere Thier erliegen müß- ten. Und doch wollen ſie uns, durch unbarmherzige Schläge, zu einer Geſchwindigkeit nöthigen, die uns durch die Laſt unmöglich gemacht würde, wenn ſie uns auch die Natur nicht verſagt hätte. Ver- biete ihnen, Zeus, ſo unbillig zu ſeyn, wenn ſich

die Menſchen anders etwas Böſes verbieten laſſen. Wir wollen ihnen dienen, weil es ſcheint, daß du uns dazu erſchaffen haſt; allein geſchlagen wollen wir ohne Urſache nicht ſeyn.

Mein Geſchöpf, antwortete Zeus ihrem Sprecher, die Bitte iſt nicht ungerecht; aber ich ſehe keine Möglichkeit, die Menſchen zu überzeugen, daß eure natürliche Langſamkeit keine Faulheit iſt. Und ſo lange ſie dieſes glauben, werdet ihr geſchlagen werden. — Doch ich ſinne, euer Schickſal zu erleichtern. — Die Unempfindlichkeit ſoll von nun an euer Theil ſeyn; eure Haut ſoll ſich gegen die Schläge verhärten, und den Arm des Treibers ermüden.

Zeus, ſchrieen die Eſel, du biſt allezeit weiſe und gnädig! — Sie gingen erfreut von ſeinem Throne, als dem Throne der allgemeinen Liebe.

---

## 11.

## Das beſchützte Lamm.

Hylax, aus dem Geſchlechte der Wolfshunde, bewachte ein frommes Lamm. Ihn erblickte Lykodes, der gleichfalls an Haar, Schnauze und Ohren einem Wolfe ähnlicher war, als einem Hunde, und fuhr auf ihn los. Wolf, ſchrie er, was machſt du mit dieſem Lamme? —

## 15.

## Der Rabe und der Fuchs.

Ein Rabe trug ein Stück vergiftetes Fleiſch, das der erzürnte Gärtner für die Katzen ſeines Nachbars hingeworfen hatte, in ſeinen Klauen fort.

Und eben wollte er es auf einer alten Eiche verzehren, als ſich ein Fuchs herbei ſchlich, und ihm zurief: Sey mir geſegnet, Vogel des Jupiter! — Für wen ſiehſt du mich an? fragte der Rabe. — Für wen ich dich anſehe? erwiederte der Fuchs. Biſt du nicht der rüſtige Adler, der täglich von der Rechten des Zeus auf dieſe Eiche herab kommt, mich Armen zu ſpeiſen? Warum verſtellſt du dich? Sehe ich denn nicht in der ſiegreichen Klaue die erflehte Gabe, die mir dein Gott durch dich zu ſchicken noch fortfährt?

Der Rabe erſtaunte, und freuete ſich innig, für einen Adler gehalten zu werden. Ich muß, dachte er, den Fuchs aus dieſem Irrthume nicht bringen. — Großmüthig dumm ließ er ihm alſo ſeinen Raub herabfallen, und flog ſtolz davon.

Der Fuchs fing das Fleiſch lachend auf, und fraß es mit boshafter Freude. Doch bald verkehrte ſich die Freude in ein ſchmerzhaftes Gefühl; das Gift fing an zu wirken, und er verreckte.

Möchtet ihr euch nie etwas anderes als Gift erloben, verdammte Schmeichler!

## 16.

## Der Geizige.

Ich Unglücklicher! klagte ein Geizhals ſeinem Nachbar. Man hat mir den Schatz, den ich in meinem Garten vergraben hatte, dieſe Nacht entwendet, und einen verdammten Stein an deſſen Stelle gelegt.

Du würdeſt, antwortete ihm der Nachbar, deinen Schatz doch nicht genutzt haben. Bilde dir alſo ein, der Stein ſey dein Schatz; und du biſt nichts ärmer.

Wäre ich auch ſchon nichts ärmer, erwiederte der Geizhals; iſt ein anderer nicht um ſo viel reicher? Ein anderer um ſo viel reicher! Ich möchte raſend werden.

---

## 17.

## Der Rabe.

Der Fuchs ſah, daß der Rabe die Altäre der Götter beraubte, und von ihren Opfern mit lebte. Da dachte er bei ſich ſelbſt: Ich möchte wohl wiſſen, ob der Rabe Antheil an den Opfern hat, weil er ein prophetiſcher Vogel iſt; oder ob man ihn für einen prophetiſchen Vogel hält, weil er frech genug iſt, die Opfer mit den Göttern zu theilen.

---

## 15.

## Der Rabe und der Fuchs.

Ein Rabe trug ein Stück vergiftetes Fleiſch, das der erzürnte Gärtner für die Katzen ſeines Nachbars hingeworfen hatte, in ſeinen Klauen fort.

Und eben wollte er es auf einer alten Eiche verzehren, als ſich ein Fuchs herbei ſchlich, und ihm zurief: Sey mir geſegnet, Vogel des Jupiter! — Für wen ſiehſt du mich an? fragte der Rabe. — Für wen ich dich anſehe? erwiederte der Fuchs. Biſt du nicht der rüſtige Adler, der täglich von der Rechten des Zeus auf dieſe Eiche herab kommt, mich Armen zu ſpeiſen? Warum verſtellſt du dich? Sehe ich denn nicht in der ſiegreichen Klaue die erflehte Gabe, die mir dein Gott durch dich zu ſchicken noch fortfährt?

Der Rabe erſtaunte, und freuete ſich innig, für einen Adler gehalten zu werden. Ich muß, dachte er, den Fuchs aus dieſem Irrthume nicht bringen. — Großmüthig dumm ließ er ihm alſo ſeinen Raub herabfallen, und flog ſtolz davon.

Der Fuchs fing das Fleiſch lachend auf, und fraß es mit boshafter Freude. Doch bald verkehrte ſich die Freude in ein ſchmerzhaftes Gefühl; das Gift fing an zu wirken, und er verreckte.

Möchtet ihr euch nie etwas anderes als Gift erloben, verdammte Schmeichler!

16.

## Der Geizige.

Ich Unglücklicher! klagte ein Geizhals ſeinem Nachbar. Man hat mir den Schatz, den ich in meinem Garten vergraben hatte, dieſe Nacht entwendet, und einen verdammten Stein an deſſen Stelle gelegt.

Du würdeſt, antwortete ihm der Nachbar, deinen Schatz doch nicht genutzt haben. Bilde dir alſo ein, der Stein ſey dein Schatz; und du biſt nichts ärmer.

Wäre ich auch ſchon nichts ärmer, erwiederte der Geizhals; iſt ein anderer nicht um ſo viel reicher? Ein anderer um ſo viel reicher! Ich möchte raſend werden.

17.

## Der Rabe.

Der Fuchs ſah, daß der Rabe die Altäre der Götter beraubte, und von ihren Opfern mit lebte. Da dachte er bei ſich ſelbſt: Ich möchte wohl wiſſen, ob der Rabe Antheil an den Opfern hat, weil er ein prophetiſcher Vogel iſt; oder ob man ihn für einen prophetiſchen Vogel hält, weil er frech genug iſt, die Opfer mit den Göttern zu theilen.

## 18.

## Zeus und das Schaf.

Das Schaf mußte von allen Thieren Vieles leiden. Da trat es vor den Zeus, und bat, ſein Elend zu mindern.

Zeus ſchien willig und ſprach zu dem Schafe: Ich ſehe wohl, mein frommes Geſchöpf, ich habe dich allzu wehrlos erſchaffen. Nun wähle, wie ich dieſem Fehler am beſten abhelfen ſoll. Soll ich deinen Mund mit ſchrecklichen Zähnen, und deine Füße mit Krallen rüſten? —

O nein, ſagte das Schaf; ich will nichts mit den reißenden Thieren gemein haben.

Oder, fuhr Zeus fort, ſoll ich Gift in deinen Speichel legen?

Ach! verſetzte das Schaf, die giftigen Schlangen werden ja ſo ſehr gehaßt. —

Nun was ſoll ich denn? Ich will Hörner auf deine Stirn pflanzen, und Stärke deinem Nacken geben.

Auch nicht, gütiger Vater; ich könnte leicht ſo ſtößig werden, als der Bock.

Und gleichwohl, ſprach Zeus, mußt du ſelbſt ſchaden können, wenn ſich Andere, dir zu ſchaden, hüten ſollen.

Müßt' ich das! ſeufzte das Schaf. O, ſo laß mich, gütiger Vater, wie ich bin. Denn das Ver-

mögen, ſchaden zu können, erweckt, fürchte ich, die Luſt, ſchaden zu wollen; und es iſt beſſer, Unrecht leiden, als Unrecht thun.

Zeus ſegnete das fromme Schaf, und es vergaß von Stund an, zu klagen.

---

## 19.

## Der Fuchs und der Tiger.

Deine Geſchwindigkeit und Stärke, ſagte ein Fuchs zu dem Tiger, möchte ich mir wohl wünſchen.

Und ſonſt hätte ich nichts, was dir anſtände? fragte der Tiger.

Ich wüßte nichts! — — Auch mein ſchönes Fell nicht? fuhr der Tiger fort. Es iſt ſo vielfarbig als dein Gemüth, und das Äußere würde ſich vortrefflich zu dem Innern ſchicken.

Eben darum, verſetzte der Fuchs, danke ich recht ſehr dafür. Ich muß das nicht ſcheinen, was ich bin. Aber wollten die Götter, daß ich meine Haare mit Federn vertauſchen könnte!

---

## 20.

## Der Mann und der Hund.

Ein Mann ward von einem Hunde gebiſſen, gerieth darüber in Zorn, und erſchlug den Hund. Die Wunde ſchien gefährlich, und der Arzt mußte zu Rathe gezogen werden.

Hier weiß ich kein beſſeres Mittel, ſagte der Empirikus, als daß man ein Stück Brot in die Wunde tauche, und es dem Hunde zu freſſen gebe. Hilft dieſe ſympathetiſche Cur nicht, ſo — Hier zuckte der Arzt die Achſel.

Unglücklicher Jachzorn! rief der Mann; ſie kann nicht helfen, denn ich habe den Hund erſchlagen.

---

## 21.

## Die Traube.

Ich kenne einen Dichter, dem die ſchreiende Bewunderung ſeiner kleinen Nachahmer weit mehr geſchadet hat, als die neidiſche Verachtung ſeiner Kunſtrichter.

Sie iſt ja doch ſauer! ſagte der Fuchs von der Traube, nach der er lange genug vergebens geſprungen war. Das hörte ein Sperling, und ſprach: Sauer ſollte dieſe Traube ſeyn? Darnach ſieht ſie

mir doch nicht aus! Er flog hin, und koſtete, und fand ſie ungemein ſüß, und rief hundert näſchige Brüder herbei. Koſtet doch! ſchrie er; koſtet doch! Dieſe treffliche Traube ſchalt der Fuchs ſauer. — Sie koſteten alle, und in wenig Augenblicken ward die Traube ſo zugerichtet, daß nie ein Fuchs wieder darnach ſprang.

---

## 22.

## Der Fuchs.

Ein verfolgter Fuchs rettete ſich auf eine Mauer. Um auf der andern Seite gut herab zu kommen, ergriff er einen nahen Dornſtrauch. Er ließ ſich auch glücklich daran nieder, nur daß ihn die Dornen ſchmerzlich verwundeten. Elende Helfer, rief der Fuchs, die nicht helfen können, ohne zugleich zu ſchaden!

---

## 23.

## Das Schaf.

Als Jupiter das Feſt ſeiner Vermählung feierte, und alle Thiere ihm Geſchenke brachten, vermißte Juno das Schaf.

Wo bleibt das Schaf? fragte die Göttin. Warum verſäumt das fromme Schaf, uns ſein wohlmeinendes Geſchenk zu bringen?

Und der Hund nahm das Wort, und ſprach: Zürne nicht, Göttin! Ich habe das Schaf noch heute geſehen; es war ſehr betrübt, und jammerte laut.

Und warum jammerte das Schaf? fragte die ſchon gerührte Göttin.

Ich Ärmſte! ſo ſprach es. Ich habe jetzt weder Wolle, noch Milch; was werde ich dem Jupiter ſchenken? Soll ich, ich allein, leer vor ihm erſcheinen? Lieber will ich hingehen, und den Hirten bitten, daß er mich ihm opfere!

Indem drang mit des Hirten Gebete der Rauch des geopferten Schafes, dem Jupiter ein ſüßer Geruch, durch die Wolken. Und jetzt hätte Juno die erſte Thräne geweint, wenn Thränen ein unſterbliches Auge benetzten.

---

## 24.

## Die Ziegen.

Die Ziegen baten den Zeus, auch ihnen Hörner zu geben; denn Anfangs hatten die Ziegen keine Hörner.

überlegt es wohl, was ihr bittet, ſagte Zeus. Es iſt mit dem Geſchenke der Hörner ein anderes unzertrennlich verbunden, das euch ſo angenehm nicht ſeyn möchte.

Doch die Ziegen beharrten auf ihrer Bitte, und Zeus ſprach: So habt denn Hörner!

Und die Ziegen bekamen Hörner — und Bart! Denn Anfangs hatten die Ziegen auch keinen Bart. O wie ſchmerzte ſie der häßliche Bart! Weit mehr, als ſie die ſtolzen Hörner erfreuten.

---

## 25.

## Der wilde Apfelbaum.

In dem hohlen Stamm eines wilden Apfelbaumes ließ ſich ein Schwarm Bienen nieder. Sie füllten ihn mit den Schätzen ihres Honigs, und der Baum ward ſo ſtolz darauf, daß er alle anderen Bäume gegen ſich verachtete.

Da rief ihm ein Roſenſtock zu: Elender Stolz auf geliehene Süßigkeiten! Iſt deine Frucht darum weniger herbe? In dieſe treibe den Honig hinauf, wenn du es vermagſt; und dann erſt wird der Menſch dich ſegnen!

---

## 26.

## Der Hirſch und der Fuchs.

Der Hirſch ſprach zu dem Fuchſe: Nun wehe uns armen ſchwächeren Thieren! Der Löwe hat ſich mit dem Wolfe verbunden.

Mit dem Wolfe? ſagte der Fuchs. Das mag noch hingehen! Der Löwe brüllt, der Wolf heult; und ſo werdet ihr euch noch oft bei Zeiten mit der Flucht retten können. Aber alsdann, alsdann möchte es um uns alle geſchehen ſeyn, wenn es dem gewaltigen Löwen einfallen ſollte, ſich mit dem ſchleichenden Luchſe zu verbinden.

---

## 27.

## Der Dornſtrauch.

Aber ſage mir doch, fragte die Weide den Dornſtrauch, warum du nach den Kleidern des vorbeigehenden Menſchen ſo begierig biſt? Was willſt du damit? Was können ſie dir helfen?

Nichts! ſagte der Dornſtrauch. Ich will ſie ihm auch nicht nehmen; ich will ſie ihm nur zerreißen.

---

28.

## Die Furien.

Meine Furien, ſagte Pluto zu dem Boten der Götter, werden alt und ſtumpf. Ich brauche friſche. Geh alſo, Merkur, und ſuche mir auf der Oberwelt drei tüchtige Weibsperſonen dazu aus. Merkur ging. —

Kurz hierauf ſagte Juno zu ihrer Dienerin: Glaubteſt du wohl, Iris, unter den Sterblichen zwei oder drei vollkommen ſtrenge, züchtige Mädchen zu finden? Aber vollkommen ſtrenge! Verſtehſt du mich? Um Cytheren Hohn zu ſprechen, die ſich das ganze weibliche Geſchlecht unterworfen zu haben, rühmet. Geh immer, und ſieh, wo du ſie auftreibſt. Iris ging. —

In welchem Winkel der Erde ſuchte nicht die gute Iris! Und dennoch umſonſt! Sie kam ganz allein wieder, und Juno rief ihr entgegen: Iſt es möglich? O Keuſchheit! O Tugend!

Göttin, ſagte Iris; ich hätte dir wohl drei Mädchen bringen können, die alle drei vollkommen ſtreng und züchtig geweſen; die alle drei nie einer Mannsperſon gelächelt; die alle drei den geringſten Funken der Liebe in ihren Herzen erſtickt: aber ich kam leider zu ſpät. —

Zu ſpät? ſagte Juno. Wie ſo?

„Eben hatte ſie Merkur für den Pluto abgeholt.“

# Drittes Buch.

## 1.

### Der Beſitzer des Bogens.

Ein Mann hatte einen trefflichen Bogen von Ebenholz, mit dem er ſehr weit und ſehr ſicher ſchoß, und den er ungemein werth hielt. Einſt aber, als er ihn aufmerkſam betrachtete, ſprach er: Ein wenig zu plump biſt du doch! Alle deine Zierde iſt die Glätte. Schade! — Doch dem iſt abzuhelfen; fiel ihm ein. Ich will hingehen und den beſten Künſtler Bilder in den Bogen ſchnitzen laſſen. — Er ging hin; und der Künſtler ſchnitzte eine ganze Jagd auf den Bogen; und was hätte ſich beſſer auf einen Bogen geſchickt, als eine Jagd?

Der Mann war voller Freuden. „Du verdienſt dieſe Zierrathen, mein lieber Bogen!" — Indem will er ihn verſuchen; er ſpannt, und der Bogen — zerbricht.

## 2.

## Die Nachtigall und die Lerche.

Was ſoll man zu den Dichtern ſagen, die ſo gern ihren Flug weit über alle Faſſung des größten Theiles ihrer Leſer nehmen? Was ſonſt, als was die Nachtigall einſt zu der Lerche ſagte: Schwingſt du dich, Freundin, nur darum ſo hoch, um nicht gehört zu werden?

---

## 3.

## Der Geiſt des Salomo.

Ein ehrlicher Greis trug des Tages Laſt und Hitze, ſein Feld mit eigener Hand zu pflügen, und mit eigener Hand den reinen Samen in den lockern Schooß der willigen Erde zu ſtreuen.

Auf einmal ſtand unter dem breiten Schatten einer Linde eine göttliche Erſcheinung vor ihm da! Der Greis ſtutzte.

Ich bin Salomo, ſagte mit vertraulicher Stimme das Phantom. Was machſt du hier, Alter?

Wenn du Salomo biſt, verſetzte der Alte, wie kannſt du fragen? Du ſchickteſt mich in meiner Jugend zu der Ameiſe: ich ſahe ihren Wandel, und lernte von ihr fleißig ſeyn und ſammeln. Was ich da lernte, das thue ich noch. —

Du haſt deine Lection nur halb gelernt, verſetzte der Geiſt. Geh noch einmal hin zur Ameiſe, und lerne nun auch von ihr in dem Winter deiner Jahre ruhen, und des Geſammelten genießen.

---

## 4.

## Das Geſchenk der Feyen.

Zu der Wiege eines jungen Prinzen, der in der Folge einer der größten Regenten ſeines Landes ward, traten zwei wohlthätige Feyen.

Ich ſchenke dieſem meinem Lieblinge, ſagte die eine, den ſcharfſichtigen Blick des Adlers, dem in ſeinem weiten Reiche auch die kleinſte Mücke nicht entgeht.

Das Geſchenk iſt ſchön, unterbrach ſie die zweite Feye. Der Prinz wird ein einſichtsvoller Monarch werden. Aber der Adler beſitzt nicht allein Scharfſichtigkeit, die kleinſten Mücken zu bemerken; er beſitzt auch eine edle Verachtung, ihnen nicht nachzujagen. Und dieſe nehme der Prinz von mir zum Geſchenk!

Ich danke dir, Schweſter, für dieſe weiſe Einſchränkung, verſetzte die erſte Feye. Es iſt wahr; viele würden weit größere Könige geweſen ſeyn, wenn ſie ſich weniger mit ihrem durchdringenden Verſtande bis zu den kleinſten Angelegenheiten hätten erniedrigen wollen.

---

## 5.

## Das Schaf und die Schwalbe.

Eine Schwalbe flog auf ein Schaf, ihm ein wenig Wolle für ihr Neſt auszurupfen. Das Schaf ſprang unwillig hin und wieder. Wie biſt du denn nur gegen mich ſo karg? ſagte die Schwalbe. Dem Hirten erlaubſt du, daß er dich deiner Wolle über und über entblößen darf; und mir verweigerſt du eine kleine Flocke. Woher kommt das?

Das kommt daher, antwortete das Schaf, weil du mir meine Wolle nicht mit eben ſo guter Art zu nehmen weißt, als der Hirte.

---

## 6.

## Der Rabe.

Der Rabe bemerkte, daß der Adler ganze dreißig Tage über ſeinen Eiern brütete. Und daher kommt es, ohne Zweifel, ſprach er, daß die Jungen des Adlers ſo allſehend und ſtark werden. Gut! das will ich auch thun.

Und ſeitdem brütet der Rabe wirklich ganze dreißig Tage über ſeinen Eiern; aber noch hat er nichts, als elende Raben ausgebrütet.

---

## 7.

## Der Rangſtreit der Thiere, in vier Fabeln.

### [1]

Es entſtand ein hitziger Rangſtreit unter den Thieren. Ihn zu ſchlichten, ſprach das Pferd: laſſet uns den Menſchen zu Rathe ziehen; er iſt keiner von den ſtreitenden Theilen, und kann deſto unparteiiſcher ſeyn.

Aber hat er auch den Verſtand dazu? ließ ſich ein Maulwurf hören. Er braucht wirklich den allerfeinſten, unſere oft tief verſteckten Vollkommenheiten zu erkennen.

Das war ſehr weislich erinnert! ſprach der Hamſter.

Ja wohl! rief auch der Igel. Ich glaube es nimmermehr, daß der Menſch Scharfſichtigkeit genug beſitzt.

Schweigt ihr! befahl das Pferd. Wir wiſſen es ſchon: Wer ſich auf die Güte ſeiner Sache am wenigſten zu verlaſſen hat, iſt immer am fertigſten, die Einſicht ſeines Richters in Zweifel zu ziehen.

8.

[2]

Der Menſch ward Richter. — Noch ein Wort, rief ihm der majeſtätiſche Löwe zu, bevor du den Ausſpruch thuſt! Nach welcher Regel, Menſch, willſt du unſern Werth beſtimmen?

Nach welcher Regel? Nach dem Grade, ohne Zweifel, antwortete der Menſch, in welchem ihr mir mehr oder weniger nützlich ſeyd. —

Vortrefflich! verſetzte der beleidigte Löwe. Wie weit würde ich alsdann unter dem Eſel zu ſtehen kommen! Du kannſt unſer Richter nicht ſeyn, Menſch! Verlaß die Verſammlung!

---

9.

[3]

Der Menſch entfernte ſich. — Nun, ſprach der höhniſche Maulwurf, — (und ihm ſtimmten der Hamſter und der Igel wieder bei) — ſiehſt du, Pferd? der Löwe meint es auch, daß der Menſch unſer Richter nicht ſeyn kann. Der Löwe denkt, wie wir.

Aber aus beſſeren Gründen, als ihr! ſagte der Löwe, und warf ihnen einen verächtlichen Blick zu.

## 10.

[4]

Der Löwe fuhr weiter fort: Der Rangſtreit, wenn ich es recht überlege, iſt ein nichtswürdiger Streit! Haltet mich für den Vornehmſten oder für den Geringſten; es gilt mir gleich viel. Genug, ich kenne mich! — Und ſo ging er aus der Verſammlung.

Ihm folgte der weiſe Elephant, der kühne Tiger, der ernſthafte Bär, der kluge Fuchs, das edle Pferd; kurz, alle, die ihren Werth fühlten, oder zu fühlen glaubten.

Die ſich am letzten wegbegaben, und über die zerriſſene Verſammlung am meiſten murrten, waren — der Affe und der Eſel.

---

## 11.

## Der Bär und der Elephant.

Die unverſtändigen Menſchen! ſagte der Bär zu dem Elephanten. Was fordern ſie nicht alles von uns beſſeren Thieren! Ich muß nach der Muſik tanzen; ich, der ernſthafte Bär! Und ſie wiſſen es doch nur allzu wohl, daß ſich ſolche Poſſen zu meinem ehrwürdigen Weſen nicht ſchicken; denn warum lachten ſie ſonſt, wenn ich tanze?

Ich tanze auch nach der Muſik, verſetzte der gelehrige Elephant, und glaube eben ſo ernſthaft und ehrwürdig zu ſeyn, als du. Gleichwohl haben die Zuſchauer nie über mich gelacht; freudige Bewunderung bloß war auf ihren Geſichtern zu leſen. Glaube mir alſo, Bär, die Menſchen lachen nicht darüber, daß du tanzeſt, ſondern darüber, daß du dich ſo albern dazu anſchickſt.

---

## 12.

## Der Strauß.

Das pfeilſchnelle Rennthier ſah den Strauß, und ſprach: Das Laufen des Straußes iſt ſo außerordentlich eben nicht; aber ohne Zweifel fliegt er deſto beſſer.

Ein andermal ſahe der Adler den Strauß, und ſprach: Fliegen kann der Strauß nun wohl nicht; aber ich glaube, er muß gut laufen können.

---

## 13. 14.

# Die Wohlthaten,
## in zwei Fabeln.

[1]

Haſt du wohl einen größern Wohlthäter unter den Thieren, als uns? fragte die Biene den Menſchen.

Ja wohl! erwiederte dieſer.

Und wen?

Das Schaf! Denn ſeine Wolle iſt mir nothwendig, und dein Honig iſt mir nur angenehm.

[2]

Und willſt du noch einen Grund wiſſen, warum ich das Schaf für meinen größern Wohlthäter halte, als dich, Biene? Das Schaf ſchenkt mir ſeine Wolle ohne die geringſte Schwierigkeit; aber wenn du mir deinen Honig ſchenkſt, muß ich mich noch immer vor deinem Stachel fürchten.

---

## 15.

# Die Eiche.

Der raſende Nordwind hatte ſeine Stärke in einer ſtürmiſchen Nacht an einer erhabenen Eiche bewieſen. Nun lag ſie geſtreckt, und eine Menge

niedriger Sträucher lagen unter ihr zerſchmettert. Ein Fuchs, der ſeine Grube nicht weit davon hatte, ſahe ſie des Morgens darauf. Was für ein Baum! rief er. Hätte ich doch nimmermehr gedacht, daß er ſo groß geweſen wäre!

---

## 16.

## Die Geſchichte des alten Wolfs, in ſieben Fabeln.

### [1]

Der böſe Wolf war zu Jahren gekommen, und faßte den gleißenden Entſchluß, mit den Schäfern auf einem gütlichen Fuß zu leben. Er machte ſich alſo auf, und kam zu dem Schäfer, deſſen Horden ſeiner Höhle die nächſten waren.

Schäfer, ſprach er, du nennſt mich den blutgierigen Räuber, der ich doch wirklich nicht bin. Freilich muß ich mich an deine Schafe halten, wenn mich hungert; denn Hunger thut weh. Schütze mich nur vor dem Hunger; mache mich nur ſatt, und du ſollſt mit mir recht wohl zufrieden ſeyn. Denn ich bin wirklich das zahmſte, ſanftmüthigſte Thier, wenn ich ſatt bin.

Wenn du ſatt biſt? Das kann wohl ſeyn: verſetzte der Schäfer. Aber wann biſt du denn ſatt? Du und der Geiz werden es nie. Geh deinen Weg!

---

17.

[2]

Der abgewieſene Wolf kam zu einem zweiten Schäfer.

Du weißt, Schäfer, war ſeine Anrede, daß ich dir das Jahr durch manches Schaf würgen könnte. Willſt du mir überhaupt jedes Jahr ſechs Schafe geben, ſo bin ich zufrieden. Du kannſt alsdann ſicher ſchlafen, und die Hunde ohne Bedenken abſchaffen.

Sechs Schafe? ſprach der Schäfer. Das iſt ja eine ganze Heerde! —

Nun, weil du es biſt, ſo will ich mich mit fünfen begnügen: ſagte der Wolf.

Du ſcherzeſt; fünf Schafe! Mehr als fünf Schafe opfre ich kaum im ganzen Jahre dem Pan.

Auch nicht viere? fragte der Wolf weiter; und der Schäfer ſchüttelte ſpöttiſch den Kopf.

Drei? — Zwei? — —

Nicht ein einziges; fiel endlich der Beſcheid. Denn es wäre ja wohl thöricht, wenn ich mich einem Feinde zinsbar machte, vor welchem ich mich durch meine Wachſamkeit ſichern kann.

18.

[3]

Aller guten Dinge ſind drei: dachte der Wolf, und kam zu einem dritten Schäfer.

Es geht mir recht nahe, ſprach er, daß ich unter euch Schäfern als das grauſamſte, gewiſſenloſeſte Thier verſchrieen bin. Dir, Montan, will ich jetzt beweiſen, wie unrecht man mir thut. Gieb mir jährlich ein Schaf, ſo ſoll deine Heerde in jenem Walde, den niemand unſicher macht, als ich, frei und unbeſchädigt weiden dürfen. Ein Schaf! Welche Kleinigkeit! Könnte ich großmüthiger, könnte ich uneigennütziger handeln? — Du lachſt, Schäfer? Worüber lachſt du denn?

O über nichts! Aber wie alt biſt du, guter Freund? ſprach der Schäfer.

Was geht dich mein Alter an? Immer noch alt genug, dir deine liebſten Lämmer zu würgen.

Erzürne dich nicht, alter Iſegrim! Es thut mir leid, daß du mit deinem Vorſchlage einige Jahre zu ſpät kommſt. Deine ausgebiſſenen Zähne verrathen dich. Du ſpielſt den Uneigennützigen, bloß um dich deſto gemächlicher, mit deſto weniger Gefahr, nähren zu können.

## 19.

### [4]

Der Wolf ward ärgerlich, faßte ſich aber doch, und ging auch zu dem vierten Schäfer. Dieſem war eben ſein treuer Hund geſtorben, und der Wolf machte ſich den Umſtand zu Nutze.

Schäfer, ſprach er, ich habe mich mit meinen Brüdern in dem Walde veruneinigt, und ſo, daß ich mich in Ewigkeit nicht wieder mit ihnen ausſöhnen werde. Du weißt, wie viel du von ihnen zu fürchten haſt! Wenn du mich aber anſtatt deines verſtorbenen Hundes in Dienſte nehmen willſt, ſo ſtehe ich dir dafür, daß ſie keines deiner Schafe auch nur ſcheel anſehen ſollen.

Du willſt ſie alſo, verſetzte der Schäfer, gegen deine Brüder im Walde beſchützen? —

Was meine ich denn ſonſt? Freilich.

Das wäre nicht übel! Aber, wenn ich dich nun in meine Horden einnähme, ſage mir doch, wer ſollte alsdann meine armen Schafe gegen dich beſchützen? Einen Dieb ins Haus nehmen, um vor den Dieben außer dem Hauſe ſicher zu ſeyn, das halten wir Menſchen — —

Ich höre ſchon, ſagte der Wolf, du fängſt an zu moraliſiren. Lebe wohl!

20.

[5]

Wäre ich nicht ſo alt! knirſchte der Wolf. Aber ich muß mich, leider, in die Zeit ſchicken. Und ſo kam er zu dem fünften Schäfer.

Kennſt du mich, Schäfer? fragte der Wolf.

Deines Gleichen wenigſtens kenne ich, verſetzte der Schäfer.

Meines Gleichen? Daran zweifle ich ſehr. Ich bin ein ſo ſonderbarer Wolf, daß ich deiner, und aller Schäfer Freundſchaft wohl werth bin.

Und wie ſonderbar biſt du denn?

Ich könnte kein lebendiges Schaf würgen und freſſen, und wenn es mir das Leben koſten ſollte. Ich nähre mich bloß mit todten Schafen. Iſt das nicht löblich? Erlaube mir alſo immer, daß ich mich dann und wann bei deiner Heerde einfinden, und nachfragen darf, ob dir nicht —

Spare die Worte! ſagte der Schäfer. Du müßteſt gar keine Schafe freſſen, auch nicht einmal todte, wenn ich dein Feind nicht ſeyn ſollte. Ein Thier, das mir ſchon todte Schafe frißt, lernt leicht aus Hunger kranke Schafe für todt, und geſunde für krank anſehen. Mache auf meine Freundſchaft alſo keine Rechnung, und geh!

21.

[6]

Ich muß nun ſchon mein Liebſtes daran wenden, um zu meinem Zwecke zu gelangen, dachte der Wolf, und kam zu dem ſechſten Schäfer.

Schäfer, wie gefällt dir mein Pelz? fragte der Wolf.

Dein Pelz? ſagte der Schäfer. Laß ſehen! Er iſt ſchön; die Hunde müſſen dich nicht oft unter gehabt haben.

Nun ſo höre, Schäfer; ich bin alt, und werde es ſo lange nicht mehr treiben. Füttere mich zu Tode; und ich vermache dir meinen Pelz.

Ei ſieh doch! ſagte der Schäfer. Kommſt du auch hinter die Schliche der alten Geizhälſe? Nein, nein; dein Pelz würde mich am Ende ſiebenmal mehr koſten, als er werth wäre. Iſt es dir aber ein Ernſt, mir ein Geſchenk zu machen, ſo gieb mir ihn gleich jetzt. — Hiermit griff der Schäfer nach der Keule, und der Wolf floh.

---

22.

[7]

O die Unbarmherzigen! ſchrie der Wolf, und gerieth in die äußerſte Wuth. So will ich auch als ihr Feind ſterben, ehe mich der Hunger tödtet; denn ſie wollen es nicht beſſer!

Er lief, brach in die Wohnungen der Schäfer ein, riß ihre Kinder nieder, und ward nicht ohne große Mühe von den Schäfern erſchlagen.

Da ſprach der Weiſeſte von ihnen: Wir thaten doch wohl Unrecht, daß wir den alten Räuber auf das Äußerſte brachten, und ihm alle Mittel zur Beſſerung, ſo ſpät und erzwungen ſie auch war, benahmen!

---

## 23.

## Die Maus.

Eine philoſophiſche Maus pries die gütige Natur, daß ſie die Mäuſe zu einem ſo vorzüglichen Gegenſtande ihrer Erhaltung gemacht habe. Denn eine Hälfte von uns, ſprach ſie, erhielt von ihr Flügel, daß, wenn wir hier unten auch alle von den Katzen ausgerottet würden, ſie doch mit leichter Mühe aus den Fledermäuſen unſer ausgerottetes Geſchlecht wieder herſtellen könnte.

Die gute Maus wußte nicht, daß es auch geflügelte Katzen giebt. Und ſo beruhet unſer Stolz meiſtens auf unſerer Unwiſſenheit!

---

## 24.

## Die Schwalbe.

Glaubet mir, Freunde, die große Welt iſt nicht für den Weiſen, iſt nicht für den Dichter! Man kennt da ihren wahren Werth nicht, und ach! ſie ſind oft ſchwach genug, ihn mit einem nichtigen zu vertauſchen.

In den erſten Zeiten war die Schwalbe ein eben ſo tonreicher, melodiſcher Vogel, als die Nachtigall. Sie ward es aber bald müde, in den einſamen Büſchen zu wohnen, und da von niemand, als dem fleißigen Landmanne und der unſchuldigen Schäferin gehört und bewundert zu werden. Sie verließ ihre demüthigere Freundin, und zog in die Stadt. — Was geſchah? Weil man in der Stadt nicht Zeit hatte, ihr göttliches Lied zu hören, ſo verlernte ſie es nach und nach, und lernte dafür — bauen.

---

## 25.

## Der Adler.

Man fragte den Adler: warum erzieheſt du deine Jungen ſo hoch in der Luft?

Der Adler antwortete: Würden ſie ſich, erwachſen, ſo nahe zur Sonne wagen, wenn ich ſie tief an der Erde erzöge?

---

## 26.

## Der junge und der alte Hirſch.

Ein Hirſch, den die gütige Natur Jahrhunderte leben laſſen, ſagte einſt zu einem ſeiner Enkel: Ich kann mich der Zeit noch ſehr wohl erinnern, da der Menſch das donnernde Feuerrohr noch nicht erfunden hatte.

Welche glückliche Zeit muß das für unſer Geſchlecht geweſen ſeyn! ſeufzte der Enkel.

Du ſchließeſt zu geſchwind! ſagte der alte Hirſch. Die Zeit war anders; aber nicht beſſer. Der Menſch hatte da, anſtatt des Feuerrohrs, Pfeile und Bogen; und wir waren eben ſo ſchlimm daran, als jetzt.

---

## 27.

## Der Pfau und der Hahn.

Einſt ſprach der Pfau zu der Henne: Sieh einmal, wie hochmüthig und trotzig dein Hahn einher tritt! Und doch ſagen die Menſchen nicht: der ſtolze Hahn; ſondern nur immer: der ſtolze Pfau.

Das macht, ſagte die Henne, weil der Menſch einen gegründeten Stolz überſieht. Der Hahn iſt auf ſeine Wachſamkeit, auf ſeine Mannheit ſtolz; aber worauf du? — Auf Farben und Federn.

---

## 28.

## Der Hirſch.

Die Natur hatte einen Hirſch von mehr als gewöhnlicher Größe gebildet, und an dem Halſe hingen ihm lange Haare herab. Da dachte der Hirſch bei ſich ſelbſt: Du könnteſt dich ja wohl für ein Elen anſehen laſſen. Und was that der Eitle, ein Elen zu ſcheinen? Er hing den Kopf traurig zur Erde, und ſtellte ſich, ſehr oft das böſe Weſen zu haben.

So glaubt nicht ſelten ein witziger Geck, daß man ihn für keinen ſchönen Geiſt halten werde, wenn er nicht über Kopfweh und Hypochonder klage.

---

## 29.

## Der Adler und der Fuchs.

Sey auf deinen Flug nicht ſo ſtolz! ſagte der Fuchs zu dem Adler. Du ſteigſt doch nur deßwegen ſo hoch in die Luft, um dich deſto weiter nach einem Aaſe umſehen zu können.

So kenne ich Männer, die tiefſinnige Weltweiſe geworden ſind, nicht aus Liebe zur Wahrheit, ſondern aus Begierde zu einem einträglichen Lehramte.

---

## 30.

## Der Schäfer und die Nachtigall.

Du zürneſt, Liebling der Muſen, über die laute Menge des parnaſſiſchen Geſchmeißes? — O, höre von mir, was einſt die Nachtigall hören mußte.

Singe doch, liebe Nachtigall! rief ein Schäfer der ſchweigenden Sängerin, an einem lieblichen Frühlingsabende, zu.

Ach! ſagte die Nachtigall; die Fröſche machen ſich ſo laut, daß ich alle Luſt zum Singen verliere. Höreſt du ſie nicht?

Ich höre ſie freilich, verſetzte der Schäfer. Aber nur dein Schweigen iſt Schuld, daß ich ſie höre.

28.

## Der Hirſch.

Die Natur hatte einen Hirſch vo
wöhnlicher Größe gebildet, und an
gen ihm lange Haare herab. Da
bei ſich ſelbſt: Du könnteſt dic
Elen anſehen laſſen. Und v
ein Elen zu ſcheinen? Er h
zur Erde, und ſtellte ſich, ſ
zu haben.

So glaubt nicht ſelt
man ihn für keinen ſchön
er nicht über Kopfweh

## Der

Sey auf
Fuchs zu dem
ſo hoch in di
Naſe umſeh

So ke
geworden
dern au

… und die mir ſo
… gut Glück,
… bei
… ß
… ſer=
… ſich
… erdich=
… haben;
… t ſeiner er=
… gen wirklichen
… en mußte, daß
… chteten Geſchichte,
… eben dieſelbe Wahr=
… ergeben werde.
… Eintheilung in ein=
… abel … Fabeln.
… erſel … wenn ich aus der er=
… olgern … bloß irgend eine all=
… orwurf, … laſſe. — „Man machte
… e. Ja, ſp … ſie nur Ein Junges
*) — Die … ſie, nur Eins; aber
… egt, ὅτι το κα … Wahrheit, welche in die=
… chtet ſogleich in … οὐκ ἐν πλήθει, ἀλλ'
… Augen; und die Fabel

*) … ab. Aesop. 316. Edit … Hauptmannianae.

iſt einfach, wenn ich es bei dem Ausdrucke dieſes allgemeinen Satzes bewenden laſſe.

Zuſammengeſetzt hingegen iſt die Fabel, wenn die Wahrheit, die ſie uns anſchauend zu erkennen giebt, auf einen wirklich geſchehenen, oder doch als wirklich geſchehen angenommenen Fall, weiter angewendet wird. — „Ich mache, ſprach ein höhniſcher Reimer zu einem Dichter, in einem Jahre ſieben Trauerſpiele; aber du? In ſieben Jahren Eins! Recht; nur Eins! verſetzte der Dichter; aber eine Athalie!" — Man mache dieſes zur Anwendung der vorigen Fabel, und die Fabel wird zuſammengeſetzt; denn ſie beſteht nunmehr gleichſam aus zwei Fabeln, aus zwei einzelnen Fällen, in welchen beiden ich die Wahrheit eben deſſelben Lehrſatzes beſtätigt finde.

Dieſe Eintheilung aber — kaum brauche ich es zu erinnern — beruht nicht auf einer weſentlichen Verſchiedenheit der Fabeln ſelbſt; ſondern bloß auf der verſchiedenen Bearbeitung derſelben. Und aus dem Exempel ſchon hat man es erſehen, daß eben dieſelbe Fabel bald einfach, bald zuſammengeſetzt ſeyn kann. Bei dem Phädrus iſt die Fabel von dem kreißenden Berge eine einfache Fabel.

— — — Hoc scriptum est tibi,
Qui magna cum minaris, extricas nihil.

Ein jeder, ohne Unterſchied, der große und fürchterliche Anſtalten einer Nichtswürdigkeit wegen macht;

der ſehr weit ausholt, um einen ſehr kleinen Sprung zu thun; jeder Prahler, jeder vielverſprechende Thor, von allen möglichen Arten, ſieht hier ſein Bild! Bei unſerm Hagedorn aber wird ebendieſelbe Fabel zu einer zuſammengeſetzten Fabel, indem er einen gebärenden ſchlechten Poeten zu dem beſondern Gegenbilde des kreißenden Berges macht.

Ihr Götter rettet! Menſchen flieht!
Ein ſchwang'rer Berg beginnt zu kreißen,
Und wird jetzt, eh' man ſich's verſieht,
Mit Sand und Schollen um ſich ſchmeißen.
— — — — — — — — — —

Suffenus ſchwitzt und lärmt und ſchäumt;
Nichts kann den hohen Eifer zähmen;
Er ſtampft, er knirſcht; warum? er reimt,
Und will jetzt den Homer beſchämen.
— — — — — — — — — —

Allein gebt Acht, was kommt heraus?
Hier ein Sonnet, dort eine Maus.

Dieſe Eintheilung alſo, von welcher die Lehrbücher der Dichtkunſt ein tiefes Stillſchweigen beobachten, ungeachtet ihres mannichfaltigen Nutzens in der richtigern Beſtimmung verſchiedener Regeln: dieſe Eintheilung, ſage ich, vorausgeſetzt, will ich mich auf den Weg machen. Es iſt kein unbetretener Weg. Ich ſehe eine Menge Fußſtapfen vor mir, die ich zum Theil unterſuchen muß, wenn ich überall

ſichere Tritte zu thun gedenke. Und in dieſer Abſicht will ich ſogleich die vornehmſten Erklärungen prüfen, welche meine Vorgänger von der Fabel gegeben haben.

## De la Motte.

Dieſer Mann, welcher nicht ſowohl ein großes poetiſches Genie, als ein guter, aufgeklärter Kopf war, der ſich an mancherlei wagen und überall erträglich zu bleiben hoffen durfte, erklärt die Fabel durch eine unter die Allegorie einer Handlung verſteckte Lehre.*)

Als ſich der Sohn des ſtolzen Tarquinius bei den Gabiern nunmehr feſtgeſetzt hatte, ſchickte er heimlich einen Boten an ſeinen Vater, und ließ ihn fragen, was er weiter thun ſolle? Der König, als der Bote zu ihm kam, befand ſich eben auf dem Felde, hob ſeinen Stab auf, ſchlug den höchſten Mohnſtengeln die Häupter ab, und ſprach zu dem Boten: Geh, und erzähle meinem Sohne, was ich jetzt gethan habe! Der Sohn verſtand den ſtummen Befehl ſeines Vaters, und ließ die Vornehmſten der Gabier hinrichten.**) — Hier iſt eine allegoriſche Handlung; — hier iſt eine unter die Allegorie dieſer Handlung verſteckte Lehre; aber iſt hier eine Fabel?

*) La Fable est une instruction déguisée sous l'allegorie d'une action. (Discours sur la Fable.)

**) *Florus*, lib. I. cap. 7.

Kann man ſagen, daß Tarquinius ſeine Meinung den Sohn durch eine Fabel habe wiſſen laſſen? Gewiß nicht!

Jener Vater, der ſeinen uneinigen Söhnen die Vortheile der Eintracht an einem Bündel Ruthen zeigte, das ſich nicht anders, als ſtückweiſe zerbrechen laſſe, machte der eine Fabel?*)

Aber wenn ebenderſelbe Vater ſeinen uneinigen Söhnen erzählt hätte, wie glücklich drei Stiere, ſo lange ſie einig waren, den Löwen von ſich abhielten, und wie bald ſie des Löwen Raub wurden, als Zwietracht unter ſie kam, und jeder ſich ſeine eigene Weide ſuchte:**) alsdann hätte doch der Vater ſeinen Söhnen ihr Beſtes in einer Fabel gezeigt? Die Sache iſt klar.

Folglich iſt es eben ſo klar, daß die Fabel nicht bloß eine allegoriſche Handlung, ſondern die Erzählung einer ſolchen Handlung ſeyn kann. Und dieſes iſt das erſte, was ich wider die Erklärung des de la Motte zu erinnern habe.

Aber was will er mit ſeiner Allegorie? — Ein ſo fremdes Wort, womit nur Wenige einen beſtimmten Begriff verbinden, ſollte überhaupt aus einer guten Erklärung verbannt ſeyn. — Und wie, wenn es hier gar nicht einmal an ſeiner Stelle ſtünde? Wenn es nicht wahr wäre, daß die Handlung der

---

*) Fab. Aesop. 171.

**) Fab. Aesop. 297.

ſichere Tritte zu thun gedenke. Und in dieſer Abſicht will ich ſogleich die vornehmſten Erklärungen prüfen, welche meine Vorgänger von der Fabel gegeben haben.

## De la Motte.

Dieſer Mann, welcher nicht ſowohl ein großes poetiſches Genie, als ein guter, aufgeklärter Kopf war, der ſich an mancherlei wagen und überall erträglich zu bleiben hoffen durfte, erklärt die Fabel durch eine unter die Allegorie einer Handlung verſteckte Lehre.*)

Als ſich der Sohn des ſtolzen Tarquinius bei den Gabiern nunmehr feſtgeſetzt hatte, ſchickte er heimlich einen Boten an ſeinen Vater, und ließ ihn fragen, was er weiter thun ſolle? Der König, als der Bote zu ihm kam, befand ſich eben auf dem Felde, hob ſeinen Stab auf, ſchlug den höchſten Mohnſtengeln die Häupter ab, und ſprach zu dem Boten: Geh, und erzähle meinem Sohne, was ich jetzt gethan habe! Der Sohn verſtand den ſtummen Befehl ſeines Vaters, und ließ die Vornehmſten der Gabier hinrichten.**) — Hier iſt eine allegoriſche Handlung; — hier iſt eine unter die Allegorie dieſer Handlung verſteckte Lehre; aber iſt hier eine Fabel?

---

*) La Fable est une instruction déguisée sous l'allegorie d'une action. (Discours sur la Fable.)

**) *Florus*, lib. I. cap. 7.

Kann man ſagen, daß Tarquinius ſeine Meinung den Sohn durch eine Fabel habe wiſſen laſſen? Gewiß nicht!

Jener Vater, der ſeinen uneinigen Söhnen die Vortheile der Eintracht an einem Bündel Ruthen zeigte, das ſich nicht anders, als ſtückweiſe zerbrechen laſſe, machte der eine Fabel? *)

Aber wenn ebenderſelbe Vater ſeinen uneinigen Söhnen erzählt hätte, wie glücklich drei Stiere, ſo lange ſie einig waren, den Löwen von ſich abhielten, und wie bald ſie des Löwen Raub wurden, als Zwietracht unter ſie kam, und jeder ſich ſeine eigene Weide ſuchte: **) alsdann hätte doch der Vater ſeinen Söhnen ihr Beſtes in einer Fabel gezeigt? Die Sache iſt klar.

Folglich iſt es eben ſo klar, daß die Fabel nicht bloß eine allegoriſche Handlung, ſondern die Erzählung einer ſolchen Handlung ſeyn kann. Und dieſes iſt das erſte, was ich wider die Erklärung des de la Motte zu erinnern habe.

Aber was will er mit ſeiner Allegorie? — Ein ſo fremdes Wort, womit nur Wenige einen beſtimmten Begriff verbinden, ſollte überhaupt aus einer guten Erklärung verbannt ſeyn. — Und wie, wenn es hier gar nicht einmal an ſeiner Stelle ſtünde? Wenn es nicht wahr wäre, daß die Handlung der

---

*) Fab. Aesop. 171.

**) Fab. Aesop. 297.

Fabel an ſich ſelbſt allegoriſch ſey? Und wenn ſie es höchſtens unter gewiſſen Umſtänden nur werden könnte?

Quinctilian lehrt: Ἀλληγορια, quam Inversionem interpretamur, aliud verbis, aliud sensu ostendit, ac etiam interim contrarium. *) Die Allegorie ſagt das nicht, was ſie nach den Worten zu ſagen ſcheint, ſondern etwas Anderes. Die neueren Lehrer der Rhetorik erinnern, daß dieſes etwas Anderes auf etwas anderes Ähnliches einzuſchränken ſey, weil ſonſt auch jede Ironie eine Allegorie ſeyn würde.**) Die letzteren Worte des Quinctilian, ac etiam interim contrarium, ſind ihnen hierin zwar offenbar zuwider; aber es mag ſeyn.

Die Allegorie ſagt alſo nicht, was ſie den Worten nach zu ſagen ſcheint, ſondern etwas Ähnliches. Und die Handlung der Fabel, wenn ſie allegoriſch ſeyn ſoll, muß das auch nicht ſagen, was ſie zu ſagen ſcheint, ſondern nur etwas Ähnliches?

Wir wollen ſehen! — „Der Schwächere wird gemeiniglich ein Raub des Mächtigern.“ Das iſt ein allgemeiner Satz, bei welchem ich mir

---

*) *Quinctilianus*, lib. VIII. cap. 6.

**) Allegoria dicitur, quia ἀλλο μεν ἀγορευει, ἀλλο δε νοει. Et istud ἀλλο restringi debet ad aliud simile; alias etiam omnis Ironia Allegoria esset. (*Vossius* Inst. Orat. lib. III.)

eine Reihe von Ding'n gedenke, deren eins immer ſtärker iſt, als das andere; die ſich alſo, nach der Folge ihrer verſchiedenen Stärke, unter einander aufreiben können. Eine Reihe von Dingen! Wer wird lange und gern den öden Begriff eines Dinges denken, ohne auf dieſes oder jenes beſondere Ding zu fallen, deſſen Eigenſchaften ihm ein deutliches Bild gewähren? Ich will alſo auch hier, anſtatt dieſer Reihe von unbeſtimmten Dingen, eine Reihe beſtimmter, wirklicher Dinge annehmen. Ich könnte mir in der Geſchichte eine Reihe von Staaten oder Königen ſuchen; aber wie viele ſind in der Geſchichte ſo bewandert, daß ſie, ſobald ich meine Staaten oder Könige nur nennte, ſich der Verhältniſſe, in welchen ſie gegen einander an Größe und Macht geſtanden, erinnern könnten? Ich würde meinen Satz nur Wenigen faßlicher gemacht haben; und ich möchte ihn gern Allen ſo faßlich, als möglich, machen. Ich falle auf die Thiere; und warum ſollte ich nicht eine Reihe von Thieren wählen dürfen, beſonders wenn es allgemein bekannte Thiere wären? Ein Auerhahn — ein Marder — ein Fuchs — ein Wolf. — Wir kennen dieſe Thiere; wir dürfen ſie nur nennen hören, um ſogleich zu wiſſen, welches das ſtärkere oder das ſchwächere iſt. Nunmehr heißt mein Satz: der Marder frißt den Auerhahn; der Fuchs den Marder; den Fuchs der Wolf. Er frißt? Er frißt vielleicht auch nicht. Das iſt mir noch nicht gewiß genug. Ich ſage alſo:

er fraß. Und ſiehe, mein Satz iſt zur Fabel geworden!

Ein Marder fraß den Auerhahn;
Den Marder würgt' ein Fuchs; den Fuchs des Wolfes Zahn.*)

Was kann ich nun ſagen, daß in dieſer Fabel für eine Allegorie liege? Der Auerhahn, der Schwächſte; der Marder, der Schwache; der Fuchs, der Starke; der Wolf, der Stärkſte. Was hat der Auerhahn mit dem Schwächſten, der Marder mit dem Schwachen u. ſ. w. hier Ähnliches? Ähnliches! Gleicht hier bloß der Fuchs dem Starken, und der Wolf dem Stärkſten? oder iſt jener hier der Starke, ſo wie dieſer der Stärkſte? Er iſt es. — Kurz, es heißt die Worte auf eine kindiſche Art mißbrauchen, wenn man ſagt, daß das Beſondere mit ſeinem Allgemeinen, das Einzelne mit ſeiner Art, die Art mit ihrem Geſchlechte eine Ähnlichkeit habe. Iſt dieſer Windhund einem Windhunde überhaupt, und ein Windhund überhaupt einem Hunde ähnlich? Eine lächerliche Frage! — Findet ſich nun aber unter den beſtimmten Subjekten der Fabel, und den allgemeinen Subjekten ihres Satzes keine Ähnlichkeit, ſo kann auch keine Allegorie unter ihnen Statt

*) Von Hagedorn, Fabeln und Erzählungen, erſtes Buch, S. 77.

haben. Und das Nämliche läßt ſich auf die nämliche Art von den beiderſeitigen Prädikaten erweiſen.

Vielleicht aber meint jemand, daß die Allegorie hier nicht auf der Ähnlichkeit zwiſchen den beſtimmten Subjekten oder Prädikaten der Fabel und den allgemeinen Subjekten oder Prädikaten des Satzes, ſondern auf der Ähnlichkeit der Arten, wie ich ebendieſelbe Wahrheit, jetzt durch die Bilder der Fabel, und jetzt vermittelſt der Worte des Satzes erkenne, beruhe. Doch das iſt ſo viel, als nichts. Denn käme hier die Art der Erkenntniß in Betrachtung, und wollte man bloß wegen der anſchauenden Erkenntniß, die ich vermittelſt der Handlung der Fabel von dieſer oder jener Wahrheit erhalte, die Handlung allegoriſch nennen: ſo würde in allen Fabeln ebendieſelbe Allegorie ſeyn, welches doch niemand ſagen will, der mit dieſem Worte nur einigen Begriff verbindet.

Ich befürchte, daß ich von einer ſo klaren Sache viel zu viel Worte mache. Ich faſſe daher alles zuſammen, und ſage: die Fabel, als eine einfache Fabel, kann unmöglich allegoriſch ſeyn.

Man erinnere ſich aber meiner obigen Anmerkung, nach welcher eine jede einfache Fabel auch eine zuſammengeſetzte werden kann. Wie, wenn ſie alsdann allegoriſch würde? Und ſo iſt es. Denn in der zuſammengeſetzten Fabel wird ein Beſonderes gegen das andere gehalten; zwiſchen zwei oder mehr Beſonderen, die unter ebendemſelben Allgemeinen

er fraß. Und ſiehe, mein Satz iſt zur Fabel geworden!

Ein Marder fraß den Auerhahn;
Den Marder würgt' ein Fuchs; den Fuchs des Wolfes Zahn.*)

Was kann ich nun ſagen, daß in dieſer Fabel für eine Allegorie liege? Der Auerhahn, der Schwächſte; der Marder, der Schwache; der Fuchs, der Starke; der Wolf, der Stärkſte. Was hat der Auerhahn mit dem Schwächſten, der Marder mit dem Schwachen u. ſ. w. hier Ähnliches? Ähnliches! Gleicht hier bloß der Fuchs dem Starken, und der Wolf dem Stärkſten? oder iſt jener hier der Starke, ſo wie dieſer der Stärkſte? Er iſt es. — Kurz, es heißt die Worte auf eine kindiſche Art mißbrauchen, wenn man ſagt, daß das Beſondere mit ſeinem Allgemeinen, das Einzelne mit ſeiner Art, die Art mit ihrem Geſchlechte eine Ähnlichkeit habe. Iſt dieſer Windhund einem Windhunde überhaupt, und ein Windhund überhaupt einem Hunde ähnlich? Eine lächerliche Frage! — Findet ſich nun aber unter den beſtimmten Subjekten der Fabel, und den allgemeinen Subjekten ihres Satzes keine Ähnlichkeit, ſo kann auch keine Allegorie unter ihnen Statt

*) Von Hageborn, Fabeln und Erzählungen, erſtes Buch, S. 77.

haben. Und das Nämliche läßt ſich auf die nämliche Art von den beiderſeitigen Prädikaten erweiſen.

Vielleicht aber meint jemand, daß die Allegorie hier nicht auf der Ähnlichkeit zwiſchen den beſtimmten Subjekten oder Prädikaten der Fabel und den allgemeinen Subjekten oder Prädikaten des Satzes, ſondern auf der Ähnlichkeit der Arten, wie ich ebendieſelbe Wahrheit, jetzt durch die Bilder der Fabel, und jetzt vermittelſt der Worte des Satzes erkenne, beruhe. Doch das iſt ſo viel, als nichts. Denn käme hier die Art der Erkenntniß in Betrachtung, und wollte man bloß wegen der anſchauenden Erkenntniß, die ich vermittelſt der Handlung der Fabel von dieſer oder jener Wahrheit erhalte, die Handlung allegoriſch nennen: ſo würde in allen Fabeln ebendieſelbe Allegorie ſeyn, welches doch niemand ſagen will, der mit dieſem Worte nur einigen Begriff verbindet.

Ich befürchte, daß ich von einer ſo klaren Sache viel zu viel Worte mache. Ich faſſe daher alles zuſammen, und ſage: die Fabel, als eine einfache Fabel, kann unmöglich allegoriſch ſeyn.

Man erinnere ſich aber meiner obigen Anmerkung, nach welcher eine jede einfache Fabel auch eine zuſammengeſetzte werden kann. Wie, wenn ſie alsdann allegoriſch würde? Und ſo iſt es. Denn in der zuſammengeſetzten Fabel wird ein Beſonderes gegen das andere gehalten; zwiſchen zwei oder mehr Beſonderen, die unter ebendemſelben Allgemeinen

will. Es iſt hier, wo es ſteht, ein höchſt ſchädli-ches Wort, dem wir vielleicht eine Menge ſchlechter Fabeln zu danken haben. Man begnüge ſich nur, die Fabel in Anſehung des allgemeinen Lehrſatzes bloß allegoriſch zu machen; und man kann ſicher glauben, eine ſchlechte Fabel gemacht zu haben. Iſt aber eine ſchlechte Fabel eine Fabel? — Ein Exempel wird die Sache in ihr völliges Licht ſetzen. Ich wähle ein altes, um ohne Mißgunſt Recht haben zu können. Die Fabel nämlich von dem Mann und dem Satyr. „Der Mann bläſt in ſeine kalte Hand, um ſeine Hand zu wärmen; und bläſt in ſeinen heißen Brei, um ſeinen Brei zu kühlen. Was? ſagt der Satyr; du bläſt aus Einem Munde warm und kalt? Geh, mit dir mag ich nichts zu thun haben!“*) — Dieſe Fabel ſoll lehren, *ὁτι δει φευγειν ἡμας τας φιλιας, ὡν ἀμφιβολος ἐστιν ἡ διαθεσις*; die Freundſchaft aller Zweizüngler, aller Doppelleute, aller Falſchen zu fliehen. Lehrt ſie das? Ich bin nicht der erſte, der es leugnet, und die Fabel für ſchlecht ausgiebt. Richer**) ſagt, ſie ſündige wider die Richtigkeit der Allegorie; ihre Moral ſey weiter nichts, als eine Anſpielung, und

---

*) Fab. Aesop. 126.

**) — contre la justesse de l'allegorie. — Sa morale n'est qu'une allusion, et n'est fondée que sur un jeu de mots équivoques. (Fables nouvelles, Préface, p. 10.)

gründe ſich auf eine bloße Zweideutigkeit. Richer hat richtig empfunden, aber ſeine Empfindung falſch ausgedrückt. Der Fehler liegt nicht ſowohl darin, daß die Allegorie nicht richtig genug iſt, ſondern darin, daß es weiter nichts, als eine Allegorie iſt. Anſtatt, daß die Handlung des Mannes, die dem Satyr ſo anſtößig ſcheint, unter dem allgemeinen Subjekte des Lehrſatzes wirklich begriffen ſeyn ſollte, iſt ſie ihm bloß ähnlich. Der Mann ſollte ſich eines wirklichen Widerſpruches ſchuldig machen; und der Widerſpruch iſt nur anſcheinend. Die Lehre warnt uns vor Leuten, die von ebenderſelben Sache ja und nein ſagen, die ebendaſſelbe Ding loben und tadeln; und die Fabel zeigt uns einen Mann, der ſeinen Athem gegen verſchiedene Dinge verſchieden braucht, der auf ganz etwas Anderes jetzt ſeinen Athem warm haucht, und auf ganz etwas Anderes ihn jetzt kalt bläſt.

Endlich, was läßt ſich nicht alles allegoriſiren! Man nenne mir das abgeſchmackte Mährchen, in welches ich durch die Allegorie nicht einen moraliſchen Sinn ſollte legen können! — „Die Mitknechte des Äſopus gelüſtet nach den trefflichen Feigen ihres Herrn. Sie eſſen ſie auf, und als es zur Nachfrage kommt, ſoll es der gute Äſop gethan haben. Sich zu rechtfertigen, trinkt Äſop in großer Menge laues Waſſer; und ſeine Mitknechte müſſen ein Gleiches thun. Das laue Waſſer hat ſeine Wirkung, und die Näſcher ſind entdeckt.“ — — Was lehrt uns

dieſes Hiſtörchen? Eigentlich wohl weiter nichts, als daß laues Waſſer, in großer Menge getrunken, zu einem Brechmittel wird. Und doch machte jener perſiſche Dichter*) einen weit edlern Gebrauch davon. „Wenn man euch," ſpricht er, „an jenem großen Tage des Gerichts von dieſem warmen und ſiedenden Waſſer wird zu trinken geben: alsdann wird alles an den Tag kommen, was ihr mit ſo vieler Sorgfalt vor den Augen der Welt verborgen gehalten; und der Heuchler, den hier ſeine Verſtellung zu einem ehrwürdigen Manne gemacht hatte, wird mit Schande und Verwirrung überhäuft daſtehen!" — Vortrefflich!

Ich habe nun noch eine Kleinigkeit an der Erklärung des de la Motte auszuſetzen. Das Wort Lehre (instruction) iſt zu unbeſtimmt und allgemein. Iſt jeder Zug aus der Mythologie, der auf eine phyſiſche Wahrheit anſpielt, oder in den ein tiefſinniger Baco wohl gar eine tranſcendentale Lehre zu legen weiß, eine Fabel? Oder wenn der ſeltſame Holberg erzählt: „Die Mutter des Teufels übergab ihm einsmals vier Ziegen, um ſie in

---

*) *Herbelot*, Bibl. Orient. p. 516. Lorsque l'on vous donnera à boire de cette eau chaude et brûlante, dans la question du jugement dernier, tout ce que vous avez caché avec tant de soin, paroîtra aux yeux de tout le monde, et celui qui aura acquis de l'estime par son hyprocrisie et par son déguisement, sera pour lors couvert de honte et de confusion.

ihrer Abweſenheit zu bewachen. Aber dieſe machten ihm ſo viel zu thun, daß er ſie mit aller ſeiner Kunſt und Geſchicklichkeit nicht in der Zucht halten konnte. Diesfalls ſagte er zu ſeiner Mutter nach ihrer Zurückkunft: Liebe Mutter, hier ſind eure Ziegen! Ich will lieber eine ganze Compagnie Reiter bewachen, als eine einzige Ziege." — Hat Holberg eine Fabel erzählt? Wenigſtens iſt eine Lehre in dieſem Dinge. Denn er ſetzt ſelbſt mit ausdrücklichen Worten dazu: „Dieſe Fabel zeigt, daß keine Kreatur weniger in der Zucht zu halten iſt, als eine Ziege."*) — Eine wichtige Wahrheit! Niemand hat die Fabel ſchändlicher gemißhandelt, als dieſer Holberg! — Und es mißhandelt ſie jeder, der eine andere als moraliſche Lehre darin vorzutragen, ſich einfallen läßt.

## Richer.

Richer iſt ein anderer franzöſiſcher Fabuliſt, der ein wenig beſſer erzählt, als de la Motte; in Anſehung der Erfindung aber weit unter ihm ſteht. Auch dieſer hat uns ſeine Gedanken über dieſe Dichtungsart nicht vorenthalten wollen, und erklärt die Fabel durch ein kleines Gedicht, das irgend eine unter einem allegoriſchen Bilde verſteckte Regel enthalte.**)

---

*) Moraliſche Fabeln des Baron von Holberg, S. 103.

**) La Fable est un petit Poëme, qui contient un précepte caché sous une image allegorique. (Fables nouvelles, Preface p. 9.)

Richer hat die Erklärung des de la Motte offenbar vor Augen gehabt. Und vielleicht hat er ſie gar verbeſſern wollen. Aber das iſt ihm ſehr ſchlecht gelungen.

Ein kleines Gedicht? (Poëme) — Wenn Richer das Weſen eines Gedichts in die bloße Fiktion ſetzt, ſo bin ich es zufrieden, daß er die Fabel ein Gedicht nennt. Wenn er aber auch die poetiſche Sprache und ein gewiſſes Sylbenmaaß als nothwendige Eigenſchaften eines Gedichtes betrachtet, ſo kann ich ſeiner Meinung nicht ſeyn. — Ich werde mich weiter unten hierüber ausführlicher erklären.

Eine Regel? (Précepte) — Dieſes Wort iſt nichts beſtimmter, als das Wort Lehre des de la Motte. Alle Künſte, alle Wiſſenſchaften haben Regeln, haben Vorſchriften. Die Fabel aber ſteht einzig und allein der Moral zu. Von einer andern Seite hingegen betrachtet, iſt Regel oder Vorſchrift hier ſogar noch ſchlechter, als Lehre; weil man unter Regel und Vorſchrift eigentlich nur ſolche Sätze verſteht, die unmittelbar auf die Beſtimmung unſres Thuns und Laſſens gehen. Von dieſer Art aber ſind nicht alle moraliſche Lehrſätze der Fabel. Ein großer Theil derſelben ſind Erfahrungsſätze, die uns nicht ſowohl von dem, was geſchehen ſollte, als vielmehr von dem, was wirklich geſchieht, unterrichten. Iſt die Sentenz:

In principatu commutando civium
Nil praeter domini nomen mutant pauperes;

eine Regel, eine Vorſchrift? und gleichwohl iſt ſie das Reſultat einer von den ſchönſten Fabeln des Phädrus.*) Es iſt zwar wahr, aus jedem ſolchen Erfahrungsſatze können leicht eigentliche Vorſchriften und Regeln gezogen werden. Aber was in dem fruchtbaren Satze liegt, das liegt nicht darum auch in der Fabel. Und was müßte das für eine Fabel ſeyn, in welcher ich den Satz mit allen ſeinen Folgerungen auf einmal anſchauend erkennen ſollte?

Unter einem allegoriſchen Bilde? — Über das Allegoriſche habe ich mich bereits erklärt. Aber Bild! (Image) Unmöglich kann Richer dieſes Wort mit Bedacht gewählt haben. Hat er es vielleicht nur ergriffen, um von de la Motte lieber auf Gerathewohl abzugehen, als nach ihm Recht zu haben? — Ein Bild heißt überhaupt jede ſinnliche Vorſtellung eines Dinges nach einer einzigen ihm zukommenden Veränderung. Es zeigt mir nicht mehrere, oder gar alle mögliche Veränderungen, deren das Ding fähig iſt, ſondern allein die, in der es ſich in einem und ebendemſelben Augenblicke befindet. In einem Bilde kann ich zwar alſo eine moraliſche Wahrheit erkennen, aber es iſt darum noch keine Fabel. Der mitten im Waſſer durſtende Tantalus iſt ein Bild, und ein Bild, das mir die Möglichkeit zeigt, man könne auch bei dem größten Über-

---

*) Lib. I. Fab. 15.

flüſſe darben. Aber iſt dieſes Bild deßwegen eine Fabel? So auch folgendes kleine Gedicht:

Cursu veloci pendens in novacula,
Calvus, comosa fronte, nudo corpore,
Quem si occuparis, teneas; elapsum semel
Non ipse possit Jupiter reprehendere;
Occasionem rerum significat brevem.
  Effectus impediret ne segnis mora,
Finxere antiqui talem effigiem temporis.

Wer wird dieſe Zeilen für eine Fabel erkennen, ob ſie ſchon Phädrus als eine ſolche unter ſeinen Fabeln mit unterlaufen läßt?*) Ein jedes Gleichniß, ein jedes Emblema, würde eine Fabel ſeyn, wenn ſie nicht eine Mannigfaltigkeit von Bildern, und zwar zu Einem Zwecke übereinſtimmenden Bildern; wenn ſie, mit Einem Worte, nicht das nothwendig erforderte, was wir durch das Wort Handlung ausdrücken.

Eine Handlung nenne ich eine Folge von Veränderungen, die zuſammen ein Ganzes ausmachen.

Dieſe Einheit des Ganzen beruht auf der Übereinſtimmung aller Theile zu einem Endzwecke.

Der Endzweck der Fabel, das, wofür die Fabel erfunden wird, iſt der moraliſche Lehrſatz.

---

*) Lib. V. Fab. 8.

Folglich hat die Fabel eine Handlung, wenn das, was ſie erzählt, eine Folge von Veränderungen iſt, und jede dieſer Veränderungen etwas dazu beiträgt, die einzelnen Begriffe, aus welchen der moraliſche Lehrſatz beſteht, anſchauend erkennen zu laſſen.

Was die Fabel erzählt, muß eine Folge von Veränderungen ſeyn. Eine Veränderung, oder auch mehrere Veränderungen, die nur neben einander beſtehen, und nicht auf einander folgen, wollen zur Fabel nicht zureichen. Und ich kann es für eine untrügliche Probe ausgeben, daß eine Fabel ſchlecht iſt, daß ſie den Namen der Fabel gar nicht verdient, wenn ihre vermeinte Handlung ſich ganz malen läßt. Sie enthält alsdann ein bloßes Bild, und der Maler hat keine Fabel, ſondern ein Emblema gemalt. — „Ein Fiſcher, indem er ſein Netz aus dem Meere zog, blieb der größern Fiſche, die ſich darin gefangen hatten, zwar habhaft, die kleinſten aber ſchlüpften durch das Netz durch, und gelangten glücklich wieder ins Waſſer.“ — Dieſe Erzählung befindet ſich unter den Äſopiſchen Fabeln;*) aber ſie iſt keine Fabel, wenigſtens eine ſehr mittelmäßige. Sie hat keine Handlung, ſie enthält ein bloßes einzelnes Faktum, das ſich ganz malen läßt; und wenn ich dieſes einzelne Faktum, dieſes Zurückbleiben der größeren und dieſes Durch-

*) Fab. Aesop. 126.

ſchlüpfen der kleinen Fiſche auch mit noch ſo viel anderen Umſtänden erweiterte, ſo würde doch in ihm allein, und nicht in den anderen Umſtänden zugleich mit, der moraliſche Lehrſatz liegen.

Doch nicht genug, daß das, was die Fabel erzählt, eine Folge von Veränderungen iſt; alle dieſe Veränderungen müſſen zuſammen nur einen einzigen anſchauenden Begriff in mir erwecken. Erwekken ſie deren mehrere, liegt mehr als Ein moraliſcher Lehrſatz in der vermeinten Fabel: ſo fehlt der Handlung ihre Einheit, ſo fehlt ihr das, was ſie eigentlich zur Handlung macht, und ſie kann, richtig zu ſprechen, keine Handlung, ſondern muß eine Begebenheit heißen. — Ein Exempel:

Lucernam fur accendit ex ara Jovis,
Ipsumque compilavit ad lumen suum;
Onustus qui sacrilegio cum discederet,
Repente vocem sancta misit Religio:
Malorum quamvis ista fuerint munera,
Mihique invisa, ut non offendar subripi;
Tamen, sceleste, spiritu culpam lues,
Olim cum adscriptus venerit poenae dies.
Sed ne ignis noster facinori praeluceat,
Per quem verendos excolit pietas Deos,
Veto esse tale luminis commercium.
Ita hodie, nec lucernam de flamma Deûm,
Nec de lucerna fas est accendi sacrum.

Was hat man hier geleſen? Ein Hiſtörchen; aber keine Fabel. Ein Hiſtörchen trägt ſich zu; eine

Fabel wird erdichtet. Von der Fabel alſo muß ſich ein Grund angeben laſſen, warum ſie erdichtet worden; da ich den Grund, warum ſich jenes zugetragen, weder zu wiſſen, noch anzugeben gehalten bin. Was wäre nun der Grund, warum dieſe Fabel erdichtet worden, wenn es anders eine Fabel wäre? Recht billig zu urtheilen, könnte es kein anderer, als dieſer ſeyn: der Dichter habe einen wahrſcheinlichen Anlaß zu dem doppelten Verbote, weder von dem heiligen Feuer ein gemeines Licht, noch von einem gemeinen Lichte das heilige Feuer anzuzünden, erzählen wollen. Aber wäre das eine moraliſche Abſicht, dergleichen der Fabuliſt doch nothwendig haben ſoll? Zur Noth könnte zwar dieſes einzelne Verbot zu einem Bilde des allgemeinen Verbotes dienen, daß das Heilige mit dem Unheiligen, das Gute mit dem Böſen in keiner Gemeinſchaft ſtehen ſoll. Aber was tragen alsdann die übrigen Theile der Erzählung zu dieſem Bilde bei? Zu dieſem gar nichts; ſondern ein jeder iſt vielmehr das Bild, der einzelne Fall einer ganz andern allgemeinen Wahrheit. Der Dichter hat es ſelbſt empfunden, und hat ſich aus der Verlegenheit, welche Lehre er allein daraus ziehen ſollte, nicht beſſer zu reißen gewußt, als wenn er deren ſo viele daraus zöge, als ſich nur immer ziehen ließen. Denn er ſchließt:

Quot res contineat hoc argumentum utiles,
Non explicabit alius, quam qui repperit.

Significat primo, saepe, quos ipse alueris,
Tibi inveniri maxime contrarios.
Secundo ostendit, scelera non ira Deûm,
Fatorum dicto sed puniri tempore.
Novissime interdicit, ne cum malefico
Usum bonus consociet ullius rei.

Eine elende Fabel, wenn niemand anders, als ihr Erfinder, es erklären kann, wie viel nützliche Dinge ſie enthalte! Wir hätten an Einem genug! — Kaum ſollte man es glauben, daß einer von den Alten, einer von dieſen großen Meiſtern in der Einfalt ihrer Plane, uns dieſes Hiſtörchen für eine Fabel*) verkaufen können.

## Breitinger.

Ich würde von dieſem großen Kunſtrichter nur wenig gelernt haben, wenn er in meinen Gedanken noch überall Recht hätte. — Er giebt uns aber eine doppelte Erklärung von der Fabel.**) Die eine hat er von dem de la Motte entlehnt; und die andere iſt ihm ganz eigen.

Nach jener verſteht er unter der Fabel, eine unter der wohlgerathenen Allegorie einer ähnlichen Handlung verkleidete Lehre und Unterweiſung. — Der klare, überſetzte de la

---

*) *Phaedrus*, Lib. IV. Fab. 11.

**) Der Kritiſchen Dichtkunſt erſten Bandes ſiebenter Abſchnitt, S. 194.

Motte! Und der ein wenig gewäſſerte, könnte man noch dazuſetzen. Denn was ſollen die Beiwörter: wohlgerathene Allegorie; ähnliche Handlung? Sie ſind höchſt überflüſſig.

Doch ich habe eine andere wichtige Anmerkung auf ihn verſpart. Richer ſagt: die Lehre ſolle unter dem allegoriſchen Bilde verſteckt (caché) ſeyn. Verſteckt! welch ein unſchickliches Wort! In manchem Räthſel ſind Wahrheiten, in den Pythagoriſchen Denkſprüchen ſind moraliſche Lehren verſteckt; aber in keiner Fabel. Die Klarheit, die Lebhaftigkeit, mit welcher die Lehre aus allen Theilen einer guten Fabel auf einmal hervorſtrahlt, hätte durch ein anderes Wort, als durch das ganz widerſprechende verſteckt, ausgedrückt zu werden verdient. Sein Vorgänger de la Motte hatte ſich um ein gut Theil feiner erklärt; er ſagt doch nur: verkleidet (déguisé). Aber auch verkleidet iſt noch viel zu unrichtig, weil auch verkleidet den Nebenbegriff einer mühſamen Erkennung mit ſich führt. Und es muß gar keine Mühe koſten, die Lehre in der Fabel zu erkennen; es müßte vielmehr, wenn ich ſo reden darf, Mühe und Zwang koſten, ſie darin nicht zu erkennen. Aufs höchſte würde ſich dieſes verkleidet nur in Anſehung der zuſammengeſetzten Fabel entſchuldigen laſſen. In Anſehung der einfachen iſt es durchaus nicht zu dulden. Von zwei ähnlichen einzelnen Fällen kann zwar einer durch den andern ausgedrückt, einer in den

andern verkleidet werden; aber wie man das Allgemeine in das Beſondere verkleiden könne, das begreife ich ganz und gar nicht. Wollte man mit aller Gewalt ein ähnliches Wort hier brauchen, ſo müßte es anſtatt verkleiden wenigſtens einkleiden heißen.

Von einem deutſchen Kunſtrichter hätte ich überhaupt dergleichen figürliche Wörter in einer Erklärung nicht erwartet. Ein Breitinger hätte es den ſchön vernünftelnden Franzoſen überlaſſen ſollen, ſich damit aus dem Handel zu wickeln; und ihm würde es ſehr wohl angeſtanden haben, wenn er uns mit den trockenen Worten der Schule belehrt hätte, daß die moraliſche Lehre in die Handlung weder verſteckt noch verkleidet, ſondern durch ſie der anſchauenden Erkenntniß fähig gemacht werde. Ihm würde es erlaubt geweſen ſeyn, uns von der Natur dieſer auch der roheſten Seele zukommenden Erkenntniß, von der mit ihr verknüpften ſchnellen Überzeugung, von ihrem daraus entſpringenden mächtigen Einfluſſe auf den Willen, das Nöthige zu lehren. Eine Materie, die durch den ganzen ſpekulativen Theil der Dichtkunſt von dem größten Nutzen iſt, und von unſerm Weltweiſen ſchon genugſam erläutert war!*) — Was Breitinger

*) Ich kann meine Verwunderung nicht bergen, daß Herr Breitinger das, was Wolf ſchon von der Fabel gelehrt hatte, auch nicht im geringſten gekannt zu

aber damals unterlaſſen, das iſt mir, jetzt nachzuholen, nicht mehr erlaubt. Die philoſophiſche Sprache iſt ſeitdem unter uns ſo bekannt geworden, daß ich mich der Wörter anſchauen, anſchauende Erkenntniß, gleich vom Anfange als ſolcher Wörter habe bedienen dürfen, mit welchen nur Wenige nicht einerlei Begriff verbinden.

Ich käme zu der zweiten Erklärung, die uns Breitinger von der Fabel giebt. Doch ich bedenke, daß ich dieſe bequemer an einem andern Orte werde unterſuchen können. — Ich verlaſſe ihn alſo.

## Batteux.

Batteux erklärt die Fabel kurz weg durch die Erzählung einer allegoriſchen Handlung.*) Weil er es zum Weſen der Allegorie macht, daß ſie eine Lehre oder Wahrheit verberge, ſo hat er ohne Zweifel geglaubt, des moraliſchen Satzes, der in der Fabel zum Grunde liegt, in ihrer Erklärung gar nicht erwähnen zu dürfen. Man ſieht ſogleich, was von meinen bisherigen Anmerkungen auch wider dieſe Erklärung anzuwenden iſt. Ich will mich da-

---

haben ſcheint. *Wolfii* Philosophiae practicae universalis Pars posterior §. 302—323. Dieſer Theil erſchien 1734, und die Breitingerſche Dichtkunſt erſt das Jahr darauf.

*) Principes de Litterature, Tome II. Partie I., p. V. L'Apologue est le récit d'une action allegorique etc.

wollen, daß auch jeder innere Kampf von Leidenſchaften, jede Folge von verſchiedenen Gedanken, wo eine die andere aufhebt, eine Handlung iſt; vielleicht, weil ſie viel zu mechaniſch denken und fühlen, als daß ſie ſich irgend einer Thätigkeit dabei bewußt wären. — Ernſthafter ſie zu widerlegen, würde eine unnütze Mühe ſeyn. Es iſt aber nur Schade, daß ſie ſich einigermaßen mit dem Batteux ſchützen, wenigſtens behaupten können, ihre Erklärung mit ihm aus einerlei Fabeln abſtrahirt zu haben. Denn wirklich, auf welche Fabel die Erklärung des Batteux paßt, paßt auch ihre, ſo abgeſchmackt ſie immer iſt.

Batteux, wie ich wohl darauf wetten wollte, hat bei ſeiner Erklärung nur die erſte Fabel des Phädrus vor Augen gehabt, die er, mehr als einmal, une des plus belles et des plus célèbres de l'antiquité nennt. Es iſt wahr, in dieſer iſt die Handlung ein Unternehmen, das mit Wahl und Abſicht geſchieht. Der Wolf nimmt ſich vor, das Schaf zu zerreißen, fauce improba incitatus; er will es aber nicht ſo plump zu, er will es mit einem Scheine des Rechts thun, und alſo jurgii cauſam intulit. — Ich ſpreche dieſer Fabel ihr Lob nicht ab; ſie iſt ſo vollkommen, als ſie nur ſeyn kann. Allein ſie iſt nicht deßwegen vollkommen, weil ihre Handlung ein Unternehmen iſt, das mit Wahl und Abſicht geſchieht; ſondern weil ſie ihrer Moral, die von einem ſolchen Unternehmen ſpricht, ein völ=

liges Genüge thut. Die Moral iſt:*) οἷς πρόθεσις ἀδικεῖν, παρ' αὐτοῖς οὐ δικαιολογία ἰσχύει. Wer den Vorſatz hat, einen Unſchuldigen zu unterdrükken, der wird es zwar μεθ' εὐλόγου αἰτίας zu thun ſuchen; er wird einen ſcheinbaren Vorwand wählen, aber ſich im geringſten nicht von ſeinem einmal gefaßten Entſchluſſe abbringen laſſen, wenn ſein Vorwand gleich völlig zu Schanden gemacht wird. Dieſe Moral redet von einem Vorſatze (dessein); ſie redet von gewiſſen, vor anderen vorzüglich gewählten Mitteln, dieſen Vorſatz zu vollführen (choix); und folglich muß auch in der Fabel etwas ſeyn, was dieſem Vorſatze, dieſen gewählten Mitteln entſpricht; es muß in der Fabel ſich ein Unternehmen finden, das mit Wahl und Abſicht geſchieht. Bloß dadurch wird ſie zu einer vollkommenen Fabel, welches ſie nicht ſeyn würde, wenn ſie den geringſten Zug mehr oder weniger enthielte, als den Lehrſatz anſchauend zu machen nöthig iſt. Batteux bemerkt alle ihre kleinen Schönheiten des Ausdrucks, und ſtellt ſie von dieſer Seite in ein ſehr vortheilhaftes Licht; nur ihre weſentliche Vortrefflichkeit läßt er unerörtert, und verleitet ſeine Leſer ſogar, ſie zu verkennen. Er ſagt nämlich, die Moral, die aus dieſer Fabel fließe, ſey: que le plus foible est souvent opprimé par le plus fort. Wie ſeicht! wie falſch! Wenn ſie weiter nichts, als dieſes lehren ſollte, ſo hätte wahr=

---

*) Fab. Aesop. 230.

lich der Dichter die fictae causae des Wolfes ſehr vergebens, ſehr für die lange Weile erfunden; ſeine Fabel ſagte mehr, als er damit hätte ſagen wollen, und wäre, mit Einem Worte, ſchlecht.

Ich will mich nicht in mehrere Exempel zerſtreuen. Man unterſuche es nur ſelbſt, und man wird durchgängig finden, daß es bloß von der Beſchaffenheit des Lehrſatzes abhängt, ob die Fabel eine ſolche Handlung, wie ſie Batteux ohne Ausnahme fordert, haben muß oder entbehren kann. Der Lehrſatz der jetzt erwähnten Fabel des Phädrus machte ſie, wie wir geſehen, nothwendig; aber thun es deßwegen alle Lehrſätze? Sind alle Lehrſätze von dieſer Art? Oder haben allein die, welche es ſind, das Recht, in eine Fabel eingekleidet zu werden? Iſt z. E. der Erfahrungsſatz:

Laudatis utiliora quae contemseris
Saepe inveniri,

nicht werth, in einem einzelnen Falle, welcher die Stelle einer Demonſtration vertreten kann, erkannt zu werden? Und wenn er es iſt, was für ein Unternehmen, was für eine Abſicht, was für eine Wahl liegt darin, welche der Dichter auch in der Fabel auszudrücken gehalten wäre?

So viel iſt wahr: wenn aus einem Erfahrungsſatze unmittelbar eine Pflicht, etwas zu thun oder zu laſſen, folgt: ſo thut der Dichter beſſer, wenn er die Pflicht, als wenn er den bloßen Erfahrungsſatz in ſeiner Fabel ausdrückt. — „Groß ſeyn, iſt

nicht immer ein Glück!" — Dieſen Erfahrungsſatz in eine ſchöne Fabel zu bringen, möchte kaum möglich ſeyn. Die obige Fabel von dem Fiſcher, welcher nur der größten Fiſche habhaft bleibt, indem die kleineren glücklich durch das Netz durchſchlüpfen, iſt, in mehr als einer Betrachtung, ein ſehr mißlungener Verſuch. Aber wer heißt auch dem Dichter die Wahrheit von dieſer ſchielenden und unfruchtbaren Seite nehmen? Wenn groß ſeyn nicht immer ein Glück iſt, ſo iſt es oft ein Unglück; und wehe dem, der wider ſeinen Willen groß ward, den das Glück ohne ſein Zuthun erhob, um ihn ohne ſein Verſchulden deſto elender zu machen! Die großen Fiſche mußten groß werden; es ſtand nicht bei ihnen, klein zu bleiben. Ich danke dem Dichter für kein Bild, in welchem eben ſo viele ihr Unglück, als ihr Glück erkennen. Er ſoll niemanden mit ſeinen Umſtänden unzufrieden machen; und hier macht er doch, daß es die Großen mit den ihrigen ſeyn müſſen. Nicht das groß ſeyn, ſondern die eitle Begierde, groß zu werden (*κενοδοξιαν*) ſollte er uns als eine Quelle des Unglücks zeigen. Und das that jener Alte,*) der die Fabel von den Mäuſen und Wieſeln erzählte. „Die Mäuſe glaubten, daß ſie nur deßwegen in ihrem Kriege mit den Wieſeln ſo unglücklich wären, weil ſie keine Heerführer hätten, und beſchloſſen, dergleichen zu wählen. Wie rang nicht dieſe und jene ehrgeizige

*) Fab. Aesop. 143. *Phaedrus*, Lib. IV. Fab. 5.

Tu non videris perdidisse, quod petis;
Te credo surripuisse, quod pulchre negas.“

Die Fabel iſt aus; denn in dem Urtheile des Affen liegt die Moral, die der Fabuliſt zum Augenmerke gehabt hat. Iſt aber das Unternehmen aus, das uns der Anfang derſelben verſpricht? Man bringe dieſe Geſchichte in Gedanken auf die komiſche Bühne, und man wird ſogleich ſehen, daß ſie durch einen ſinnreichen Einfall abgeſchnitten, aber nicht geendigt iſt. Der Zuſchauer iſt nicht zufrieden, wenn er vorausſieht, daß die Streitigkeit hinter der Scene wieder von vorn angehen muß. — „Ein armer geplagter Greis ward unwillig, warf ſeine Laſt von dem Rücken, und rief den Tod. Der Tod erſcheint. Der Greis erſchrickt und fühlt betroffen, daß elend leben doch beſſer, als gar nicht leben iſt. Nun, was ſoll ich? fragt der Tod. Ach, lieber Tod, mir meine Laſt wieder aufhelfen.“*) — Der Fabuliſt iſt glücklich, und zu unſerm Vergnügen, an ſeinem Ziele. Aber auch die Geſchichte? Wie ging es dem Greiſe? Ließ ihn der Tod leben, oder nahm er ihn mit? Um alle ſolche Fragen bekümmert ſich der Fabuliſt nicht; der dramatiſche Dichter aber muß ihnen vorbauen.

Und ſo wird man hundert Beiſpiele finden, daß wir uns zu einer Handlung für die Fabel mit weit wenigerm begnügen, als zu einer Handlung für das

*) Fab. Aesop. 20.

Heldengedicht oder das Drama. Will man daher eine allgemeine Erklärung von der Handlung geben, ſo kann man unmöglich die Erklärung des Batteux dafür brauchen, ſondern muß ſie nothwendig ſo weitläuftig machen, als ich es oben gethan habe. — Aber der Sprachgebrauch? wird man einwerfen. Ich geſtehe es: dem Sprachgebrauche nach heißt gemeiniglich das eine Handlung, was einem gewiſſen Vorſatze zufolge unternommen wird; dem Sprachgebrauche nach muß dieſer Vorſatz ganz erreicht ſeyn, wenn man ſoll ſagen können, daß die Handlung zu Ende ſey. Allein was folgt hieraus? Dieſes: wem der Sprachgebrauch ſo gar heilig iſt, daß er ihn auf keine Weiſe zu verletzen wagt, der enthalte ſich des Wortes Handlung, inſofern es eine weſentliche Eigenſchaft der Fabel ausdrücken ſoll, ganz und gar. —

Und, alles wohl überlegt, dem Rathe werde ich ſelbſt folgen. Ich will nicht ſagen, die moraliſche Lehre werde in der Fabel durch eine Handlung ausgedrückt; ſondern ich will lieber ein Wort von einem weitern Umfange ſuchen und ſagen, der allgemeine Satz werde durch die Fabel auf einen einzelnen Fall zurückgeführt. Dieſer einzelne Fall wird allezeit das ſeyn, was ich oben unter dem Worte Handlung verſtanden habe; das aber, was Batteux darunter verſteht, wird er nur dann und wann ſeyn. Er wird allezeit eine Folge von Veränderungen ſeyn, die durch die Abſicht, die der Fabuliſt

damit verbunden, zu einem Ganzen werden. Sind ſie es auch außer dieſer Abſicht; deſto beſſer! Eine Folge von Veränderungen — daß es aber Veränderungen freier, moraliſcher Weſen ſeyn müſſen, verſteht ſich von ſelbſt. Denn ſie ſollen einen Fall ausmachen, der unter einem Allgemeinen, das ſich nur von moraliſchen Weſen ſagen läßt, mit begriffen iſt. Und darin hat Batteux freilich Recht, daß das, was er die Handlung der Fabel nennt, bloß vernünftigen Weſen zukomme. Nur kommt es ihnen nicht deßwegen zu, weil es ein Unternehmen mit Abſicht iſt, ſondern weil es Freiheit vorausſetzt. Denn die Freiheit handelt zwar allezeit aus Gründen, aber nicht allezeit aus Abſichten. — —

Sind es meine Leſer nun bald müde, mich nichts als widerlegen zu hören? Ich wenigſtens bin es. De la Motte, Richer, Breitinger, Batteux, ſind Kunſtrichter von allerlei Art; mittelmäßige, gute, vortreffliche. Man iſt in Gefahr, ſich auf dem Wege zur Wahrheit zu verirren, wenn man ſich um gar keine Vorgänger bekümmert; und man verſäumt ſich ohne Noth, wenn man ſich um alle bekümmern will.

Wie weit bin ich? Hui, daß mir meine Leſer alles, was ich mir ſo mühſam erſtritten habe, von ſelbſt geſchenkt hätten! — In der Fabel wird nicht eine jede Wahrheit, ſondern ein allgemeiner moraliſcher Satz, nicht unter die Allegorie einer Handlung, ſondern auf einen einzelnen Fall, nicht

verſteckt oder verkleidet, ſondern ſo zurückge=führt, daß ich, nicht bloß einige Ähnlichkeiten mit dem moraliſchen Satze in ihm entdecke, ſondern dieſen ganz anſchauend darin erkenne.

Und das iſt das Weſen der Fabel? Das iſt es, ganz erſchöpft? — Ich wollte es gern meine Leſer bereden, wenn ich es nur erſt ſelbſt glaubte. — Ich leſe bei dem Ariſtoteles:*) „Eine obrigkeitliche Perſon durch das Loos ernennen, iſt eben, als wenn ein Schiffsherr, der einen Steuermann braucht, es auf das Loos ankommen ließe, welcher von ſeinen Matroſen es ſeyn ſollte, anſtatt daß er den aller=geſchickteſten dazu unter ihnen mit Fleiß ausſuchte." — Hier ſind zwei beſondere Fälle, die unter eine allgemeine moraliſche Wahrheit gehören. Der eine iſt der ſich eben jetzt äußernde; der andere iſt der erdichtete. Iſt dieſer erdichtete eine Fabel? Niemand wird ihn dafür gelten laſſen. — Aber wenn es bei dem Ariſtoteles ſo hieße: „Ihr wollt euren Ma=giſtrat durch das Loos ernennen? Ich ſorge, es wird euch gehen wie jenem Schiffsherrn, der, als es ihm an einem Steuermanne fehlte ꝛc." Das ver=ſpricht doch eine Fabel? Und warum? Welche Ver=änderung iſt damit vorgegangen? Man betrachte alles genau, und man wird keine finden, als dieſe: Dort ward der Schiffsherr durch ein als wenn eingeführt, er ward bloß als möglich betrachtet;

*) *Aristotelis* Rhetor. Lib. II. cap. 20.

damit verbindet, zu einem Ganzen werden. Sind ſie es auch außer dieſer Abſicht; deſto beſſer! Eine Folge von Veränderungen — daß es aber Veränderungen freier, moraliſcher Weſen ſeyn müſſen, verſteht ſich von ſelbſt. Denn ſie ſollen einen Fall ausmachen, der unter einem Allgemeinen, das ſich nur von moraliſchen Weſen ſagen läßt, mit begriffen iſt. Und darin hat Batteux freilich Recht, daß das, was er die Handlung der Fabel nennt, bloß vernünftigen Weſen zukomme. Nur kommt es ihnen nicht deßwegen zu, weil es ein Unternehmen mit Abſicht iſt, ſondern weil es Freiheit vorausſetzt. Denn die Freiheit handelt zwar allezeit aus Gründen, aber nicht allezeit aus Abſichten. — —

Sind es meine Leſer nun bald müde, mich nichts als widerlegen zu hören? Ich wenigſtens bin es. De la Motte, Richer, Breitinger, Batteux, ſind Kunſtrichter von allerlei Art; mittelmäßige, gute, vortreffliche. Man iſt in Gefahr, ſich auf dem Wege zur Wahrheit zu verirren, wenn man ſich um gar keine Vorgänger bekümmert; und man verſäumt ſich ohne Noth, wenn man ſich um alle bekümmern will.

Wie weit bin ich? Hui, daß mir meine Leſer alles, was ich mir ſo mühſam erſtritten habe, von ſelbſt geſchenkt hätten! — In der Fabel wird nicht eine jede Wahrheit, ſondern ein allgemeiner moraliſcher Satz, nicht unter die Allegorie einer Handlung, ſondern auf einen einzelnen Fall, nicht

verſteckt oder verkleidet, ſondern ſo zurückge⸗führt, daß ich, nicht bloß einige Ähnlichkeiten mit dem moraliſchen Satze in ihm entdecke, ſondern dieſen ganz anſchauend darin erkenne.

Und das iſt das Weſen der Fabel? Das iſt es, ganz erſchöpft? — Ich wollte es gern meine Leſer bereden, wenn ich es nur erſt ſelbſt glaubte. — Ich leſe bei dem Ariſtoteles:*) „Eine obrigkeitliche Perſon durch das Loos ernennen, iſt eben, als wenn ein Schiffsherr, der einen Steuermann braucht, es auf das Loos ankommen ließe, welcher von ſeinen Matroſen es ſeyn ſollte, anſtatt daß er den aller⸗geſchickteſten dazu unter ihnen mit Fleiß ausſuchte." — Hier ſind zwei beſondere Fälle, die unter eine allgemeine moraliſche Wahrheit gehören. Der eine iſt der ſich eben jetzt äußernde; der andere iſt der erdichtete. Iſt dieſer erdichtete eine Fabel? Niemand wird ihn dafür gelten laſſen. — Aber wenn es bei dem Ariſtoteles ſo hieße: „Ihr wollt euren Ma⸗giſtrat durch das Loos ernennen? Ich ſorge, es wird euch gehen wie jenem Schiffsherrn, der, als es ihm an einem Steuermanne fehlte ꝛc." Das ver⸗ſpricht doch eine Fabel? Und warum? Welche Ver⸗änderung iſt damit vorgegangen? Man betrachte alles genau, und man wird keine finden, als dieſe: Dort ward der Schiffsherr durch ein als wenn eingeführt, er ward bloß als möglich betrachtet;

*) *Aristotelis* Rhetor. Lib. II. cap. 20.

und hier hat er die Wirklichkeit erhalten; es iſt hier ein gewiſſer, es iſt jener Schiffsherr.

Das trifft den Punkt! Der einzelne Fall, aus welchem die Fabel beſteht, muß als wirklich vorgeſtellt werden. Begnüge ich mich an der Möglichkeit deſſelben, ſo iſt es ein Beiſpiel, eine Parabel. — Es verlohnt ſich der Mühe, dieſen wichtigen Unterſchied, aus welchem man allein ſo vielen zweideutigen Fabeln das Urtheil ſprechen muß, an einigen Exempeln zu zeigen. — Unter den Äſopiſchen Fabeln des Planudes lieſt man auch Folgendes: „Der Biber iſt ein vierfüßiges Thier, das meiſtens im Waſſer wohnt, und deſſen Geilen in der Medizin von großem Nutzen ſind. Wenn nun dieſes Thier von den Menſchen verfolgt wird, und ihnen nicht mehr entkommen kann; was thut es? Es beißt ſich ſelbſt die Geilen ab, und wirft ſie ſeinen Verfolgern zu; denn es weiß gar wohl, daß man ihm nur dieſerwegen nachſtellt, und es ſein Leben und ſeine Freiheit wohlfeiler nicht erkaufen kann.“ *) — Iſt das eine Fabel? Es liegt wenigſtens eine vortreffliche Moral darin. Und dennoch wird ſich niemand bedenken, ihr den Namen einer Fabel abzuſprechen. Nur über die Urſache, warum er ihr abzuſprechen ſey, werden ſich vielleicht die meiſten bedenken, und uns doch endlich eine falſche angeben. Es iſt nichts als eine Naturgeſchichte: würde man

*) Fab. Aesop. 33.

vielleicht mit dem Verfaſſer der Kritiſchen Briefe *) ſagen. Aber gleichwohl würde ich mit eben dieſem Verfaſſer antworten, handelt hier der Biber nicht aus bloßem Inſtinkt, er handelt aus freier Wahl und nach reifer Überlegung; denn er weiß es, warum er verfolgt wird (*γινωσκων οὑ χαριν διωκεται*). Dieſe Erhebung des Inſtinkts zur Vernunft, wenn ich ihm glauben ſoll, macht es ja eben, daß eine Begegniß aus dem Reiche der Thiere zu einer Fabel wird. Warum wird ſie es denn hier nicht? Ich ſage: ſie wird es deßwegen nicht, weil ihr die Wirklichkeit fehlt. Die Wirklichkeit kommt nur dem Einzelnen, dem Individuum zu; und es läßt ſich keine Wirklichkeit ohne die Individualität denken. Was alſo hier von dem ganzen Geſchlechte der Biber geſagt wird, hätte müſſen nur von einem einzigen Biber geſagt werden; und alsdann wäre es eine Fabel geworden. — Ein anderes Exempel: „Die Affen, ſagt man, bringen zwei Junge zur Welt, wovon ſie das eine ſehr heftig lieben und mit aller möglichen Sorgfalt pflegen, das andere hingegen haſſen und verſäumen. Durch ein ſonderbares Geſchick aber geſchieht es, daß die Mutter das Geliebte unter häufigen Liebkoſungen erdrückt, indem das Verachtete glücklich aufwächſt.“ **) Auch dieſes iſt aus eben der Urſache, weil das, was nur von einem

*) Kritiſche Briefe. Zürich 1746. S. 168.

**) Fab. Aesop. 268.

Individuum geſagt werden ſollte, von einer ganzen Art geſagt wird, keine Fabel. Als daher Leſtrange eine Fabel daraus machen wollte, mußte er ihm dieſe Allgemeinheit nehmen, und die Individualität dafür ertheilen.*) „Eine Äffin, erzählt er, hatte zwei Junge; in das eine war ſie närriſch verliebt, an dem andern aber war ihr ſehr wenig gelegen. Einsmals überfiel ſie ein plötzlicher Schrecken. Geſchwind rafft ſie ihren Liebling auf, nimmt ihn in die Arme, eilt davon, ſtürzt aber, und ſchlägt mit ihm gegen einen Stein, daß ihm das Gehirn aus dem zerſchmetterten Schädel ſpringt. Das andere Junge, um das ſie ſich im geringſten nicht bekümmert hatte, war ihr von ſelbſt auf den Rücken geſprungen, hatte ſich an ihre Schultern angeklammert, und kam glücklich davon.“ — Hier iſt alles beſtimmt; und was dort nur eine Parabel war, iſt hier zur Fabel geworden. — Das ſchon mehr als einmal angeführte Beiſpiel von dem Fiſcher hat den nämlichen Fehler; denn ſelten hat eine ſchlechte Fabel einen Fehler allein. Der Fall ereignet ſich allezeit, ſo oft das Netz gezogen wird, daß die Fiſche, welche kleiner ſind, als die Gitter des Netzes, durchſchlüpfen und die größeren hangen bleiben. Für ſich ſelbſt iſt dieſer Fall alſo kein individueller Fall, ſondern hätte es durch andere mit ihm verbundene Nebenumſtände erſt werden müſſen.

*) In ſeinen Fabeln, ſo wie ſie Richardſon adoptirt hat, die 187ſte.

Die Sache hat alſo ihre Richtigkeit: der beſondere Fall, aus welchem die Fabel beſteht, muß als wirklich vorgeſtellt werden; er muß das ſeyn, was wir in dem ſtrengſten Verſtande einen einzelnen Fall nennen. Aber warum? Wie ſteht es um die philoſophiſche Urſache? Warum begnügt ſich das Exempel der praktiſchen Sittenlehre, wie man die Fabel nennen kann, nicht mit der bloßen Möglichkeit, mit der ſich die Exempel anderer Wiſſenſchaften begnügen? — Wie viel ließe ſich hiervon plaudern, wenn ich bei meinen Leſern gar keine richtige pſychologiſche Begriffe vorausſetzen wollte. Ich habe mich oben ſchon geweigert, die Lehre von der anſchauenden Erkenntniß aus unſerm Weltweiſen abzuſchreiben. Und ich will auch hier nicht mehr davon beibringen, als unumgänglich nöthig iſt, die Folge meiner Gedanken zu zeigen.

Die anſchauende Erkenntniß iſt für ſich ſelbſt klar. Die ſymboliſche entlehnt ihre Klarheit von der anſchauenden.

Das Allgemeine exiſtirt nur in dem Beſondern, und kann nur in dem Beſondern anſchauend erkannt werden.

Einem allgemeinen ſymboliſchen Schluſſe folglich alle die Klarheit zu geben, deren er fähig iſt, das iſt, ihn ſo viel als möglich zu erläutern, müſſen wir ihn auf das Beſondere reduciren, um ihn in dieſem anſchauend zu erkennen.

Individuum geſagt werden ſollte, von einer ganzen Art geſagt wird, keine Fabel. Als daher Leſtrange eine Fabel daraus machen wollte, mußte er ihm dieſe Allgemeinheit nehmen, und die Individualität dafür ertheilen.*) „Eine Äffin, erzählt er, hatte zwei Junge; in das eine war ſie närriſch verliebt, an dem andern aber war ihr ſehr wenig gelegen. Einsmals überfiel ſie ein plötzlicher Schrecken. Geſchwind rafft ſie ihren Liebling auf, nimmt ihn in die Arme, eilt davon, ſtürzt aber, und ſchlägt mit ihm gegen einen Stein, daß ihm das Gehirn aus dem zerſchmetterten Schädel ſpringt. Das andere Junge, um das ſie ſich im geringſten nicht bekümmert hatte, war ihr von ſelbſt auf den Rücken geſprungen, hatte ſich an ihre Schultern angeklammert, und kam glücklich davon.“ — Hier iſt alles beſtimmt; und was dort nur eine Parabel war, iſt hier zur Fabel geworden. — Das ſchon mehr als einmal angeführte Beiſpiel von dem Fiſcher hat den nämlichen Fehler; denn ſelten hat eine ſchlechte Fabel einen Fehler allein. Der Fall ereignet ſich allezeit, ſo oft das Netz gezogen wird, daß die Fiſche, welche kleiner ſind, als die Gitter des Netzes, durchſchlüpfen und die größeren hangen bleiben. Für ſich ſelbſt iſt dieſer Fall alſo kein individueller Fall, ſondern hätte es durch andere mit ihm verbundene Nebenumſtände erſt werden müſſen.

---

*) In ſeinen Fabeln, ſo wie ſie Richardſon adoptirt hat, die 187ſte.

Die Sache hat alſo ihre Richtigkeit: der beſondere Fall, aus welchem die Fabel beſteht, muß als wirklich vorgeſtellt werden; er muß das ſeyn, was wir in dem ſtrengſten Verſtande einen einzelnen Fall nennen. Aber warum? Wie ſteht es um die philoſophiſche Urſache? Warum begnügt ſich das Exempel der praktiſchen Sittenlehre, wie man die Fabel nennen kann, nicht mit der bloßen Möglichkeit, mit der ſich die Exempel anderer Wiſſenſchaften begnügen? — Wie viel ließe ſich hiervon plaudern, wenn ich bei meinen Leſern gar keine richtige pſychologiſche Begriffe vorausſetzen wollte. Ich habe mich oben ſchon geweigert, die Lehre von der anſchauenden Erkenntniß aus unſerm Weltweiſen abzuſchreiben. Und ich will auch hier nicht mehr davon beibringen, als unumgänglich nöthig iſt, die Folge meiner Gedanken zu zeigen.

Die anſchauende Erkenntniß iſt für ſich ſelbſt klar. Die ſymboliſche entlehnt ihre Klarheit von der anſchauenden.

Das Allgemeine exiſtirt nur in dem Beſondern, und kann nur in dem Beſondern anſchauend erkannt werden.

Einem allgemeinen ſymboliſchen Schluſſe folglich alle die Klarheit zu geben, deren er fähig iſt, das iſt, ihn ſo viel als möglich zu erläutern, müſſen wir ihn auf das Beſondere reduciren, um ihn in dieſem anſchauend zu erkennen.

Ein Beſonderes, inſofern wir das Allgemeine in ihm anſchauend erkennen, heißt ein Exempel.

Die allgemeinen ſymboliſchen Schlüſſe werden alſo durch Exempel erläutert. Alle Wiſſenſchaften beſtehen aus dergleichen ſymboliſchen Schlüſſen; alle Wiſſenſchaften bedürfen daher der Exempel.

Doch die Sittenlehre muß mehr thun, als ihre allgemeinen Schlüſſe bloß erläutern; und die Klarheit iſt nicht der einzige Vorzug der anſchauenden Erkenntniß.

Weil wir durch dieſe einen Satz geſchwinder überſehen, und ſo in einer kürzern Zeit mehr Bewegungsgründe in ihm entdecken können, als wenn er ſymboliſch ausgedrückt iſt: ſo hat die anſchauende Erkenntniß auch einen weit größern Einfluß in den Willen, als die ſymboliſche.

Die Grade dieſes Einfluſſes richten ſich nach den Graden ihrer Lebhaftigkeit; und die Grade ihrer Lebhaftigkeit nach den Graden der näheren und mehreren Beſtimmungen, in die das Beſondere geſetzt wird. Je näher das Beſondere beſtimmt wird, je mehr ſich darin unterſcheiden läßt, deſto größer iſt die Lebhaftigkeit der anſchauenden Erkenntniß.

Die Möglichkeit iſt eine Art des Allgemeinen; denn alles, was möglich iſt, iſt auf verſchiedene Art möglich.

Ein Beſonderes alſo, bloß als möglich betrachtet, iſt gewiſſermaßen noch etwas Allgemeines, und

hindert, als dieſes, die Lebhaftigkeit der anſchauenden Erkenntniß.

Folglich muß es als wirklich betrachtet werden und die Individualität erhalten, unter der es allein wirklich ſeyn kann, wenn die anſchauende Erkenntniß den höchſten Grad ihrer Lebhaftigkeit erreichen, und ſo mächtig als möglich auf den Willen wirken ſoll.

Das Mehrere aber, das die Sittenlehre, außer der Erläuterung, ihren allgemeinen Schlüſſen ſchuldig iſt, beſteht eben in dieſer ihnen zu ertheilenden Fähigkeit, auf den Willen zu wirken, die ſie durch die anſchauende Erkenntniß in dem Wirklichen erhalten, da andere Wiſſenſchaften, denen es um die bloße Erläuterung zu thun iſt, ſich mit einer geringern Lebhaftigkeit der anſchauenden Erkenntniß, deren das Beſondere, als bloß möglich betrachtet, fähig iſt, begnügen.

Hier bin ich alſo! Die Fabel erfordert deßwegen einen wirklichen Fall, weil man in einem wirklichen Falle mehr Bewegungsgründe und deutlicher unterſcheiden kann, als in einem möglichen; weil das Wirkliche eine lebhaftere Überzeugung mit ſich führt, als das bloß Mögliche.

Ariſtoteles ſcheint dieſe Kraft des Wirklichen zwar gekannt zu haben; weil er ſie aber aus einer unrechten Quelle herleitet, ſo konnte es nicht fehlen, er mußte eine falſche Anwendung davon machen. Es wird nicht undienlich ſeyn, ſeine ganze Lehre von dem Exempel (περι παραδειγματος) hier zu

überſehen.*) Erſt von ſeiner Eintheilung des Exempels: *Παραδειγματων δ' εἰδη δυο ἐστιν*, ſagt er; *ἑν μεν γαρ ἐστι παραδειγματος εἰδος, το λεγειν πραγματα προγεγενημενα, ἑν δε, το αὐτα ποιειν. Τουτου δ' ἑν μεν παραβολη· ἑν δε λογοι· οἱον οἱ αἰσωπειοι και λιβυκοι.* Die Eintheilung überhaupt iſt richtig; von einem Commentator aber würde ich verlangen, daß er uns den Grund von der Unterabtheilung der erdichteten Exempel beibrächte, und uns lehrte, warum es deren nur zweierlei Arten gebe, und mehrere nicht geben könne. Er würde dieſen Grund, wie ich es oben gethan habe, leicht aus den Beiſpielen ſelbſt abſtrahiren können, die Ariſtoteles davon giebt. Die Parabel nämlich führt er durch ein *ὥσπερ εἴ τις* ein; und die Fabeln erzählt er als etwas wirklich Geſchehenes. Der Commentator müßte alſo dieſe Stelle ſo umſchreiben: Die Exempel werden entweder aus der Geſchichte genommen, oder in Ermangelung derſelben erdichtet. Bei jedem geſchehenen Dinge läßt ſich die innere Möglichkeit von ſeiner Wirklichkeit unterſcheiden, obgleich nicht trennen, wenn es ein geſchehenes Ding bleiben ſoll. Die Kraft, die es als ein Exempel haben ſoll, liegt alſo entweder in ſeiner bloßen Möglichkeit, oder zugleich in ſeiner Wirklichkeit. Soll ſie bloß in jener liegen, ſo brauchen wir in ſeiner Ermangelung auch nur ein bloß mög-

*) *Ariſtotelis* Rhetor. lib. II. cap. 20.

liches Ding zu erdichten; ſoll ſie aber in dieſer liegen, ſo müſſen wir unſere Erdichtung auch von der Möglichkeit zur Wirklichkeit erheben. In dem erſten Falle erdichten wir eine Parabel, und in dem andern eine Fabel. — (Was für eine weitere Eintheilung der Fabel hieraus folge, wird ſich in der dritten Abhandlung zeigen.)

Und ſo weit iſt wider die Lehre des Griechen eigentlich nichts zu erinnern. Aber nunmehr kommt er auf den Werth dieſer verſchiedenen Arten von Exempel, und ſagt: *Εἰσι δ᾽ οἱ λογοι δημηγορικοι· και ἐχουσιν ἀγαθον τουτο, ὁτι πραγματα μεν εὑρειν ὁμοια γεγενημενα, χαλεπον, λογους δε ῥᾳον. Ποιησαι γαρ δει ὡσπερ και παραβολας, ἀν τις δυνηται το ὁμοιον ὁρᾳν, ὁπερ ῥᾳον ἐστιν ἐκ φιλοσοφιας. Ῥᾳω μεν οὐν πορισασθαι τα δια των λογων· χρησιμοτερα δε προς το βουλευσασθαι, τα δια των πραγματων· ὁμοια γαρ, ὡς ἐπι το πολυ, τα μελλοντα τοις γεγονοσι.* Ich will mich jetzt nur an den letzten Ausſpruch dieſer Stelle halten. Ariſtoteles ſagt, die hiſtoriſchen Exempel hätten deßwegen eine größere Kraft zu überzeugen, als die Fabeln, weil das Vergangene gemeiniglich dem Zukünftigen ähnlich ſey. Und hierin, glaube ich, hat ſich Ariſtoteles geirrt. Von der Wirklichkeit eines Falles, den ich nicht ſelbſt erfahren habe, kann ich nicht anders, als aus Gründen der Wahrſcheinlichkeit überzeugt werden. Ich glaube bloß deßwegen, daß ein Ding geſchehen, und daß es ſo und ſo ge-

ſchehen iſt, weil es höchſt wahrſcheinlich iſt, und höchſt unwahrſcheinlich ſeyn würde, wenn es nicht, oder wenn es anders geſchehen wäre. Da alſo einzig und allein die innere Wahrſcheinlichkeit mich die ehemalige Wirklichkeit eines Falles glauben macht, und dieſe innere Wahrſcheinlichkeit ſich eben ſo wohl in einem erdichteten Falle finden kann: was kann die Wirklichkeit des erſtern für eine größere Kraft auf meine Überzeugung haben, als die Wirklichkeit des andern? Ja, noch mehr. Da das hiſtoriſche Wahre nicht immer auch wahrſcheinlich iſt; da Ariſtoteles ſelbſt die Sentenz des Agatho billigt:

*Ταχ᾽ ἀν τις εἰκος αὐτο τουτ᾽ εἰναι λεγοι·*
*Βροτοισι πολλα τυγχανειν οὐκ εἰκοτα·*

da er hier ſelbſt ſagt, daß das Vergangene nur gemeiniglich (*ἐπι το πολυ*) dem Zukünftigen ähnlich ſey; der Dichter aber die freie Gewalt hat, hierin von der Natur abzugehen, und alles, was er für wahr ausgiebt, auch wahrſcheinlich zu machen: ſo ſollte ich meinen, wäre es wohl klar, daß den Fabeln, überhaupt zu reden, in Anſehung der Überzeugungskraft, der Vorzug vor den hiſtoriſchen Exempeln gebühre ꝛc.

Und nunmehr glaube ich, meine Meinung von dem Weſen der Fabel genugſam vorbereitet zu haben. Ich faſſe daher alles zuſammen und ſage: Wenn wir einen allgemeinen moraliſchen Satz auf einen beſondern Fall zurückführen, dieſem beſondern Falle die Wirklichkeit ertheilen,

und eine Geſchichte daraus dichten, in welcher man den allgemeinen Satz anſchauend erkennt: ſo heißt dieſe Erdichtung eine Fabel.

Das iſt meine Erklärung, und ich hoffe, daß man ſie bei der Anwendung eben ſo richtig, als fruchtbar finden wird.

## II.

## Von dem Gebrauche der Thiere in der Fabel.

Der größte Theil der Fabeln hat Thiere, und wohl noch geringere Geſchöpfe zu handelnden Perſonen. — Was iſt hiervon zu halten? Iſt es eine weſentliche Eigenſchaft der Fabel, daß die Thiere darin zu moraliſchen Weſen erhoben werden? Iſt es ein Handgriff, der dem Dichter die Erreichung ſeiner Abſicht verkürzt und erleichtert? Iſt es ein Gebrauch, der eigentlich keinen ernſtlichen Nutzen hat, den man aber zu Ehren des erſten Erfinders beibehält, weil er wenigſtens ſchnakiſch iſt — quod risum movet? Oder was iſt es?

Batteux hat dieſe Fragen entweder gar nicht vorausgeſehen, oder er war liſtig genug, daß er ihnen damit zu entkommen glaubte, wenn er den Gebrauch der Thiere ſeiner Erklärung ſogleich mit anflickte. Die Fabel, ſagt er, iſt die Erzählung einer allegoriſchen Handlung, die gemeiniglich den Thieren beigelegt wird. — Vollkommen à la Françoise! Oder, wie der Hahn über die

Kohlen! — Warum, möchten wir gern wiſſen, warum wird ſie gemeiniglich den Thieren beigelegt? O, was ein langſamer Deutſcher nicht alles fragt!

Überhaupt iſt unter allen Kunſtrichtern Breitinger der Einzige, der dieſen Punkt berührt hat. Er verdient es alſo um ſo viel mehr, daß wir ihn hören. „Weil Äſopus, ſagt er, die Fabel zum Unterrichte des gemeinen bürgerlichen Lebens angewendet, ſo waren ſeine Lehren meiſtens ganz bekannte Sätze und Lebensregeln, und alſo mußte er auch zu den allegoriſchen Vorſtellungen derſelben ganz gewohnte Handlungen und Beiſpiele aus dem gemeinen Leben der Menſchen entlehnen. Da nun aber die täglichen Geſchäfte und Handlungen der Menſchen nichts Ungemeines oder merkwürdig Reizendes an ſich haben, ſo mußte man nothwendig auf ein neues Mittel bedacht ſeyn, auch der allegoriſchen Erzählung eine anzügliche Kraft und ein reizendes Anſehn mitzutheilen, um ihr alſo dadurch einen ſichern Eingang in das menſchliche Herz aufzuſchließen. Nachdem man nun wahrgenommen, daß allein das Seltene, Neue und Wunderbare, eine ſolche erweckende und angenehm entzückende Kraft auf das menſchliche Gemüth mit ſich führt, ſo war man bedacht, die Erzählung durch die Neuheit und Seltſamkeit der Vorſtellungen wunderbar zu machen, und alſo dem Körper der Fabel eine ungemeine und reizende Schönheit beizulegen. Die Erzählung beſteht aus zwei weſentlichen Hauptumſtänden, dem Um-

ſtande der Perſon und der Sache oder Handlung; ohne dieſe kann keine Erzählung Platz haben. Alſo muß das Wunderbare, welches in der Erzählung herrſchen ſoll, ſich entweder auf die Handlung ſelbſt, oder auf die Perſonen, denen ſelbige zugeſchrieben wird, beziehen. Das Wunderbare, das in den täglichen Geſchäften und Handlungen der Menſchen vorkommt, beſteht vornehmlich in dem Unvermutheten, ſowohl in Abſicht auf die Vermeſſenheit im Unterfangen, als die Bosheit oder Thorheit im Ausführen, zuweilen auch in einem ganz unerwarteten Ausgange einer Sache. Weil aber dergleichen wunderbare Handlungen in dem gemeinen Leben der Menſchen etwas Ungewohntes und Seltenes ſind; dahingegen die meiſten gewöhnlichen Handlungen gar nichts Ungemeines oder Merkwürdiges an ſich haben: ſo ſah man ſich gemüßigt, damit die Erzählung als der Körper der Fabel nicht verächtlich würde, derſelben durch die Veränderung und Verwandlung der Perſonen einen angenehmen Schein des Wunderbaren mitzutheilen. Da nun die Menſchen, bei aller ihrer Verſchiedenheit, dennoch überhaupt betrachtet in einer weſentlichen Gleichheit und Verwandtſchaft ſtehen, ſo beſann man ſich, Weſen von einer höhern Natur, die man wirklich zu ſeyn glaubte, als Götter und Genios, oder ſolche, die man durch die Freiheit der Dichter zu Weſen erſchuf, als die Tugenden, die Kräfte der Seele, das Glück, die Gelegenheit ꝛc. in die Erzählung einzuführen; vornehm-

lich aber nahm man ſich die Freiheit heraus, die Thiere, die Pflanzen, und noch geringere Weſen, nämlich die lebloſen Geſchöpfe, zu der höhern Natur der vernünftigen Weſen zu erheben, indem man ihnen menſchliche Vernunft und Rede mittheilte, damit ſie alſo fähig würden, uns ihren Zuſtand und ihre Begegniſſe in einer uns vernehmlichen Sprache zu erklären, und durch ihr Exempel von ähnlichen moraliſchen Handlungen unſere Lehrer abzugeben ꝛc." —

Breitinger alſo behauptet, daß die Erreichung des Wunderbaren die Urſache ſey, warum man in der Fabel die Thiere und andere niedrigere Geſchöpfe reden und vernunftmäßig handeln laſſe. Und eben weil er dieſes für die Urſache hält, glaubt er, daß die Fabel überhaupt, in ihrem Weſen und Urſprunge betrachtet, nichts anders, als ein lehrreiches Wunderbare ſey. Dieſe ſeine zweite Erklärung iſt es, welche ich hier verſprochenermaßen unterſuchen muß.

Es wird aber bei dieſer Unterſuchung vornehmlich darauf ankommen, ob die Einführung der Thiere in der Fabel wirklich wunderbar iſt. Iſt ſie es, ſo hat Breitinger viel gewonnen; iſt ſie es aber nicht, ſo liegt auch ſein ganzes Fabelſyſtem auf einmal über den Haufen.

Wunderbar ſoll dieſe Einführung ſeyn? Das Wunderbare, ſagt eben dieſer Kunſtrichter, legt den Schein der Wahrheit und Möglichkeit ab. Dieſe anſcheinende Unmöglichkeit alſo gehört zu dem Weſen des Wunderbaren; und wie ſoll ich nunmehr

that der Herr der Eſelin den Mund auf, und ſie ſprach zu Bileam ꝛc.;" ſo leſe ich etwas Wunderbares. Aber wenn ich bei dem Äſopus leſe:*) φασιν, ὁτε φωνεεντα ἠν τα ζωα, την ὀϊν προς τον δεσποτην εἰπειν· „Damals, als die Thiere noch redeten, ſoll das Schaf zu ſeinem Hirten geſagt haben;" ſo iſt es ja wohl offenbar, daß mir der Fabuliſt nichts Wunderbares erzählen will, ſondern vielmehr etwas, das zu der Zeit, die er mit Erlaubniß ſeines Leſers annimmt, dem gemeinen Laufe der Natur vollkommen gemäß war.

Und das iſt ſo begreiflich, ſollte ich meinen, daß ich mich ſchämen muß, noch ein Wort hinzuzuthun. Ich komme vielmehr ſogleich auf die wahre Urſache, — die ich wenigſtens für die wahre halte, — warum der Fabuliſt die Thiere oft zu ſeiner Abſicht bequemer findet, als die Menſchen. — Ich ſetze ſie in die allgemein bekannten Beſtandtheile der Charaktere. — Geſetzt auch, es wäre noch ſo leicht, in der Geſchichte ein Exempel zu finden, in welchem ſich dieſe oder jene moraliſche Wahrheit anſchauend erkennen ließe; wird ſie ſich deßwegen von jedem ohne Ausnahme darin erkennen laſſen? auch von dem, der mit den Charakteren der dabei intereſſirten Perſonen nicht vertraut iſt? Unmöglich! Und wie viel Perſonen ſind wohl in der Geſchichte ſo allgemein bekannt, daß man ſie nur nennen dürfte,

*) Fab. Aesop. 316.

um ſogleich bei einem jeden den Begriff von der ihnen zukommenden Denkungsart und anderen Eigenſchaften zu erwecken? Die umſtändliche Charakteriſirung daher zu vermeiden, bei welcher es doch noch immer zweifelhaft iſt, ob ſie bei allen die nämlichen Ideen hervorbringt, war man gezwungen, ſich lieber in die kleine Sphäre derjenigen Weſen einzuſchränken, von denen man es zuverläſſig weiß, daß auch bei den Unwiſſendſten ihren Benennungen dieſe und keine andere Idee entſpricht. Und weil von dieſen Weſen die wenigſten ihrer Natur nach geſchickt waren, die Rollen freier Weſen über ſich zu nehmen, ſo erweitere man lieber die Schranken ihrer Natur, und machte ſie unter gewiſſen wahrſcheinlichen Vorausſetzungen dazu geſchickt.

Man hört: Britannicus und Nero. Wie viele wiſſen, was ſie hören? Wer war dieſer? wer jener? In welchem Verhältniſſe ſtehen ſie gegen einander? — Aber man hört: der Wolf und das Lamm; ſogleich weiß jeder, was er hört, und weiß, wie ſich das Eine zu dem Andern verhält. Dieſe Wörter, welche ſtracks ihre gewiſſen Bilder in uns erwecken, befördern die anſchauende Erkenntniß, die durch jene Namen, bei welchen auch die, denen ſie nicht unbekannt ſind, gewiß nicht alle vollkommen ebendaſſelbe denken, verhindert wird. Wenn daher der Fabuliſt keine vernünftigen Individuen auftreiben kann, die ſich durch ihre bloßen Benennungen in unſerer Einbildungskraft ſchildern, ſo iſt es ihm er=

laubt, und er hat Fug und Recht, dergleichen unter den Thieren oder unter noch geringeren Geſchöpfen zu ſuchen. Man ſetze in der Fabel von dem Wolfe und dem Lamme, anſtatt des Wolfes den Nero, anſtatt des Lammes den Britannicus, und die Fabel hat auf einmal alles verloren, was ſie zu einer Fabel für das ganze menſchliche Geſchlecht macht. Aber man ſetze anſtatt des Lammes und des Wolfes den Rieſen und den Zwerg, und ſie verliert ſchon weniger; denn auch der Rieſe und der Zwerg ſind Individuen, deren Charakter ohne weitere Hinzuthuung ziemlich aus der Benennung erhellt. Oder man verwandle ſie lieber gar in folgende menſchliche Fabel: „Ein Prieſter kam zu dem armen Manne des Propheten,*) und ſagte: Bringe dein weißes Lamm vor den Altar, denn die Götter fordern ein Opfer. Der Arme erwiederte: mein Nachbar hat eine zahlreiche Heerde, und ich habe nur das einzige Lamm. Du haſt aber den Göttern ein Gelübde gethan, verſetzte dieſer, weil ſie deine Felder geſegnet. — Ich habe kein Feld; war die Antwort. — Nun ſo war es damals, als ſie deinen Sohn von ſeiner Krankheit geneſen ließen. — O, ſagte der Arme, die Götter haben ihn ſelbſt zum Opfer hingenommen. Gottloſer! zürnte der Prieſter; du läſterſt! und riß das Lamm aus ſeinem Schooße ꝛc." — — Und wenn in dieſer Verwandlung die Fabel

---

*) 2. B. Sam. XII.

noch weniger verloren hat, ſo kommt es bloß daher, weil man mit dem Worte Prieſter den Charakter der Habſüchtigkeit leider noch weit geſchwinder verbindet, als den Charakter der Blutdürſtigkeit mit dem Worte Rieſe; und durch den armen Mann des Propheten die Idee der unterdrückten Unſchuld noch leichter erregt wird, als durch den Zwerg. — Der beſte Abdruck dieſer Fabel, in welchem ſie ohne Zweifel am allerwenigſten verloren hat, iſt die Fabel von der Katze und dem Hahne.*) Doch weil man auch hier ſich das Verhältniß der Katze gegen den Hahn nicht ſo geſchwind denkt, als dort das Verhältniß des Wolfes zum Lamme, ſo ſind dieſe noch immer die allerbequemſten Weſen, die der Fabuliſt zu ſeiner Abſicht hat wählen können.

Der Verfaſſer der oben angeführten Kritiſchen Briefe iſt mit Breitinger einerlei Meinung, und ſagt unter andern in der erdichteten Perſon des Hermann Axel:**) „Die Fabel bekommt durch dieſe ſonderbaren Perſonen ein wunderliches Anſehn. Es wäre keine ungeſchickte Fabel, wenn man dichtete: Ein Menſch ſah auf einem hohen Baume die ſchönſten Birnen hangen, die ſeine Luſt, davon zu eſſen, mächtig reizten. Er bemühte ſich lange, auf denſelben hinauf zu klimmen; aber es war umſonſt, er mußte es endlich aufgeben. Indem er wegging,

*) Fab. Aesop. 6.

**) Seite 166.

ſagte er: Es iſt mir geſunder, daß ich ſie noch länger ſtehen laſſe; ſie ſind doch noch nicht zeitig genug. Aber dieſes Geſchichtchen reizt nicht ſtark genug; es iſt zu platt ꝛc." — Ich geſtehe es Hermann Axeln zu, das Geſchichtchen iſt ſehr platt, und verdient nichts weniger, als den Namen einer guten Fabel. Aber iſt es bloß deßwegen ſo platt geworden, weil kein Thier darin redet und handelt? Gewiß nicht; ſondern es iſt es dadurch geworden, weil er das Individuum, den Fuchs, mit deſſen bloßem Namen wir einen gewiſſen Charakter verbinden, aus welchem ſich der Grund von der ihm zugeſchriebenen Handlung angeben läßt, in ein anderes Individuum verwandelt hat, deſſen Name keine Idee eines beſtimmten Charakters in uns erweckt. „Ein Menſch!" Das iſt ein viel zu allgemeiner Begriff für die Fabel. An was für eine Art von Menſchen ſoll ich dabei denken? Es giebt deren ſo viele! Aber „ein Fuchs!" Der Fabuliſt weiß nur von Einem Fuchſe, und ſobald er mir das Wort nennt, fallen auch meine Gedanken ſogleich nur auf Einen Charakter. Anſtatt des Menſchen überhaupt hätte Hermann Axel alſo wenigſtens einen Gasconier ſetzen müſſen. Und alsdann würde er wohl gefunden haben, daß die Fabel durch die bloße Weglaſſung des Thieres ſo viel eben nicht verlöre, beſonders wenn er in dem nämlichen Verhältniſſe auch die übrigen Umſtände geändert, und den Gasconier nach etwas mehr, als nach Birnen lüſtern gemacht hätte.

Da alſo die allgemein bekannten und unveränderlichen Charaktere der Thiere die eigentliche Urſache ſind, warum ſie der Fabuliſt zu moraliſchen Weſen erhebt, ſo kommt mir es ſehr ſonderbar vor, wenn man es Einem zum beſondern Ruhme machen will, „daß der Schwan in ſeinen Fabeln nicht ſinge, noch der Pelikan ſein Blut für ſeine Jungen vergieße." *) — Als ob man in den Fabelbüchern die Naturgeſchichte ſtudiren ſollte! Wenn dergleichen Eigenſchaften allgemein bekannt ſind, ſo ſind ſie werth, gebraucht zu werden, der Naturaliſt mag ſie bekräftigen oder nicht. Und derjenige, der ſie uns, es ſey durch ſeine Exempel oder durch ſeine Lehre, aus den Händen ſpielen will, der nenne uns erſt andere Individuen, von denen es bekannt iſt, daß ihnen die nämlichen Eigenſchaften in der That zukommen.

Je tiefer wir auf der Leiter der Weſen herabſteigen, deſto ſeltener kommen uns dergleichen allgemein bekannte Charaktere vor. Dieſes iſt denn auch die Urſache, warum ſich der Fabuliſt ſo ſelten in dem Pflanzenreiche, noch ſeltener in dem Steinreiche, und am allerſeltenſten vielleicht unter den Werken der Kunſt finden läßt. Denn daß es deßwegen geſchehen ſollte, weil es ſtufenweiſe immer unwahrſcheinlicher werde, daß dieſe geringeren Werke der Natur und Kunſt empfinden, denken und ſprechen

---

*) Man ſehe die kritiſche Vorrede zu M. v. K. neuen Fabeln.

könnten, will mir nicht einleuchten. Die Fabel von dem ehernen und dem irdenen Topfe iſt nicht um ein Haar ſchlechter oder unwahrſcheinlicher, als die beſte Fabel, z. E. von einem Affen, ſo nahe auch dieſer dem Menſchen verwandt iſt, und ſo unendlich weit jene von ihm abſtehen.

Indem ich aber die Charaktere der Thiere zur eigentlichen Urſache ihres vorzüglichen Gebrauchs in der Fabel mache, will ich nicht ſagen, daß die Thiere dem Fabuliſten ſonſt zu weiter gar nichts nützten. Ich weiß es ſehr wohl, daß ſie unter andern in der zuſammengeſetzten Fabel das Vergnügen der Vergleichung um ein Großes vermehren, welches alsdann kaum merklich iſt, wenn ſowohl der wahre, als der erdichtete einzelne Fall, beide aus handelnden Perſonen von einerlei Art, aus Menſchen, beſtehen. Da aber dieſer Nutzen, wie geſagt, nur in der zuſammengeſetzten Fabel Statt findet, ſo kann er die Urſache nicht ſeyn, warum die Thiere auch in der einfachen Fabel, und alſo in der Fabel überhaupt, dem Dichter ſich gemeiniglich mehr empfehlen, als die Menſchen.

Ja, ich will es wagen, den Thieren und anderen geringeren Geſchöpfen in der Fabel noch einen Nutzen zuzuſchreiben, auf welchen ich vielleicht durch Schlüſſe nie gekommen wäre, wenn mich nicht mein Gefühl darauf gebracht hätte. Die Fabel hat unſere klare und lebendige Erkenntniß eines moraliſchen Satzes zur Abſicht. Nichts verdunkelt unſere Er=

kenntniß mehr, als die Leidenſchaften. Folglich muß der Fabuliſt die Erregung der Leidenſchaften ſo viel als möglich vermeiden. Wie kann er aber anders z. E. die Erregung des Mitleids vermeiden, als wenn er die Gegenſtände deſſelben unvollkommener macht, und anſtatt der Menſchen Thiere, oder noch geringere Geſchöpfe annimmt? Man erinnere ſich noch einmal der Fabel von dem Wolfe und Lamme, wie ſie oben in die Fabel von dem Prieſter und dem armen Manne des Propheten verwandelt worden. Wir haben Mitleiden mit dem Lamme; aber dieſes Mitleiden iſt ſo ſchwach, daß es unſerer anſchauenden Erkenntniß des moraliſchen Satzes keinen merklichen Eintrag thut. Hingegen wie iſt es mit dem armen Manne? Kommt es mir nur ſo vor, oder iſt es wirklich wahr, daß wir mit dieſem viel zu viel Mitleiden haben, und gegen den Prieſter viel zu viel Unwillen empfinden, als daß die anſchauende Erkenntniß des moraliſchen Satzes hier eben ſo klar seyn könnte, als ſie dort iſt?

## III.

## Von der Eintheilung der Fabeln.

Die Fabeln ſind verſchiedener Eintheilungen fähig. Von einer, die ſich aus der verſchiedenen Anwendung ergiebt, habe ich gleich Anfangs geredet. Die Fabeln nämlich werden entweder bloß auf einen allgemeinen moraliſchen Satz angewendet, und heißen einfache Fabeln; oder ſie werden auf einen wirklichen Fall angewendet, der mit der Fabel unter einem und ebendemſelben moraliſchen Satze enthalten iſt, und heißen zuſammengeſetzte Fabeln. Der Nutzen dieſer Eintheilung hat ſich bereits an mehr als Einer Stelle gezeigt.

Eine andere Eintheilung würde ſich aus der verſchiedenen Beſchaffenheit des moraliſchen Satzes herholen laſſen. Es giebt nämlich moraliſche Sätze, die ſich beſſer in einem einzelnen Falle ihres Gegentheils, als in einem einzelnen Falle, der unmittelbar unter ihnen begriffen iſt, anſchauend erkennen laſſen. Fabeln alſo, welche den moraliſchen Satz in einem einzelnen Falle des Gegentheils zur Intuition brin-

gen, würde man vielleicht indirekte Fabeln, ſo wie die anderen direkte Fabeln nennen können.

Doch von dieſen Eintheilungen iſt hier nicht die Frage; noch viel weniger von jener unphiloſophiſchen Eintheilung nach den verſchiedenen Erfindern oder Dichtern, die ſich einen vorzüglichen Namen damit gemacht haben. Es hat den Kunſtrichtern gefallen, ihre gewöhnliche Eintheilung der Fabel von einer Verſchiedenheit herzunehmen, die mehr in die Augen fällt: von der Verſchiedenheit nämlich der darin handelnden Perſonen. Und dieſe Eintheilung iſt es, die ich hier näher betrachten will.

Aphthonius iſt ohne Zweifel der älteſte Scribent, der ihrer erwähnt. *Του δε μυθου*, ſagt er in ſeinen Vorübungen, *το μεν ἐστι λογικον, το δε ἠθικον το δε μικτον. Και λογικον μεν, ἐν ᾧτι ποιων ἀνθρωπος πεπλασται· ἠθικον δε το των ἀλογων ἠθος ἀπομιμουμενον· μικτον δε το ἐξ ἀμφοτερων ἀλογου και λογικου.* Es giebt drei Gattungen von Fabeln: die vernünftige, in welcher der Menſch die handelnde Perſon iſt; die ſittliche, in welcher unvernünftige Weſen aufgeführt werden; die vermiſchte, in welcher ſowohl unvernünftige, als vernünftige Weſen vorkommen. — Der Hauptfehler dieſer Eintheilung, welcher ſogleich einem jeden in die Augen leuchtet, iſt der, daß ſie das nicht erſchöpft, was ſie erſchöpfen ſollte. Denn wo bleiben diejenigen Fabeln, die aus Gottheiten und allegoriſchen Perſonen beſtehen? Aphthonius

hat die vernünftige Gattung ausdrücklich auf den einzigen Menſchen eingeſchränkt. Doch wenn dieſem Fehler auch abzuhelfen wäre; was kann deſſenungeachtet roher und mehr von der oberſten Fläche abgeſchöpft ſeyn, als dieſe Eintheilung? Öffnet ſie uns nur auch die geringſte freiere Einſicht in das Weſen der Fabel?

Batteux würde daher ohne Zweifel eben ſo wohl gethan haben, wenn er von der Eintheilung der Fabel gar geſchwiegen hätte, als daß er uns mit jener kahlen aphthonianiſchen abſpeiſen will. Aber was wird man vollends von ihm ſagen, wenn ich zeige, daß er ſich hier auf einer kleinen Tücke treffen läßt? Kurz zuvor ſagt er unter andern von den Perſonen der Fabel: „Man hat hier nicht allein den Wolf und das Lamm, die Eiche und das Schilf, ſondern auch den eiſernen und den irdenen Topf ihre Rollen ſpielen ſehen. Nur der Herr Verſtand und das Fräulein Einbildungskraft, und alles, was ihnen ähnlich ſieht, ſind von dieſem Theater ausgeſchloſſen worden; weil es ohne Zweifel ſchwerer iſt, dieſen bloß geiſtigen Weſen einen charaktermäßigen Körper zu geben, als Körpern, die einige Analogie mit unſeren Organen haben, Geiſt und Seele zu geben."*) — Merkt man, wider wen dieſes geht? Wider den de la Motte, der ſich in ſeinen Fabeln der allegoriſchen Weſen ſehr häufig bedient. Da

*) Nach der Ramlerſchen Überſetzung, S. 244.

dieſes nun nicht nach dem Geſchmacke unſers oft mehr ekeln als feinen Kunſtrichters war, ſo konnte ihm die aphthonianiſche mangelhafte Eintheilung der Fabel nicht anders als willkommen ſeyn, indem es durch ſie ſtillſchweigend gleichſam zur Regel gemacht wird, daß die Gottheiten und allegoriſchen Weſen gar nicht in die Äſopiſche Fabel gehören. Und dieſe Regel eben möchte Batteux gar zu gern feſtſetzen, ob er ſich gleich nicht getrauet, mit ausdrücklichen Worten darauf zu dringen. Sein Syſtem von der Fabel kann auch nicht ohne ſie beſtehen. „Die Äſopiſche Fabel, ſagt er, iſt, eigentlich zu reden, das Schauſpiel der Kinder; ſie unterſcheidet ſich von den übrigen nur durch die Geringfügigkeit und Naivetät ihrer ſpielenden Perſonen. Man ſieht auf dieſem Theater keinen Cäſar, keinen Alexander; aber wohl die Fliege und die Ameiſe ꝛc." — Freilich, dieſe Geringfügigkeit der ſpielenden Perſonen vorausgeſetzt, konnte Batteux mit den höheren poetiſchen Weſen des de la Motte unmöglich zufrieden ſeyn. Er verwarf ſie alſo, ob er ſchon einen guten Theil der beſten Fabeln des Alterthums zugleich mit verwerfen mußte; und zog ſich, um den kritiſchen Anfällen deßwegen weniger ausgeſetzt zu ſeyn, unter den Schutz der mangelhaften Eintheilung des Aphthonius. Gleich als ob Aphthonius der Mann wäre, der alle Gattungen von Fabeln, die in ſeiner Eintheilung nicht Platz haben, eben dadurch verdammen könnte! Und dieſen Mißbrauch einer erſchlichenen

hat die vernünftige Gattung ausdrücklich auf den einzigen Menſchen eingeſchränkt. Doch wenn dieſem Fehler auch abzuhelfen wäre; was kann deſſenungeachtet roher und mehr von der oberſten Fläche abgeſchöpft ſeyn, als dieſe Eintheilung? Öffnet ſie uns nur auch die geringſte freiere Einſicht in das Weſen der Fabel?

Batteux würde daher ohne Zweifel eben ſo wohl gethan haben, wenn er von der Eintheilung der Fabel gar geſchwiegen hätte, als daß er uns mit jener kahlen aphthonianiſchen abſpeiſen will. Aber was wird man vollends von ihm ſagen, wenn ich zeige, daß er ſich hier auf einer kleinen Tücke treffen läßt? Kurz zuvor ſagt er unter andern von den Perſonen der Fabel: „Man hat hier nicht allein den Wolf und das Lamm, die Eiche und das Schilf, ſondern auch den eiſernen und den irdenen Topf ihre Rollen ſpielen ſehen. Nur der Herr Verſtand und das Fräulein Einbildungskraft, und alles, was ihnen ähnlich ſieht, ſind von dieſem Theater ausgeſchloſſen worden; weil es ohne Zweifel ſchwerer iſt, dieſen bloß geiſtigen Weſen einen charaktermäßigen Körper zu geben, als Körpern, die einige Analogie mit unſeren Organen haben, Geiſt und Seele zu geben."*) — Merkt man, wider wen dieſes geht? Wider den de la Motte, der ſich in ſeinen Fabeln der allegoriſchen Weſen ſehr häufig bedient. Da

*) Nach der Ramlerſchen Überſetzung, S. 244.

dieſes nun nicht nach dem Geſchmacke unſers oft mehr ekeln als feinen Kunſtrichters war, ſo konnte ihm die aphthonianiſche mangelhafte Eintheilung der Fabel nicht anders als willkommen ſeyn, indem es durch ſie ſtillſchweigend gleichſam zur Regel gemacht wird, daß die Gottheiten und allegoriſchen Weſen gar nicht in die Äſopiſche Fabel gehören. Und dieſe Regel eben möchte Batteux gar zu gern feſtſetzen, ob er ſich gleich nicht getrauet, mit ausdrücklichen Worten darauf zu dringen. Sein Syſtem von der Fabel kann auch nicht ohne ſie beſtehen. „Die Äſopiſche Fabel, ſagt er, iſt, eigentlich zu reden, das Schauſpiel der Kinder; ſie unterſcheidet ſich von den übrigen nur durch die Geringfügigkeit und Naivetät ihrer ſpielenden Perſonen. Man ſieht auf dieſem Theater keinen Cäſar, keinen Alexander; aber wohl die Fliege und die Ameiſe ꝛc.“ — Freilich, dieſe Geringfügigkeit der ſpielenden Perſonen vorausgeſetzt, konnte Batteux mit den höheren poetiſchen Weſen des de la Motte unmöglich zufrieden ſeyn. Er verwarf ſie alſo, ob er ſchon einen guten Theil der beſten Fabeln des Alterthums zugleich mit verwerfen mußte; und zog ſich, um den kritiſchen Anfällen deßwegen weniger ausgeſetzt zu ſeyn, unter den Schutz der mangelhaften Eintheilung des Aphthonius. Gleich als ob Aphthonius der Mann wäre, der alle Gattungen von Fabeln, die in ſeiner Eintheilung nicht Platz haben, eben dadurch verdammen könnte! Und dieſen Mißbrauch einer erſchlichenen

nicht das Geringſte von den Hähnen darin geſagt wird, was ihnen nicht eigentlich zukäme. So iſt es mit mehreren; z. E. der Vogelſteller und die Schlange;*) der Hund und der Koch;**) der Hund und der Gärtner;†) der Schäfer und der Wolf;††) lauter Fabeln, die nach der gemeinen Eintheilung unter die ſittlichen und vermiſchten, nach der verbeſſerten aber unter die vernünftigen gehören.

Und nun? Werde ich es bei dieſer Eintheilung unſers Weltweiſen können bewenden laſſen? Ich weiß nicht. Wider ihre logikaliſche Richtigkeit habe ich nichts zu erinnern; ſie erſchöpft alles, was ſie erſchöpfen ſoll. Aber man kann ein guter Dialektiker ſeyn, ohne ein Mann von Geſchmack zu ſeyn; und das letzte war Wolf leider wohl nicht. Wie, wenn es auch ihm hier ſo gegangen wäre, als er es von dem Aphthonius vermuthet, daß er zwar richtig gedacht, aber ſich nicht ſo vollkommen gut ausgedrückt hätte, als es beſonders die Kunſtrichter wohl verlangen dürften? Er redet von Fabeln, in welchen den Subjekten Leidenſchaften und Handlungen, überhaupt Prädikate, beigelegt werden, deren ſie nicht fähig ſind, die ihnen nicht zukommen. Dieſes nicht zukommen kann einen übeln Verſtand

---

*) Fab. Aesop. 32.

**) Fab. Aesop. 34.

†) Fab. Aesop. 67.

††) Fab. Aesop. 71.

machen. Der Dichter, kann man daraus ſchließen, iſt alſo nicht gehalten, auf die Naturen der Geſchöpfe zu ſehen, die er in ſeinen Fabeln aufführt? Er kann das Schaf verwegen, den Wolf ſanftmüthig, den Eſel feurig vorſtellen; er kann die Tauben als Falken brauchen und die Hunde von den Haſen jagen laſſen. Alles dieſes kommt ihnen nicht zu; aber der Dichter macht eine ſittliche Fabel, und er darf es ihnen beilegen. — Wie nöthig iſt es, dieſer gefährlichen Auslegung, dieſen mit einer Überſchwemmung der abgeſchmackteſten Mährchen drohenden Folgerungen vorzubauen.

Man erlaube mir alſo, mich auf meinen eigenen Weg wieder zurückzuwenden. Ich will den Weltweiſen ſo wenig als möglich aus dem Geſichte verlieren; und vielleicht kommen wir am Ende der Bahn zuſammen. — Ich habe geſagt, und glaube es erwieſen zu haben, daß auf der Erhebung des einzelnen Falles zur Wirklichkeit der weſentliche Unterſchied der Parabel oder des Exempels überhaupt und der Fabel beruht. Dieſe Wirklichkeit iſt der Fabel ſo unentbehrlich, daß ſie ſich eher von ihrer Möglichkeit, als von jener etwas abbrechen läßt. Es ſtreitet minder mit ihrem Weſen, daß ihr einzelner Fall nicht ſchlechterdings möglich iſt, daß er nur nach gewiſſen Vorausſetzungen unter gewiſſen Bedingungen möglich iſt, als daß er nicht als wirklich vorgeſtellt werde. In Anſehung dieſer Wirklichkeit folglich iſt die Fabel keiner Verſchiedenheit

fähig; wohl aber in Anſehung ihrer Möglichkeit, welche ſie veränderlich zu ſeyn erlaubt. Nun iſt, wie geſagt, dieſe Möglichkeit entweder eine unbedingte oder bedingte Möglichkeit; der einzelne Fall der Fabel iſt entweder ſchlechterdings möglich, oder er iſt es nur nach gewiſſen Vorausſetzungen unter gewiſſen Bedingungen. Die Fabeln alſo, deren einzelner Fall ſchlechterdings möglich iſt, will ich (um gleichfalls bei den alten Benennungen zu bleiben) vernünftige Fabeln nennen; Fabeln hingegen, wo er es nur nach gewiſſen Vorausſetzungen iſt, mögen ſittliche heißen. Die vernünftigen Fabeln leiden keine fernere Unterabtheilung; die ſittlichen aber leiden ſie. Denn die Vorausſetzungen betreffen entweder die Subjekte der Fabel, oder die Prädikate dieſer Subjekte: der Fall der Fabel iſt entweder möglich, vorausgeſetzt, daß dieſe und jene Weſen exiſtiren; oder er iſt es, vorausgeſetzt, daß dieſe und jene wirklich exiſtirenden Weſen (nicht andere Eigenſchaften, als ihnen zukommen; denn ſonſt würden ſie zu anderen Weſen werden, ſondern) die ihnen wirklich zukommenden Eigenſchaften in einem höhern Grade, in einem weitern Umfange, beſitzen. Jene Fabeln, worin die Subjekte vorausgeſetzt werden, wollte ich mythiſche Fabeln nennen; und dieſe, worin nur erhöhtere Eigenſchaften wirklicher Subjekte angenommen werden, würde ich, wenn ich das Wort anders wagen darf, hyperphyſiſche Fabeln nennen. —

Ich will dieſe meine Eintheilung noch durch einige Beiſpiele erläutern. Die Fabeln, der Blinde und der Lahme; die zwei kämpfenden Hähne; der Vogelſteller und die Schlange; der Hund und der Gärtner, ſind lauter vernünftige Fabeln, obſchon bald lauter Thiere, bald Menſchen und Thiere darin vorkommen; denn der darin enthaltene Fall iſt ſchlechterdings möglich, oder, mit Wolf zu reden, es wird den Subjekten nichts darin beigelegt, was ihnen nicht zukomme. — Die Fabeln, Apollo und Jupiter;*) Herkules und Plutus;**) die verſchiedene Bäume in ihren beſondern Schutz nehmenden Götter;***) kurz alle Fabeln, die aus Gottheiten, aus allegoriſchen Perſonen, aus Geiſtern und Geſpenſtern, aus anderen erdichteten Weſen, dem Phönix z. E., beſtehen, ſind ſittliche Fabeln, und zwar mythiſch-ſittliche; denn es wird darin vorausgeſetzt, daß alle dieſe Weſen exiſtiren oder exiſtirt haben, und der Fall, den ſie enthalten, iſt nur unter dieſer Vorausſetzung möglich. — Der Wolf und das Lamm;†) der Fuchs und der Storch;††) die Natter und die Feile;†††) die Bäume und der Dorn-

*) Fab. Aesop. 287.

**) *Phaedrus*, Lib. IV. Fab. 11.

***) *Phaedrus*, Lib. III. Fab. 15.

†) *Phaedrus*, Lib. I. Fab. 1.

††) *Phaedrus*, Lib. I. Fab. 25.

†††) *Phaedrus*, Lib. IV. Fab. 7.

ſtrauch;*) der Ölbaum und das Rohr ꝛc.**) ſind gleichfalls ſittliche, aber hyperphyſiſch-ſittliche Fabeln; denn die Natur dieſer wirklichen Weſen wird erhöht, die Schranken ihrer Fähigkeiten werden erweitert. Eins muß ich hierbei erinnern! Man bilde ſich nicht ein, daß dieſe Gattung von Fabeln ſich bloß auf die Thiere und andere geringere Geſchöpfe einſchränke; der Dichter kann auch die Natur des Menſchen erhöhen, und die Schranken ſeiner Fähigkeiten erweitern. Eine Fabel z. E. von einem Propheten würde eine hyperphyſiſch-ſittliche Fabel ſeyn; denn die Gabe zu prophezeihen, kann dem Menſchen bloß nach einer erhöhetern Natur zukommen. Oder wenn man die Erzählung von den himmelſtürmenden Rieſen als eine Äſopiſche Fabel behandeln und ſie dahin verändern wollte, daß ihr unſinniger Bau von Bergen auf Bergen endlich von ſelbſt zuſammenſtürzte und ſie unter den Ruinen begrübe: ſo würde keine andere, als eine hyperphyſiſch-ſittliche Fabel daraus werden können.

Aus den zwei Hauptgattungen der vernünftigen und ſittlichen Fabeln entſteht auch bei mir eine vermiſchte Gattung, wo nämlich der Fall zum Theil ſchlechterdings, zum Theil nur unter gewiſſen Vorausſetzungen, möglich iſt. Und zwar können dieſer vermiſchten Fabeln dreierlei ſeyn: die

*) Fab. Aesop. 313.

**) Fab. Aesop. 143.

vernünftig-mythiſche Fabel, als: Herkules und der Kärner;*) der arme Mann und der Tod;**) die vernünftig-hyperphyſiſche Fabel, als: der Holzſchläger und der Fuchs;***) der Jäger und der Löwe;†) und endlich die hyperphyſiſch-mythiſche Fabel, als: Jupiter und das Kameel;††) Jupiter und die Schlange ꝛc.†††)

Und dieſe Eintheilung erſchöpft die Mannichfaltigkeit der Fabeln ganz gewiß, ja man wird, hoffe ich, keine anführen können, deren Stelle ihr zufolge zweifelhaft bliebe, welches bei allen anderen Eintheilungen geſchehen muß, die ſich bloß auf die Verſchiedenheit der handelnden Perſonen beziehen. Die Breitingerſche Eintheilung iſt davon nicht ausgeſchloſſen, ob Er ſchon dabei die Grade des Wunderbaren zum Grunde gelegt hat. Denn da bei ihm die Grade des Wunderbaren, wie wir geſehen haben, größtentheils auf die Beſchaffenheit der handelnden Perſonen ankommen, ſo klingen ſeine Worte nur gründlicher, und er iſt in der That in die Sache nichts tiefer eingedrungen. „Das Wunderbare der Fabel, ſagt er, hat ſeine verſchiedenen Grade. —

*) Fab. Aesop. 336.

**) Fab. Aesop. 20.

***) Fab. Aesop. 127.

†) Fab. Aesop. 280.

††) Fab. Aesop. 197.

†††) Fab. Aesop. 189.

denken, reden und handeln läßt, der Charakter her-vorſcheine, um deſſenwillen er ſie ſeiner Abſicht bequemer fand, als alle andere Individuen. Iſt dieſes; denken, reden und thun ſie durchaus nichts, was ein anderes Individuum von einem andern oder gar ohne Charakter eben ſo gut denken, reden und thun könnte: ſo wird uns ihr Betragen im geringſten nicht befremden, wenn es auch noch ſo viel Witz, Scharfſinnigkeit und Vernunft vorausſetzt. Und wie könnte es auch? Haben wir ihnen einmal Freiheit und Sprache zugeſtanden, ſo müſſen wir ihnen zugleich alle Modifikationen des Willens und alle Erkenntniſſe zugeſtehen, die aus jenen Eigenſchaften folgen können, auf welchen unſer Vorzug vor ihnen einzig und allein beruht. Nur ihren Charakter, wie geſagt, müſſen wir durch die ganze Fabel finden; und finden wir dieſen, ſo erfolgt die Illuſion, daß es wirkliche Thiere ſind, ob wir ſie gleich reden hören, und ob ſie gleich noch ſo feine Anmerkungen, noch ſo ſcharfſinnige Schlüſſe machen. Es iſt unbeſchreiblich, wie viele Sophismata non causae ut causae die Kunſtrichter in dieſer Materie gemacht haben. Unter andern der Verfaſſer der Kritiſchen Briefe, wenn er von ſeinem Hermann Axel ſagt: „Daher ſchreibt er auch den unvernünftigen Thieren, die er aufführt, niemals eine Reihe von Anſchlägen zu, die in einem Syſtem, in einer Verknüpfung ſtehen, und zu einem Endzwecke von weitem angeordnet ſind. Denn dazu gehört eine Stärke

der Vernunft, welche über den Inſtinkt iſt. Ihr Inſtinkt giebt nur flüchtige und dunkle Strahlen einer Vernunft von ſich, die ſich nicht lange empor halten kann. Aus dieſer Urſache werden dieſe Fabeln mit Thierperſonen ganz kurz, und beſtehen nur aus einem ſehr einfachen Anſchlage oder Anliegen. Sie reichen nicht zu, einen menſchlichen Charakter in mehr als Einem Lichte vorzuſtellen; ja der Fabuliſt muß zufrieden ſeyn, wenn er nur Einen Zug eines Charakters vorſtellen kann. Es iſt eine ausſchweifende Idee des Pater Boſſue, daß die Äſopiſche Fabel ſich in dieſelbe Länge, wie die epiſche Fabel ausdehnen laſſe. Denn das kann nicht geſchehen, es ſey denn, daß man die Thiere nichts von den Thieren behalten laſſe, ſondern ſie in Menſchen verwandle, welches nur in poſſierlichen Gedichten angeht, wo man die Thiere mit gewiſſem Vorſatz in Masken aufführt, und die Verrichtungen der Menſchen nachäffen läßt 2c." — Wie ſonderbar iſt hier das aus dem Weſen der Thiere hergeleitet, was der Kunſtrichter aus dem Weſen der anſchauenden Erkenntniß, und aus der Einheit des moraliſchen Lehrſatzes in der Fabel hätte herleiten ſollen! Ich gebe es zu, daß der Einfall des Pater Boſſue nichts taugt. Die Äſopiſche Fabel, in die Länge einer epiſchen Fabel ausgedehnt, hört auf eine Äſopiſche Fabel zu ſeyn; aber nicht deßwegen, weil man den Thieren, nachdem man ihnen Freiheit und Sprache ertheilt hat, nicht auch eine Folge von

Gedanken, dergleichen die Folge von Handlungen in der Epopee erfordern würde, ertheilen dürfte; nicht deßwegen, weil die Thiere alsdann zu viel Menſchliches haben würden: ſondern deßwegen, weil die Einheit des moraliſchen Lehrſatzes verloren gehen würde; weil man dieſen Lehrſatz in der Fabel, deren Theile ſo gewaltſam aus einander gedehnt und mit fremden Theilen vermiſcht worden, nicht länger anſchauend erkennen würde. Denn die anſchauende Erkenntniß erfordert unumgänglich, daß wir den einzelnen Fall auf einmal überſehen können; können wir es nicht, weil er entweder allzuviel Theile hat, oder ſeine Theile allzuweit aus einander liegen, ſo kann auch die Intuition des Allgemeinen nicht erfolgen. Und nur dieſes, wenn ich nicht ſehr irre, iſt der wahre Grund, warum man es dem dramatiſchen Dichter, noch williger aber dem Epopeendichter, erlaſſen hat, in ihre Werke eine einzige Hauptlehre zu legen. Denn was hilft es, wenn ſie auch eine hineinlegen? Wir können ſie doch nicht darin erkennen, weil ihre Werke viel zu weitläuftig ſind, als daß wir ſie auf einmal zu überſehen vermöchten. In dem Skelette derſelben müßte ſie ſich wohl endlich zeigen; aber das Skelett gehört für den kalten Kunſtrichter, und wenn dieſer einmal glaubt, daß eine ſolche Hauptlehre darin liegen müſſe, ſo wird er ſie gewiß herausgrübeln, wenn ſie der Dichter auch gleich nicht hineingelegt hat. Daß übrigens das eingeſchränkte Weſen der

Thiere von dieſer nicht zu erlaubenden Ausdehnung der Äſopiſchen Fabel die wahre Urſache nicht ſey, hätte der kritiſche Briefſteller gleich daher abnehmen können, weil nicht bloß die thieriſche Fabel, ſondern auch jede andere Äſopiſche Fabel, wenn ſie ſchon aus vernünftigen Weſen beſteht, derſelben unfähig iſt. Die Fabel von dem Lahmen und Blinden, oder von dem armen Manne und dem Tode, läßt ſich eben ſo wenig zur Länge des epiſchen Gedichts erſtrecken, als die Fabel von dem Lamme und dem Wolfe, oder von dem Fuchſe und dem Raben. Kann es alſo an der Natur der Thiere liegen? Und wenn man mit Beiſpielen ſtreiten wollte, wie viele ſehr gute Fabeln ließen ſich ihm nicht entgegenſetzen, in welchen den Thieren weit mehr als flüchtige und dunkle Strahlen einer Vernunft beigelegt wird, und man ſie ihre Anſchläge ziemlich von weitem her zu einem Endzwecke anwenden ſieht! Z. E. der Adler und der Käfer;*) der Adler, die Katze und das Schwein ꝛc.**)

Unterdeſſen, dachte ich einsmals bei mir ſelbſt, wenn man deſſenungeachtet eine Äſopiſche Fabel von einer ungewöhnlichen Länge machen wollte, wie müßte man es anfangen, daß die jetzt berührten Unbequemlichkeiten dieſer Länge wegfielen? Wie müßte unſer Reinicke Fuchs ausſehen, wenn ihm der

*) Fab. Aesop. 2.

**) *Phaedrus*, Lib. II. Fab. 4.

Name eines Äſopiſchen Heldengedichts zukommen ſollte? Mein Einfall war dieſer: Für's erſte müßte nur ein einziger moraliſcher Satz in dem Ganzen zum Grunde liegen; für's zweite müßten die vielen und mannichfaltigen Theile dieſes Ganzen unter gewiſſe Haupttheile gebracht werden, damit man ſie wenigſtens in dieſen Haupttheilen auf einmal überſehen könnte; für's dritte müßte jeder dieſer Haupttheile ein beſonderes Ganze, eine für ſich beſtehende Fabel ſeyn können, damit das große Ganze aus gleichartigen Theilen beſtände. Es müßte, um alles zuſammen zu nehmen, der allgemeine moraliſche Satz in ſeine einzelnen Begriffe aufgelöſt werden; jeder von dieſen einzelnen Begriffen müßte in einer beſondern Fabel zur Intuition gebracht werden, und alle dieſe beſonderen Fabeln müßten zuſammen nur eine einzige Fabel ausmachen. Wie wenig hat der Reinicke Fuchs von dieſen Requiſitis! Am Beſten alſo, ich mache ſelbſt die Probe, ob ſich mein Einfall auch wirklich ausführen läßt. — Und nun urtheile man, wie dieſe Probe ausgefallen iſt! Es iſt die ſechzehnte Fabel meines dritten Buchs, und heißt die Geſchichte des alten Wolfs in ſieben Fabeln. Die Lehre, welche in allen ſieben Fabeln zuſammengenommen liegt, iſt dieſe: „Man muß einen alten Böſewicht nicht auf das Äußerſte bringen, und ihm alle Mittel zur Beſſerung, ſo ſpät und erzwungen ſie auch ſeyn mag, benehmen." Dieſes Äußerſte, die Benehmung aller Mittel,

zerſtückte ich; machte verſchiedene mißlungene Verſuche des Wolfes daraus, des gefährlichen Raubens künftig müßig gehen zu können; und bearbeitete jeden dieſer Verſuche als eine beſondere Fabel, die ihre eigene und mit der Hauptmoral in keiner Verbindung ſtehende Lehre hat. — Was ich hier bis auf ſieben, und mit dem Rangſtreite der Thiere auf vier Fabeln gebracht habe, wird ein Anderer mit einer andern noch fruchtbarern Moral leicht auf mehrere bringen können. Ich begnüge mich, die Möglichkeit gezeigt zu haben.

---

# IV.

## Von dem Vortrage der Fabel.

Wie ſoll die Fabel vorgetragen werden? Iſt hierin Äſopus, oder iſt Phädrus, oder iſt la Fontaine das wahre Muſter?

Es iſt nicht ausgemacht, ob Äſopus ſeine Fabeln ſelbſt aufgeſchrieben und in ein Buch zuſammengetragen hat. Aber das iſt ſo gut als ausgemacht, daß, wenn er es auch gethan hat, doch keine einzige davon durchaus mit ſeinen eigenen Worten auf uns gekommen iſt. Ich verſtehe alſo hier die allerſchönſten Fabeln in den verſchiedenen griechiſchen Sammlungen, welchen man ſeinen Namen vorgeſetzt hat. Nach dieſen zu urtheilen, war ſein Vortrag von der äußerſten Präciſion; er hielt ſich nirgends bei Beſchreibungen auf; er kam ſogleich zur Sache, und eilte mit jedem Worte näher zum Ende; er kannte kein Mittel zwiſchen dem Nothwendigen und Unnützen. So charakteriſirt ihn de la Motte; und richtig. Dieſe Präciſion und Kürze, worin er ein ſo großes Muſter war, fanden die Alten der Natur der Fabel auch ſo angemeſſen, daß ſie eine

allgemeine Regel daraus machten. Theon unter andern dringt mit den ausdrücklichſten Worten darauf.

Auch Phädrus, der ſich vornahm, die Erfindungen des Äſopus in Verſen auszubilden, hat offenbar den feſten Vorſatz gehabt, ſich an dieſe Regel zu halten; und wo er davon abgekommen iſt, ſcheint ihn das Sylbenmaaß und der poetiſchere Styl, in welchen uns auch das allerſimpelſte Sylbenmaaß wie unvermeidlich verſtrickt, gleichſam wider ſeinen Willen davon abgebracht zu haben.

Aber la Fontaine? Dieſes ſonderbare Genie! La Fontaine! Nein, wider ihn ſelbſt habe ich nichts; aber wider ſeine Nachahmer, wider ſeine blinden Verehrer! La Fontaine kannte die Alten zu gut, als daß er nicht hätte wiſſen ſollen, was ihre Muſter und die Natur zu einer vollkommenen Fabel erforderten. Er wußte es, daß die Kürze die Seele der Fabel ſey; er geſtand es zu, daß es ihr vornehmſter Schmuck ſey, ganz und gar keinen Schmuck zu haben. Er bekannte*) mit der liebenswürdigſten Aufrichtigkeit, „daß man die zierliche Präciſion und die außerordentliche Kürze, durch die ſich Phädrus ſo ſehr empfehle, in ſeinen Fabeln nicht finden werde. Es wären dieſes Eigenſchaften, die zu erreichen, ihn ſeine Sprache zum Theil verhindert hätte; und bloß deßwegen, weil er den Phädrus darin nicht nachahmen können, habe er

*) In der Vorrede zu ſeinen Fabeln.

geglaubt, qu'il falloit en recompense égayer l'ouvrage plus qu'il n'a fait.“ Alle die Luſtigkeit, ſagt er, durch die ich meine Fabeln aufgeſtutzt habe, ſoll weiter nichts, als eine etwanige Schadloshaltung für weſentlichere Schönheiten ſeyn, die ich ihnen zu ertheilen zu unvermögend geweſen bin. — Welch Bekenntniß! In meinen Augen macht ihm dieſes Bekenntniß mehr Ehre, als ihm alle ſeine Fabeln machen. Aber wie wunderbar ward es von dem franzöſiſchen Publikum aufgenommen! Es glaubte, la Fontaine wolle ein bloßes Kompliment machen, und hielt die Schadloshaltung unendlich höher, als das, wofür ſie geleiſtet war. Kaum konnte es auch anders ſeyn; denn die Schadloshaltung hatte allzuviel Reizendes für Franzoſen, bei welchen nichts über die Luſtigkeit geht. Ein witziger Kopf unter ihnen, der hernach das Unglück hatte, hundert Jahr witzig zu bleiben,*) meinte ſogar, la Fontaine habe ſich aus bloßer Albernheit (par bêtise) dem Phädrus nachgeſetzt; und de la Motte ſchrie über dieſen Einfall: mot plaisant, mais solide.

Unterdeſſen, da la Fontaine ſeine luſtige Schwatzhaftigkeit durch ein ſo großes Muſter, als ihm Phädrus ſchien, verdammt glaubte, wollte er doch nicht ganz ohne Bedeckung von Seiten des Alterthums bleiben. Er ſetzte alſo hinzu: „Und meinen Fabeln dieſe Luſtigkeit zu ertheilen, habe ich

*) Fontenelle.

um ſo viel eher wagen dürfen, da Quinctilian lehrt, man könne die Erzählungen nicht luſtig genug machen (égayer). Ich brauche keine Urſache hiervon anzugeben; genug, daß es Quinctilian ſagt." — Ich habe wider dieſe Autorität zweierlei zu erinnern. Es iſt wahr, Quinctilian ſagt: Ego vero narrationem, ut si ullam partem orationis, omni, qua potest, gratia et venere exornandam puto;*) und dieſes muß die Stelle ſeyn, worauf ſich la Fontaine ſtützt. Aber iſt dieſe Grazie, dieſe Venus, die er der Erzählung, ſo viel als möglich, obgleich nach Maßgebung der Sache,**) zu ertheilen befiehlt, iſt dieſes Luſtigkeit? Ich ſollte meinen, daß gerade die Luſtigkeit dadurch ausgeſchloſſen werde. Doch der Hauptpunkt iſt hier dieſer: Quinctilian redet von der Erzählung des Factums in einer gerichtlichen Rede, und was er von dieſer ſagt, zieht la Fontaine wider die ausdrückliche Rede der Alten auf die Fabel. Er hätte dieſe Regel unter andern bei dem Theon finden können. Der Grieche redet von dem Vortrage der Erzählung in der Chrie, — wie plan, wie kurz muß die Erzählung in einer Chrie ſeyn! — und ſetzt hinzu: ἐν δε τοις μυθοις ἁπλουστεραν την ἑρμηνειαν εἰναι δει και προσφυη· και ὡς δυνατον, ἀκατασκευον

---

*) *Quinctilian.* Inst. Orat. Lib. IV, cap. 2.

**) Sed plurimum refert, quae sit natura ejus rei, quam exponimus. *Idem*, ibidem.

τε και σαφη· Die Erzählung der Fabel ſoll noch planer ſeyn, ſie ſoll zuſammengepreßt, ſo viel als möglich ohne alle Zierathen und Figuren mit der einzigen Deutlichkeit zufrieden ſeyn.

Dem la Fontaine vergebe ich den Mißbrauch dieſer Autorität des Quinctilian gar gern. Man weiß ja, wie die Franzoſen überhaupt die Alten leſen! Leſen ſie doch ihre eigenen Autoren mit der unverzeihlichſten Flatterhaftigkeit. Hier iſt gleich ein Exempel! De la Motte ſagt von dem la Fontaine: Tout Original qu'il est dans les manières, il étoit admirateur des Anciens jusqu'à la prévention, comme s'ils eussent été ses modèles. *La brièveté*, dit-il, *est l'ame de la Fable, et il est inutile d'en apporter des raisons, c'est assez que Quintilien l'ait dit.**) Man kann nichts verſtümmelter anführen, als de la Motte hier den la Fontaine anführt! La Fontaine legt es einem ganz andern Kunſtrichter in den Mund, daß die Kürze die Seele der Fabel ſey, oder ſpricht es vielmehr in ſeiner eigenen Perſon; er beruft ſich nicht wegen der Kürze, ſondern wegen der Munterkeit, die in den Erzählungen herrſchen ſolle, auf das Zeugniß des Quinctilian, und würde ſich wegen jener ſehr ſchlecht auf ihn berufen haben, weil man jenen Ausſpruch nirgends bei ihm findet.

---

*) Discours sur la Fable, p. 17.

Ich komme auf die Sache ſelbſt zurück. Der allgemeine Beifall, den la Fontaine mit ſeiner muntern Art zu erzählen erhielt, machte, daß man nach und nach die Äſopiſche Fabel von einer ganz andern Seite betrachtete, als ſie die Alten betrachtet hatten. Bei den Alten gehörte die Fabel zu dem Gebiete der Philoſophie, und aus dieſem holten die Lehrer der Redekunſt ſie in das ihrige herüber. Ariſtoteles hat nicht in ſeiner Dichtkunſt, ſondern in ſeiner Rhetorik davon gehandelt; und was Aphthonius und Theon davon ſagen, das ſagen ſie gleichfalls in Vorübungen der Rhetorik. Auch bei den Neueren muß man das, was man von der Äſopiſchen Fabel wiſſen will, durchaus in Rhetoriken ſuchen; bis auf die Zeiten des la Fontaine. Ihm gelang es, die Fabel zu einem anmuthigen poetiſchen Spielwerke zu machen; er bezauberte; er bekam eine Menge Nachahmer, die den Namen eines Dichters nicht wohlfeiler erhalten zu können glaubten, als durch ſolche in luſtigen Verſen ausgedehnte und gewäſſerte Fabeln; die Lehrer der Dichtkunſt griffen zu; die Lehrer der Redekunſt ließen den Eingriff geſchehen; dieſe hörten auf, die Fabel als ein ſicheres Mittel zur lebendigen Überzeugung anzupreiſen; und jene fingen dafür an, ſie als ein Kinderſpiel zu betrachten, das ſie ſo viel als möglich auszuputzen uns lehren müßten. — So ſtehen wir noch! —

Ein Mann, der aus der Schule der Alten kommt, wo ihm jene ἑρμηνεια ἀκατασκευος der Fabel ſo oft

mir? Batteux ſelbſt geſteht es ja mit ausdrücklichen Worten, „daß dieſes nur Zierathen ſolcher Erzählungen ſind, die vornehmlich zur Beluſtigung gemacht werden.“ Und für eine ſolche Erzählung hält er die Fabel? Warum bin ich ſo eigenſinnig, ſie nicht auch dafür zu halten? Warum habe ich nur ihren Nutzen im Sinne? Warum glaube ich, daß dieſer Nutzen ſeinem Weſen nach ſchon anmuthig genug iſt, um aller fremden Annehmlichkeiten entbehren zu können? Freilich geht es dem la Fontaine und allen ſeinen Nachahmern wie meinem Manne mit dem Bogen;*) der Mann wollte, daß ſein Bogen mehr als glatt ſey; er ließ Zierathen darauf ſchnitzen; und der Künſtler verſtand ſehr wohl, was für Zierathen auf einen Bogen gehörten; er ſchnitzte eine Jagd darauf: nun will der Mann den Bogen verſuchen, und er zerbricht. Aber war das die Schuld des Künſtlers? Wer hieß den Mann ſo wie zuvor damit zu ſchießen? Er hätte den geſchnitzten Bogen nunmehr fein in ſeiner Rüſtkammer aufhängen, und ſeine Augen daran weiden ſollen! Mit einem ſolchen Bogen ſchießen zu wollen! — Freilich würde nun auch Plato, der die Dichter alle ſammt ihrem Homer aus ſeiner Republik verbannte, dem Äſopus aber einen rühmlichen Platz darin vergönnte, freilich würde auch Er nunmehr zu dem Äſopus, ſo wie ihn la Fontaine

---

*) S. die erſte Fabel des dritten Buchs.

verkleidet hat, ſagen: Freund, wir kennen einander nicht mehr! Geh auch du deinen Gang! Aber, was geht es uns an, was ſo ein alter Grillenfänger, wie Plato, ſagen würde? —

Vollkommen richtig! Unterdeſſen, da ich ſo ſehr billig bin, hoffe ich, daß man es auch einigermaßen gegen mich ſeyn wird. Ich habe die erhabene Abſicht, die Welt mit meinen Fabeln zu beluſtigen, leider nicht gehabt; ich hatte mein Augenmerk nur immer auf dieſe oder jene Sittenlehre, die ich meiſtens zu meiner eigenen Erbauung gern in beſonderen Fällen überſehen wollte; und zu dieſem Gebrauche glaubte ich meine Erdichtungen nicht kurz, nicht trocken genug aufſchreiben zu können. Wenn ich aber jetzt die Welt gleich nicht beluſtige, ſo könnte ſie doch mit der Zeit vielleicht durch mich beluſtigt werden. Man erzählt ja die neuen Fabeln des Abſtemius eben ſowohl, als die alten Fabeln des Äſopus in Verſen; wer weiß, was meinen Fabeln aufbehalten iſt, und ob man auch ſie nicht einmal mit aller möglichen Luſtigkeit erzählt, wenn ſie ſich anders durch ihren innern Werth eine Zeitlang in dem Andenken der Welt erhalten? In dieſer Betrachtung alſo bitte ich für jetzt mit meiner Proſa —

Aber ich bilde mir ein, daß man mich meine Bitte nicht einmal ausſagen läßt. Wenn ich mit der allzu muntern und leicht auf Umwege führenden Erzählungsart des la Fontaine nicht zufrieden

[illegible]

deutlich genug aus der Allegorie entſpringe." Der erſte Vorwurf betrifft eine wahre Kleinigkeit; der zweite iſt unendlich wichtiger, und leider gegründet. Doch ich will nicht fremde Beſchuldigungen rechtfertigen; ſondern meine eigene vorbringen. Sie läuft dahin aus, daß Phädrus, ſo oft er ſich von der Einfalt der griechiſchen Fabeln auch nur einen Schritt entfernt, einen plumpen Fehler begeht. Wie viele Beweiſe will man? z. E.

Lib. I. Fab. 4.

Canis per flumen carnem dum ferret natans,
Lympharum in speculo vidit simulacrum
suum etc.

Es iſt unmöglich; wenn der Hund durch den Fluß geſchwommen iſt, ſo hat er das Waſſer um ſich her nothwendig ſo getrübt, daß er ſein Bildniß unmöglich darin ſehen können. Die griechiſchen Fabeln ſagen: *κυων κρεας ἐχουσα ποταμον διεβαινε*; das braucht weiter nichts zu heißen, als: er ging über den Fluß; auf einem niedrigen Steige, muß man ſich vorſtellen. Aphthonius beſtimmt dieſen Umſtand noch behutſamer: *κρεας ἁρπασα τις κυων παρ' αὐτην διηει την ὀχθην*; der Hund ging an dem Ufer des Fluſſes.

Lib. I. Fab. 5.

Vacca et capella, et patiens ovis injuriae,
Socii fuere cum leone in saltibus.

Welch eine Geſellſchaft! Wie war es möglich, daß ſich dieſe viere zu einem Zwecke vereinigen konnten? Und zwar zur Jagd! Dieſe Ungereimtheit haben die Kunſtrichter ſchon öfters angemerkt; aber noch keiner hat zugleich anmerken wollen, daß ſie von des Phädrus eigener Erfindung iſt. Im Griechiſchen iſt dieſe Fabel zwiſchen dem Löwen und dem wilden Eſel (*Οναγρος*). Von dem wilden Eſel iſt es bekannt, daß er ludert; und folglich konnte er an der Beute Theil nehmen. Wie elend iſt ferner die Theilung bei dem Phädrus:

Ego primam tollo, nominor quia leo,
Secundam, quia sum fortis, tribuetis mihi;
Tum quia plus valeo, me sequetur tertia;
Male afficietur, si quis quartam tetigerit.

Wie vortrefflich hingegen iſt ſie im Griechiſchen! Der Löwe macht ſogleich drei Theile; denn von jeder Beute ward bei den Alten ein Theil für den König oder für die Schatzkammer des Staates bei Seite gelegt. Und dieſes Theil, ſagt der Löwe, gehört mir, *βασιλευς γαρ ειμι*; das zweite Theil gehört mir auch, *ὡς ἐξ ἰσου κοινωνων*, nach dem Rechte der gleichen Theilung; und das dritte Theil *κακον μεγα σοι ποιησει, εἰ μη ἐθελης φυγειν.*

Lib. I. Fab. 11.

Venari asello comite cum vellet leo,
Contexit illum frutice, et admonuit simul,
Ut insueta voce terreret feras etc.

— — — — — — — — —

Quae dum paventes exitus notos petunt,
Leonis affliguntur horrendo impetu.

Der Löwe verbirgt den Eſel in das Geſträuch; der Eſel ſchreiet; die Thiere erſchrecken in ihren Lagern, und da ſie durch die bekannten Ausgänge davon fliehen wollen, fallen ſie dem Löwen in die Klauen. Wie ging das zu? Konnte jedes nur durch Einen Ausgang davon kommen? Warum mußte es gleich den wählen, an welchem der Löwe lauerte? Oder konnte der Löwe überall ſeyn? — Wie vortrefflich fallen in der griechiſchen Fabel alle dieſe Schwierigkeiten weg! Der Löwe und der Eſel kommen da vor eine Höhle, in der ſich wilde Ziegen aufhalten. Der Löwe ſchickt den Eſel hinein; der Eſel ſcheucht mit ſeiner fürchterlichen Stimme die wilden Ziegen heraus, und ſo können ſie dem Löwen, der ihrer an dem Eingange wartet, nicht entgehen.

Lib. IV. Fab. 9.

Peras imposuit Jupiter nobis duas,
Propriis repletam vitiis post tergum dedit,
Alienis ante pectus suspendit gravem.

Jupiter hat uns dieſe zwei Säcke aufgelegt? Er iſt alſo ſelbſt Schuld, daß wir unſere eigenen Fehler nicht ſehen, und nur ſcharfſichtige Tadler der Fehler unſers Nächſten ſind? Wie viel fehlt dieſer Ungereimtheit zu einer förmlichen Gotteslästerung? Die beſſeren Griechen laſſen durchgängig den Jupiter hier aus dem Spiele; ſie ſagen ſchlechtweg: *Ἀν-*

θρωπος δυο πηρας ἑκαστος φερει; oder δυο πηρας ἐξημμεθα του τραχηλου u. ſ. w.

Genug für eine Probe! Ich behalte mir vor, meine Beſchuldigung an einem andern Orte umſtändlicher zu erweiſen; und vielleicht durch eine eigene Ausgabe des Phädrus.

# V.

## Von einem beſondern Nutzen der Fabeln in den Schulen.

Ich will hier nicht von dem moraliſchen Nutzen der Fabeln reden; er gehört in die allgemeine praktiſche Philoſophie: und würde ich mehr davon ſagen können, als Wolf geſagt hat? Noch weniger will ich von dem geringern Nutzen jetzt ſprechen, den die alten Rhetoren in ihren Vorübungen von den Fabeln zogen, indem ſie ihren Schülern aufgaben, bald eine Fabel durch alle casus obliquos zu verändern, bald ſie zu erweitern, bald ſie kürzer zuſammenzuziehen ꝛc. Dieſe Übung kann nicht anders, als zum Nachtheil der Fabel ſelbſt vorgenommen werden; und da jede kleine Geſchichte eben ſo geſchickt dazu iſt, ſo weiß ich nicht, warum man eben die Fabel dazu mißbrauchen muß, die ſich als Fabel ganz gewiß nur auf eine einzige Art gut erzählen läßt.

Den Nutzen, den ich jetzt mehr berühren, als umſtändlich erörtern will, würde man den heuriſtiſchen Nutzen der Fabeln nennen können. — Warum fehlt es in allen Wiſſenſchaften und Künſten ſo

ſehr an Erfindern und ſelbſtdenkenden Köpfen? Dieſe Frage wird am Beſten durch eine andere Frage beantwortet: Warum werden wir nicht beſſer erzogen? Gott giebt uns die Seele; aber das Genie müſſen wir durch die Erziehung bekommen. Ein Knabe, deſſen geſammte Seelenkräfte man ſo viel als möglich beſtändig in einerlei Verhältniſſen ausbildet und erweitert; den man angewöhnt, alles, was er täglich zu ſeinem kleinen Wiſſen hinzulernt, mit dem, was er geſtern bereits wußte, in der Geſchwindigkeit zu vergleichen, und Acht zu haben, ob er durch dieſe Vergleichung nicht von ſelbſt auf Dinge kommt, die ihm noch nicht geſagt worden; den man beſtändig aus einer Scienz in die andere hinüber ſehen läßt; den man lehrt, ſich eben ſo leicht von dem Beſondern zu dem Allgemeinen zu erheben, als von dem Allgemeinen zu dem Beſondern ſich wieder herabzulaſſen: Der Knabe wird ein Genie werden, oder man kann nichts in der Welt werden.

Unter den Übungen nun, die dieſem allgemeinen Plane zufolge angeſtellt werden müßten, glaube ich, würde die Erfindung Äſopiſcher Fabeln eine von denen ſeyn, die dem Alter eines Schülers am allerangemeſſenſten wären: nicht, daß ich damit ſuchte, alle Schüler zu Dichtern zu machen; ſondern weil es unleugbar iſt, daß das Mittel, wodurch die Fabeln erfunden worden, gleich dasjenige iſt, das allen Erfindern überhaupt das allergeläufigſte ſeyn muß. Dieſes Mittel iſt das Principium der Reduktion,

und es iſt am Beſten, den Philoſophen ſelbſt davon zu hören: Videmus adeo, quo artificio utantur fabularum inventores, *principio* nimirum *reductionis*: quod quemadmodum ad inveniendum in genere utilissimum, ita ad fabulas inveniendas absolute necessarium est. Quoniam in arte inveniendi principium reductionis amplissimum sibi locum vindicat, absque hoc principio autem nulla effingitur fabula; nemo in dubium revocare poterit, fabularum inventores inter inventores locum habere. Neque est quod inventores abjecte de fabularum inventoribus sentiant: quod si enim fabula nomen suum tueri, nec quicquam in eadem desiderari debet, haud exiguae saepe artis est eam invenire, ita ut in aliis veritatibus inveniendis excellentes hic vires suas deficere agnoscant, ubi in rem praesentem veniunt. Fabulae aniles nugae sunt, quae nihil veritatis continent, et earum autores in nugatorum, non inventorum veritatis numero sunt. Absit autem ut hisce aequipares inventores fabularum vel fabellarum, cum quibus in praesente nobis negotium est, et quas vel inviti in Philosophiam practicam admittere tenemur, nisi praxi officere velimus.*)

Doch dieſes Principium der Reduktion hat ſeine

*) Philosophiae practicae universalis pars posterior, §. 310.

groſsen Schwierigkeiten. Es erfordert eine weitläuftige Kenntniſs des Beſondern und aller individuellen Dinge, auf welche die Reduktion geſchehen kann. Wie iſt dieſe von jungen Leuten zu verlangen? Man müſste dem Rathe eines neuern Schriftſtellers folgen, den erſten Anfang ihres Unterrichts mit der Geſchichte der Natur zu machen, und dieſe in der niedrigſten Klaſſe allen Vorleſungen zum Grunde zu legen.*) Sie enthält, ſagt er, den Samen aller übrigen Wiſſenſchaften, ſogar die moraliſchen nicht ausgenommen. Und es iſt kein Zweifel, er wird mit dieſem Samen der Moral, den er in der Geſchichte der Natur gefunden zu haben glaubt, nicht auf die bloſsen Eigenſchaften der Thiere und anderer geringeren Geſchöpfe, ſondern auf die Äſopiſchen Fabeln, welche auf dieſe Eigenſchaften gebauet werden, geſehen haben.

Aber auch alsdann noch, wenn es dem Schüler an dieſer weitläuftigen Kenntniſs nicht mehr fehlte, würde man ihn die Fabeln Anfangs müſſen mehr finden, als erfinden laſſen; und die allmäligen Stufen von dieſem Finden zum Erfinden, die ſind es eigentlich, was ich durch verſchiedene Verſuche meines zweiten Buchs habe zeigen wollen. Ein gewiſſer Kunſtrichter ſagt: „Man darf nur im Holz und im Feld, inſonderheit aber auf der Jagd, auf alles Betragen der zahmen und der wilden Thiere

---

*) Briefe, die neueſte Litteratur betreffend, Th. I. S. 58.

aufmerkſam ſeyn, und ſo oft etwas Sonderbares und Merkwürdiges zum Vorſchein kommt, ſich ſelber in den Gedanken fragen, ob es nicht eine Ähnlichkeit mit einem gewiſſen Charakter der menſchlichen Sitten habe, und in dieſem Falle in eine ſymboliſche Fabel ausgebildet werden könne.“ *) Die Mühe, mit ſeinem Schüler auf die Jagd zu gehen, kann ſich der Lehrer erſparen, wenn er in die alten Fabeln ſelbſt eine Art von Jagd zu legen weiß; indem er die Geſchichte derſelben bald eher abbricht, bald weiter fortführt, bald dieſen oder jenen Umſtand derſelben ſo verändert, daß ſich eine andere Moral darin erkennen läßt.

Z. E. Die bekannte Fabel von dem Löwen und Eſel fängt ſich an: *Λεων και ὀνος, κοινωνιαν θεμενοι, ἐξηλθον ἐπι θηραν* — Hier bleibt der Lehrer ſtehen. Der Eſel in Geſellſchaft des Löwen? Wie ſtolz wird der Eſel auf dieſe Geſellſchaft geweſen ſeyn! (S. oben Buch II. Fab. 8.) Der Löwe in Geſellſchaft des Eſels? Und hatte ſich denn der Löwe dieſer Geſellſchaft nicht zu ſchämen? (S. oben Buch II. Fab. 7.) Und ſo ſind zwei Fabeln entſtanden, indem man mit der Geſchichte der alten Fabel einen kleinen Ausweg genommen, der auch zu einem Ziele, aber zu einem andern Ziele führt, als Äſopus ſich dabei geſteckt hatte.

Oder man verfolgt die Geſchichte einen Schritt

*) Kritiſche Vorrede zu M. v. K. neuen Fabeln.

# Zur Geſchichte der Äſopiſchen Fabel.

Ich habe ehedem an einer vollſtändigen Geſchichte der Äſopiſchen Fabel gearbeitet, und in dieſer Abſicht Dinge zuſammengetragen, deren Menge ſelbſt mich nunmehr von der Ausführung abſchreckt.

Damit indeß mein Fleiß nicht ganz vergebens angewendet worden, ſo will ich hier das Beſte davon mittheilen. Ich nenne aber das Beſte, das Unbekannteſte: und nächſtdem das, was mehr als bloße Kompilation iſt, indem es zur Berichtigung irriger Nachrichten dient, mit welchen man ſich bisher begnügen müſſen.

Beſonders werde ich dabei auf das ſehen, was Gellert und Chriſt für würdig geſchätzt haben, daß es der Vergeſſenheit nicht gänzlich überlaſſen werde.

Gellert gefliſſentlich in ſeiner Diſſertation de Poësi apologorum eorumque scriptoribus von 1744, und in ſeiner Nachricht von alten deutſchen Fabeln, dem erſten Theile ſeiner Fabeln 1746 vorgeſetzt.

Chriſt beiläufig in ſeiner akademiſchen Schrift de Phaedro ejusque fabulis, ebenfalls von 1746, aber nach jener Nachricht.

Und um einen Faden zu haben, an welchen ich wenigſtens reihen kann, was ich nach ſeinem Werthe nicht zu ordnen weiß, will ich der chronologiſchen Ordnung folgen, nicht in welcher die Fabeldichter gelebt haben, ſondern in welcher ihre Werke im Drucke erſchienen ſind. Dieſes wird bei den neuen auf das Nämliche hinauskommen, und bei den alten wird es das Bequemere ſeyn.

Einen kleinen Anlauf will ich jedoch von den Zeiten nehmen, in welchen in dem einzigen Italien die Wiſſenſchaften wiederum zu blühen anfingen, und in den übrigen europäiſchen Ländern noch Unwiſſenheit und Barbarei herrſchte.

So ſehr hatten Unwiſſenheit und Barbarei aber nie geherrſcht, daß — — — — —*)

---

Hier ſind die erſten Linien einer Geſchichte der Äſopiſchen Fabeln; demjenigen vielleicht nicht unwillkommen, der es mit einem Blicke überſehen will, wie und von wem dieſes Feld angebauet worden.

## Jotham.

Seine Fabel von den Bäumen, die ſich einen König wählen. Buch der Richter IX, 8.

## Nathan.

Seine Fabel vom geraubten Schafe.

*) Hier bricht die Einleitung ab. Das Folgende ſind bloß, wie man ſehen wird, Materialien zu einer Geſchichte der Äſopiſchen Fabel.

## Hesiodus.

*Quinctil.* Orat. Lib. V. c. 11.

## Aesopus.

Aus des Ariſtophanes *οὐδ' Αἴσωπον πεπάτηκας* (in avibus v. 387.) iſt mehr nicht zu ſchließen, als daß eine Sammlung ſeiner Fabeln vorhanden geweſen; nicht aber, daß er ſie ſelbſt geſchrieben. Das Zeugniß des Phäder und des Aphthonius beweiſen dieſes noch nicht.

Fabeln, die nach dem Zeugniſſe der Alten gewiß von ihm ſind:

1) der Igel, der dem Fuchſe die Fliegen verjagen will. Ariſtoteles.
2) Der Adler und der Käfer. Plutarch.
3) Caſſita. Gellius.

## Myro Rhodia.

Fabulas scripsisse perhibetur a Suida.

## Locmann.

Am wahrſcheinlichſten iſt, was Herbelot ſagt, S. 518. a.

## Pilpay.

Gellert's Irrthum, S. 31, als ob Sandaber's Fabeln andere wären, als des Pilpay. Es iſt der nämliche Mann, der in der perſiſchen Sprache Pilpay, und in der hebräiſchen Sandaber heißt.

Der franzöſiſche Überſetzer des Pilpay hat Gellert verführt. S. deſſen Avertiſſement, welcher noch dazu ſetzt, daß aus den Fabeln des Sandaber die Franzoſen ihren Roman von den ſieben Weiſen gemacht.

Pilpay oder Bidpay war ein Bramine, und ſchrieb ſein Werk für einen König von Indien, Namens Dobſchelim. Herbelot, S. 456.

## Socrates.

Daß Sokrates einige in Verſe gebracht, beweiſt wenigſtens, daß die damals vorhandene Sammlung in Proſa geweſen. *Plutarchus* de audiendis Poëtis, c. 6. *Suidas* in voce Socrates.

Has pro exemplo fabulas et Socrates divinis operibus indidit, ſagt Avianus in ſeiner Präfation; welches aber wohl mehr von den Fabeln zu verſtehen ſeyn muß, die Plato ſeinen Geſprächen eingeflochten.

## Demetrius Phalereus.

Welcher nach dem Laërtius (Lib. V. Sect. 80.) *λογων Αἰσωπαιων συναγωγας* hinterlaſſen haben ſoll.

## Babrias oder Babrius,

von dem Avianus ſagt: quas (fabulas) graecis jambis *Babrius* repetens in duo volumina coarctavit.

Cannegieter meint, daß Babrias und Babrius zwei verſchiedene Fabeldichter geweſen, in ſeinen Anmerkungen zur Präfation, S. 8.

Suidas ſagt ausdrücklich, daß er ſeine Fabeln aus dem Äſopus genommen, und in Verſe gebracht, choriambiſche nämlich. Seine Sammlung beſtand aus zehn Büchern.

Stelle des Seneca:

logos Aesopos, intentatum Romanis opus, in ſeiner Consol. ad Polyb. c. 27.

## Phaedrus.

*Phaedrus* partem aliquam quinque in libellos resolvit, ſagt Avianus.

Vielleicht gedenkt auch ſeiner Martial, III. 20.

### *) Erſtes Buch. Erſte Fabel.

v. 4. Iurgii causam intulit; die Urſache aber, warum der Wolf dieſes that, iſt im Griechiſchen ſehr wohl ausgedrückt, weil er das Schaf wollte *μεθ' εὐλογου αἰτιας καταθοινησασθαι.* Fontaine iſt noch plumper zu Werke gegangen; denn ohne zu ſagen, daß der Wolf eine Gelegenheit zum

---

*) Der erſte Herausgeber, bekanntlich Leſſing's Bruder, bemerkte zu dieſen Anmerkungen ſeines Bruders über die erſten neunzehn Fabeln des Phäder, daß er keinen ſchicklichern Ort gewußt, ſie anzubringen, als hier. Auch der neue Herausgeber hat keine Veranlaſſung gefunden, dieſen Anmerkungen einen andern Platz anzuweiſen.

Zwecke vom Zaune brechen wollen, damit er am Ende das Schaf mit gutem Fuge zerriſſen zu haben, ſcheinen möge, läßt er ihn auf einmal losbrechen:

Qui te rend si hardi etc.

v. 1. 2. Ad rivum eundem lupus et agnus venerat, siti compulsi — —

Das mußte ſich wunderbar ſchicken, daß beide zu gleicher Zeit durſtete, und beide an einem Fluſſe ihren Durſt zu löſchen kamen! und warum dieſes Wunderbare? Der Grieche ſagt viel natürlicher: *Λυκος θεασαμενος ἀρνα ἀπο τινος ποταμου πινοντα.* Denn wozu muß auch der Wolf durſtig ſeyn?

v. 7. Qui possum, quaeso, facere quod quereris,
Lupe, a te decurrit ad meos haustus liquor.

Der Grieche läßt vor dieſer Entſchuldigung noch ein oder vorhergehen; denn das Schaf ſagt: *τοις ἀκροις χειλεσι πινειν*, es berühre das Waſſer ja nur mit den äußerſten Lippen; und alsdann fährt es erſt fort: *και ἀλλως οὐ δυνατον, αὐτου ἐστωτος κατω.* Und iſt es nicht auch ſehr natürlich, daß dem Schafe jene Entſchuldigung zuerſt einfallen mußte?

v. 9. Repulsus ille veritatis viribus.

Das iſt zu gut für den Wolf. Was geht den Wolf die Wahrheit an? Er will das Schaf bloß in die Verlegenheit ſetzen, daß es nichts zu antworten weiß. Der Grieche ſagt daher viel ſchöner: *ὁ λυκος ἀποτυχων ταυτης της αἰτιας*, da er mit dieſem Vorwande nicht fortkam.

## Zweite Fabel.

Die Fabel an ſich iſt gut erzählt. Aber die Gelegenheit, die Phäder dazu erdichtet, iſt nichts weniger, als paſſend. Die Fröſche wollten durchaus einen König haben; das wollten die Athenienſer nicht. Die Fröſche klagten, als ſie das Klotz zum Könige bekommen hatten, nicht daß ſie einen König bekommen hatten, ſondern, daß ſie einen ſo unwirkſamen, unthätigen König erhalten hätten ꝛc.

Im Griechiſchen iſt die Gelegenheit nicht, bei welcher ſie Äſopus ſoll erzählt haben; und auch Fontaine hat ſie weggelaſſen. Aber welcher läppiſche Einfall von dem letztern, dem Klotz eine Schulter, ein Geſicht zu geben!

Sans oser de long–tems regarder au visage
Celui — — — — —
Jusqu'à sauter sur l'épaule du Roi.

Nach der Applikation des Phäder liegt in dieſer Fabel weiter nichts, als das minimum de malis, welches Tanaquill Faber auch zur Aufſchrift gemacht hat. In der griechiſchen Fabel hingegen liegen zwei weit größere und kühne Wahrheiten: 1) die Thorheit überhaupt,*) einen König zu haben; 2) die Thorheit, nicht mit einem ſchläfrigen, unthä=

---

*) Der Grieche nennt es την εὐηθειαν, eine ehrliche Dummheit, eine gutmeinende Einfalt.

tigen König zufrieden zu ſeyn; einen großen anſchlägiſchen Kopf auf den Thron zu wünſchen.*)

## Dritte Fabel.

Die Gelegenheit, bei welcher es der Krähe eingekommen, ſich mit fremden Federn zu ſchmükken, iſt in dem Griechiſchen wohl erſonnen. Aphthonius aber hat dieſe Fabel unter allen am beſten erzählt:

Pulchritudinis erat certamen, et ad Jovem, ut disceptaretur haec controversia, omnes iverunt volucres: ac Mercurio quidem diem praefiniente fluviosque et lucus omnes petiere, deformibusque pennis abjectis, elegantiores nititabant. At cum e natura decoris nihil haberet graculus, quae reliquis exciderant, inde se ille exornavit. Sola tamen noctua, cum nosset id, quod suum erat, a graculo auferebat, ac ut reliquae idem facerent, persuasit. His autem ab omnibus ita exutus graculus nudus omnium venit ad judicium Jovis.

## Vierte Fabel.

v. 2. Canis per flumen, carnem dum ferret *natans*
Lympharum in speculo.

---

*) Ἀναξιοπαθουντες τοιουτον ἐχειν βασιλεα, ſie hielten es ſich für eine Schande, für etwas, das mit ihrer Ehre ſtritte, einen ſolchen König zu haben. Von Piſiſtrato ſiehe *Just.* 2. c. 6.

Dieſes natans iſt ſehr abgeſchmackt, 1) weil durch das Schwimmen das Waſſer nothwendig getrübt wird, daß es unmöglich ein Spiegel mehr ſeyn kann; 2) weil der Hund nur ſeinem Stücke Fleiſch, welches er fallen ließ, hätte nachſchwimmen dürfen, um es wieder zu bekommen.

Die griechiſche Fabel ſagt bloß *Κυων κρεας ἐχουσα ποταμον διεβαινε*, d. i. er ging über den Fluß. Wer heißt es aber den Überſetzern, dies durch *nando* fluvium trajiciebat zu geben? Aphthonius, der dieſe Fabel gleichfalls erzählt, ſagt: *Κρεας ἁρπασας τις κυων παρ᾽ αὐτην διηει την ὀχθην του ποταμου*, d. i. er ging an (neben) dem Ufer des Fluſſes. Chriſt, deſſen Kritik ſich über die Worte nicht erſtreckte, hat dieſen fehlerhaften Umſtand beibehalten.

Viator amnem fors natatu transiens
Ferebat exta rapta dentibus carnis.

Fontaine aber hat ihn verbeſſert. Er läßt den Hund vom Ufer herabſpringen, und noch dazu den Fluß auf einmal ungeſtüm werden, daß er nur mit Mühe und Noth wieder an das Land kommen konnte. Aber wie ſchleppend und nichtsſagend iſt er ſonſt.

Chacun se trompe ici bas.
On voit courir après l'ombre
Tant de fous qu'on n'en sait pas
La plus part du tems le nombre.

Warum la plus part du tems? man weiß die Anzahl dieſer Narren niemals.

Tale exemplum, ſagt *Hoogstratanus* in ſeinen Anmerkungen, videri potest in Perdicca, duas simul uxores quaerente, unde neutram obtinuit. Adi Justinum l. 13. c. 6. Et vide, quid idem refert de Demetrio, Syriae rege. Huc quoque pertinet ſabula de Camelo, qui cornua affectans, etiam aures perdidit. Sed et Cures (ut ad historiam revertamur), Pacinacorum Princeps, Moscorum ducem Stoslaum insidiis exceptum interfecit, et ex cranio ejus poculum fieri curavit, cui haec verba inscripta fuere: *Quaerendo aliena, propria amisit.* Vid. et *Camerar.* fab. 171. et *Faernum*, edit. Amst. p. 105.

## Fünfte Fabel.

Die Kuh, die Ziege, das Schaf, der Löwe — welch eine Geſellſchaft! und wie war es möglich, daß ſich dieſe viere zu einem Zwecke vereinigen konnten? Und noch gar zur Jagd!

Im Griechiſchen iſt dieſe Fabel vortrefflicher; und zwar zwiſchen dem Löwen und dem wilden Eſel (Ὀναγρος); die Theilung iſt beſonders ſinnreich. Nachdem ſie nämlich einige Thiere gefangen, ſo macht der Löwe drei Theile. Das erſte Theil, ſagt er, gehört dem Könige der Thiere, und der bin ich. Das zweite iſt mein nach der Billigkeit der Theilung; denn von dem, was übrig bleibt, nachdem der König ſein Theil bekommen, muß ich eben ſo viel haben, als du. Und das dritte Theil — —

das ſoll dir übel bekommen, wenn du dich nicht gleich mit der Flucht davon machſt.

## Sechſte Fabel.

v. 1. Vicini Furis celebres vidit nuptias
Aesopus et continuo — — —

Wie paßt immer und ewig die Fabel auf dieſen Fall! Müſſen denn die Kinder eines Diebes auch nothwendig Diebe werden?

Bei dem Babrias iſt dieſe Fabel weit anders und weit beſſer. Es liegt auch dort eine ganz andere und ſchöne Moral darin, nämlich: *προς τους ἐπι ἰδια βλαβη ἀγνωσιας χαιροντας*. Was *ἀγνωσιας* hier heißen ſolle, weiß ich nicht: ohne Zweifel muß *ἀγνῶς* (aus Unwiſſenheit) dafür geleſen werden.

Daß Chriſt aus dieſem Diebe einen öffentlichen Dieb gmacht, der das gemeine Weſen bevortheilt hat, macht die Sache nicht beſſer, ſondern vielmehr ſchlechter. Denn war es denn gewiß und nothwendig, daß die Kinder eben die Gelegenheit, das Publikum zu bevortheilen, haben würden?

Fontaine macht noch am allerglücklichſten einen Tyrannen daraus, der allem Anſehn nach das Volk noch mehr preſſen wird, wenn er Familie bekommt, und auch alle ſeine Kinder groß und reich machen will. Und alsdann liegt auch eine ganz andere Moral darin, als die, welche

Faber zur Aufſchrift macht: Improborum improba Soboles.

## Siebente Fabel.

v. 2. O quanta species, cerebrum non habet! Im Griechiſchen klingt es ſo ſinnreich nicht, und folglich viel natürlicher: ὢ οἵα κεφαλη και ἐγκεφαλον οὐκ ἔχει. Welch ein ſchöner Kopf und nichts darin! denn ἐγκεφαλον heißt alles, was in dem Kopfe iſt, und alſo freilich auch das Gehirn.

v. 1. Personam tragicam — Warum personam? Persona war die ganze σκευη, die ganze Kleidung des Schauſpielers, und hier iſt ja nur von der Larve die Rede. Und warum tragicam?

## Achte Fabel.

v. 5. — — — — — coepit singulos
Inlicere pretio, ut illud extraherent malum.
Tandem persuasa est jurejurando Gruis,
Gulaeque credens colli longitudinem,
Periculosam fecit medicinam Lupo.

Dieſe Zeilen ſind nicht übel, ſie haben ihre kleinen Schönheiten. Aber nur hier taugen ſie nicht, weil die Antwort des Wolfs bei weitem nicht ſo frappirt, als ſie es in dem Griechiſchen thut, wo die Gefahr des Kranichs und ſein Weigern ſo ſorgfältig nicht beſchrieben wird. Auch Fontaine eilt hierüber weg, um geſchwinder zum Ziele zu kommen; ob ihn ſchon der Breslauiſche Überſetzer des Phäder deßwegen tadelt.

## Neunte Fabel.

Dieſe Fabel iſt unter den Griechiſchen nicht zu finden. Fontaine macht aus dem Sperling ein Rebhuhn, und ſagt in dem Eingange ſeiner Erzählung, daß Äſopus ein oder zwei Mährchen gleichen Inhalts habe. Mir ſind ſie nicht vorgekommen.

## Zehnte Fabel.

Auch dieſe Fabel iſt nicht unter den Griechiſchen. Die Moral, die Phäder daraus zieht, iſt viel zu allgemein. Die eigentliche Moral iſt dieſe: daß es eine ſehr kitzliche Sache ſey, eine Streitigkeit zu ſchlichten, wo beide Theile als Betrüger bekannt ſind. So hätte man zum Exempel bei dem Prozeſſe, welchen Voltaire und der Jude Hirſch vor einigen Jahren hier hatten, ſehr wohl zu dem Juden ſagen können:

Tu non videris perdidisse, quod petis.

und zu Voltairen:

Te credo surripuisse, quod pulcre negas.

## Eilfte Fabel.

v. 9. 10. Quae dum paventes exitus notos petunt,
Leonis affliguntur horrendo impetu.

Die Art, wie der Eſel und der Löwe mit einander jagen, iſt nicht wohl zu begreifen. Der Löwe verbirgt den Eſel in das Gebüſche und Geſträuche; er läßt ihn ſchreien; und die Thiere, die ſich durch ihre gewöhnliche Schlupflöcher retten wollen, fallen dem Löwen in die Klauen.

Entweder die Thiere wußten nur einen Ausgang, oder der Löwe konnte überall ſeyn, oder er fing nur wenige.

Wie vortrefflich fallen alle dieſe Schwierigkeiten im Griechiſchen weg. Sie kommen beide zuſammen vor eine Höhle, in welcher ſich wilde Ziegen aufhalten. Der Löwe lauert an dem Eingange, und ſchickt den Eſel hinein, der die wilden Ziegen mit ſeiner fürchterlichen Stimme herausſcheucht, und ſie dem Löwen in die Klauen treibt.

## Zwölfte Fabel.

Dieſe Fabel iſt vortrefflich erzählt, und wie ſehr hat ſie Chriſt verhunzt. Phäder ſagt:

Ad fontem Cervus, quum bibiſſet, reſtitit.

Schön! als er getrunken hatte; denn alsdann verhinderte ihn der Durſt nicht mehr daran. Chriſt aber ſagt:

In fonte Cervus cornua adſpexit *bibens.*

Und wie elend iſt das folgende *timendum* vertice ardua decus. Das timendum verderbt alles. Das Geweih muß hier nicht von ſeiner nützlichen Seite gezeigt werden.

Bei dem Fontaine ſind die vier letzten Zeilen das Beſte, und die übrige Erzählung taugt nichts.

In dem Griechiſchen iſt ſtatt der Jäger ein Löwe, welches der einzige Unterſchied iſt, den es mit der lateiniſchen Fabel hat.

## Dreizehnte Fabel.

In den griechiſchen Fabeln, des Aphthonius ausgenommen, iſt weit ſchicklicher, anſtatt des Käſes, ein Stück Fleiſch. Denn dieſes läßt ſich ohne Zweifel weit leichter im Schnabel wegtragen, als jener.

Die erſte von den griechiſchen iſt die artigſte, weil die Lehre, die der Fuchs dem Raben giebt, gleichwohl noch mit ſeinen Schmeicheleien zuſammenhängt. Erſt ſagt er, er verdiene überall zu regieren, wenn es ihm nicht an der Stimme fehlte; und hernach, wenn es ihm nicht am Verſtande fehlte.

Beim Fontaine ſpricht der Sittenlehrer allzuſehr durch den Fuchs.

Die zwei letzten Zeilen bei dem Phäder ſind überflüſſig und ſchlecht.

## Vierzehnte Fabel.

Die vierte und fünfte Zeile müſſen nothwendig eingeflickt ſeyn, und es wundert mich, daß dieſes noch niemand bemerkt hat. Denn man mag nun die Krankheit auf den König oder auf den Schuſter ziehen, ſo iſt dieſer Umſtand doch höchſt unſinnig angebracht. Der Zuſammenhang und die Konſtruktion leidet auch nicht das Geringſte, wenn man ſie wegläßt:

Malus cum sutor inopia deperditus
Medicinam ignoto facere coepisset loco,
Et venditaret falso antidotum nomine,
Rex urbis, ejus experiendi gratia etc.

## Funfzehnte Fabel.

Dieſe Fabel iſt eine von den ſchönſten des Phäder, und findet ſich unter den griechiſchen nicht.

Der Eingang der Fontaineſchen Nachahmung taugt nichts, und verderbt viel. Denn es war doch ein großes Verdienſt des Alten gegen den Eſel, daß er ihn auf eine ſo ſchöne Weide brachte.

## Sechzehnte Fabel.

Dieſe Fabel kommt im Griechiſchen nicht vor; aber ſie iſt auch ſehr mittelmäßig.

Die zweite Zeile ſcheint mir nichts weniger, als lateiniſch zu ſeyn. Mala videre expetit. Weſſen mala? Was für mala? Könnte man nicht vielleicht malam leſen, und es auf das vorige rem beziehen?

## Siebzehnte Fabel.

Dieſe Fabel iſt ſehr ſchlecht; und die alte Fabel bei dem Romulus, nach welcher Chriſt ſeine gemacht hat, iſt ſchöner, obgleich auch nicht ſehr ſchön.

## Achtzehnte Fabel.

Kommt in dem Griechiſchen gleichfalls nicht vor. Scroſa, welches Chriſt aus den alten Fabeln anſtatt der anderen Hündinnen geſetzt hat, iſt keine gute Verbeſſerung. Es iſt natürlicher, daß ſich einer Hündin eine Hündin erbarme, als daß es eine Bache thue.

## Neunzehnte Fabel.

Im Griechiſchen iſt es die 208te Fabel. Die Moral, welche Phäder daraus zieht, iſt nicht allein höchſt gemein, ſondern auch ganz die unrechte. Der Grieche trifft ſie weit beſſer.

*Πολλοι, δι' ἐλπιδα κερδους ἐπισφαλους μοχθους ὑφισταμενοι, φθανουσι πρωτον καταναλισκομενοι.* d. i. Viele, die in Hoffnung eines unſichern Gewinnſtes ſich einer ſchweren Arbeit unterziehen, kommen um, ehe ſie zum Zwecke gelangen.

Warum Fontaine aus dem Leder einen todten, auf dem Waſſer ſchwimmenden Eſel gemacht habe, iſt ſchwer einzuſehen. Und welch ein elender Eingang, der uns die wahre Abſicht der Fabel ganz aus den Augen bringt. Nach ſeiner Erzählung ſollte man glauben, dieſe Fabel lehre weiter nichts, als daß der Hund sot und gourmand ſey. Phäder hat Fontaine verführt, aus einer ſeichten Moral eine noch ſeichtere zu machen. Der ſchöne Schluß ſoll den Fehler einigermaßen wieder gut machen; aber umſonſt. Wenn der Schluß zu Anfang ſtünde, und der Anfang gar wegbliebe.

Ohne Zweifel hat Fontaine mit dem weitſchweifigen Anfange es wahrſcheinlicher machen wollen, daß Hunde einen ſo albernen Anſchlag faſſen können. Allein wozu dieſe ängſtliche Wahrſcheinlichkeit?

Canius Rufus.

Vielleicht beim Martial, III. 20.

Aphthonius.

Sophista seculi secundi.

Avianus.

Cannegieter macht ihn älter, als den Titian, weil dieſer ſeiner nicht gedenkt. Nach ihm hat er unter dem Antonius gelebt, und iſt keineswegs der Rufus Feſtus Avienus.

Titianus.

Deſſen Apologie beim Auſonius, ep. XVI. Cannegieter hält ihn für den Julius Titianus, welcher des Maximini junioris Präzeptor geweſen, alſo um 234.

Anonymus Nilantii.

Magister Rufus.

Ignatius Diaconus,

dem die vierzeiligen griechiſchen Fabeln gehören ſollen, die gemeiniglich den Namen des Gabrias führen.

*Vossius* Inst. Orat. II. c. 15. §. 2.
*Henr. Canneg.* Dissert. p. 289.
Vixit Ignatius ille sub initium Seculi IX. V. *Gellert*, p. 35.

der Slaven Apoſtel, lebte um 875. Aber auch ſo alt iſt der Apologenſchreiber nicht, und meine Muthmaßung iſt weit wahrſcheinlicher.*)

Simeon Selhus.

Der griechiſche Überſetzer des Kelila und Dimme, der, wie Desbillons bemerkt, um 1100 gelebt.

Tebaldus.

Deſſen Novus Avienus ohne Zweifel auch Fabeln enthält. V. Giornali de' Letterati T. IV. p. 181.

Der Provenzaliſche Überſetzer.

Oder vielmehr eine franzöſiſche, und zwar von einem Frauenzimmer, Namens Maria, welche die angelſächſiſche Überſetzung ins Franzöſiſche gebracht hat. Ihre Arbeit iſt noch vorhanden: 1) den Schluß davon führt Pasquier an. Recherches de la France, VII. 1. 2) und eine Fabel aus ihr, der Commentator des Chaucer, p. 177.

Alexander Necham. (Neckam vel Nequam) anno 1215. diem obiit.

Unter ſeinen Manuſkripten befindet ſich ein novus Aesopus und novus Avianus. V. *Balaeus* de scriptt. Britt. cent. 3. p. 86. et *Pol. Leyseri* Hist. Poët. med. aet. p. 992.

---

*) Was für eine Muthmaßung Leſſing gehabt haben mag, läßt ſich nicht angeben, und ſelbſt Eſchenburg, der ihm ſo vertraute Freund, hat keine Kunde davon ertheilen können.

Ioannes de Capua. 1262.

Der lateiniſche Überſetzer des Kelila und Dimme. V. Bibl. med. aet. *Fabr.* Tom. I. p. 332.

Vicentius Bellovacensis.

Ein Dominikaner, und informirte die Söhne Ludwigs IX., Königs von Frankreich. Starb um 1289. In ſeinem Speculo doctrinali, Lib. III. cap. 114—124, hat er auch einige Äſopiſche Fabeln mit eingerückt, von welchen ich mich wundere, daß man ſie noch nicht zur Verbeſſerung des Phäderſchen Textes gebraucht hat. Es ſind aber folgende:

1) Lupus et Agnus. *Phaedr.* I, 1. (Fab. aut. III.)
2) Mus flumen tranſire volens et rana. *Anonii*, 3. (Fab. aut. IV.)
3) Luscinia et Accipiter. *Anonii*, 45. (Fab. aut. XXXIX.)
4) Canis flumen tranſiens. I, 4. (Fab. aut. VII.)
5) Simia a vulpe partem caudae petit. *Anonii*, 56.
6) Nocturnus fur cani panem mittens. I, 23.
7) Vacca, capella et avis, sociae Leonis. I, 5.
8) Grus et Lupus. I, 8.
9) Cervus in ſonte se videns. I, 12.
10) Homo ab arboribus manubrium petens. *Anonii*, 53.
11) Vulpes et Cervus rapto caseo. I, 13.
12) Leo, annis defectus. I, 21.
13) Asinus blandiri volens. *Anonii*, 17.

## Leonhard Dati.

Dieſer Leonhard Dati iſt bekannt. Vid. *Ughellius*, *Joecher* etc. Ob aber dieſer ſeiner Fabeln wohl in ſeinem Leben gedacht wird, welches Laurentius Mehus 1744. nebſt einigen ſeiner Briefe herausgegeben hat?

Es ſind deren 40, wenn ich in der Geſchwindigkeit recht gezählt habe, und ziemlich von den bekannteſten. Er hat ſie dem Gregorio Corrario dedicirt, deſſen ich bei dem Manuſcripte des Senecä Tragici bei Gelegenheit ſeiner Progne gedacht.

Leonardi Dati ad Gregorium Corrarium Venetum in quasdam fabellas Aesopi praefatio.

Gregori, neque enim Aesopum sprevere Poëtae
Inter Philosophos, nec minor ille fuit.
Ludit fabellas et eas bene condit olentes
Et cavet a vitiis et benefacta docet.
Nonne vides alium periisse poëmata mille!
Nesciat*) Aesopi dulce poëma mori.
Quas legis, ex ipso legi cantoque latinas
Pisani suasu fretus et auctus ope.
Ille dat ad verbum, quod non mihi littera graeca est
Et mea in has Elegos lenta Thalia refert.
Forsan et ad reliquas pergam, nisi lora retorques,
Prosequar an taceam, si sapis, ipse jube.

---

*) Vielleicht nescit at.

Er geſteht alſo, daß er ſelbſt kein Griechiſch verſtanden, ſondern daß ſie ihm Piſanus von Wort zu Wort aus dem Griechiſchen überſetzt, und er ſie ſonach in Verſe gebracht. Wer iſt dieſer Piſanus? Im Manuſkripte ſteht bei dieſer Zeile: Pisani suasu etc. mit ebenderſelben Hand geſchrieben Pali II., welches ich allenfalls für Pauli II. leſen würde, als unter welchem Pabſt Dati gelebt.

Das Schlußgedicht iſt an den Marraſius gerichtet, dem er auch die übrigen Äſopiſchen Fabeln zu überſetzen verſpricht.

Traducam et faciam cuncta latina sonent,
Dummodo non reprobes, quae jam vigilavimus hisce
Noctibus, alterno facta latina pede.
Vel non displiceant tibi soli, o maxime Vatum
Marrasi, o animae dimidiumque meae.

Wer dieſer große Dichter Marraſius geweſen, weiß ich nicht.

Die Poeſie des Dati taugt nicht viel. Dabei hat er eine Menge barbariſcher Wörter, die niemals, ſo viel ich wenigſtens weiß, lateiniſch geweſen ſind. So iſt z. E. die Fabel Venus et Venus von ihm überſchrieben: Musipula, Adolescens et Venus, und fängt an:

Formosum juvenem nimie affectabat amare
Musipula.

Was Musipula heißt, weiß ich nicht. Muscipula heißt eine Mauſefalle; aber wie ſich die in einen

Jüngling verlieben könne, weiß ich nicht. Doch eine Katze und eine Falle fangen beide Mäuſe; warum ſoll der Dichter nicht alſo einen Namen für den andern brauchen können. — Die Fabel Felis et Gallus gallinaceus überſchreibt er: Martur et Gallus, und fängt an:

Gallum martur habet etc.

Wenn es noch Marter hieße. — Die Fabel Lima et Vipera heißt bei ihm: Musio et Lima.

Introgressa casam fabri vaga musio limam
Inspectam lingit etc.

Die letzten beiden Worte hat Dati nach dem Italieniſchen gemacht; denn da heißt Martera, ein Marder, und musino, eine Art von Schlangen.

1461.

Bamberger gedruckte Ausgabe von Boner's Fabeln, unſtreitig alſo die erſten gedruckten Fabeln.

*) Das erſte deutſche Buch ſind Äſopiſche Fabeln, und die erſten gedruckten Äſopiſchen Fabeln ſind deutſche.

Der Ort, wo ſie gedruckt worden, iſt Bamberg; welche Stadt ſonach in dem Verzeichniſſe der Städte, in welchen die Druckerei zuerſt geübt worden, unmittelbar auf Mainz folgen muß. Wenigſtens

*) Dieſe Stelle, bis ſich darauf gründen dürfte, befand ſich auf einem halben Bogen beſonders, und kann einen Begriff geben, wie Leſſing den ganzen Plan ausgearbeitet haben würde.

hat ſich noch bis jetzt kein Buch gefunden, in welchem eine deutſche Stadt ausdrücklich genannt ſey, die Bamberg dieſe Ehre ſtreitig machen könnte.

Man hat nicht den geringſten Grund, eine Verfälſchung oder einen Fehler, oder ein Mißverſtändniß in gedachten Datis zu argwohnen. Unſere Fabeln*) ſind gewiß zu Bamberg, und zwar 1461 gedruckt, oder es iſt nichts in allen ſolchen Dingen gewiß. Wie ſie aber gedruckt worden, ob mit geſchnittenen Tafeln, oder mit beweglichen Lettern, oder mit hölzernen oder gegoſſenen Lettern, das iſt eine Frage, bei der es, glaube ich, noch frei ſteht, ſich für das eine oder das andere zu erklären. Es finden ſich bei dem einen ſowohl, als bei dem andern Gründe dafür und Gründe dawider.

Das Typographiſche dieſer alten Fabeln nun aber bei Seite geſetzt, habe ich eine doppelte Entdeckung darüber zu machen, Gelegenheit gehabt.

Für's Erſte habe ich entdeckt, daß ſie nichts, als die ſogenannten Fabeln aus den Zeiten der Minneſinger ſind, von welchen die Schweizer glauben, daß ſie ſelbige zuerſt aus Handſchriften herausgegeben,

*) Man muß ſich nur erinnern, daß Leſſing dieſes zu Wolfenbüttel ſchrieb, wo auf der daſigen fürſtlichen Bibliothek ſich dieſe ſeltene und durch ihn nur erſt eigentlich bekannt gewordene Ausgabe befindet, und daß er davon ſchon ausführlich gehandelt hat. Vergl. die Abtheilung dieſer Ausgabe zur Geſchichte, Sprache, Litteratur und Kritik.

Scherzens Probe ungerechnet. Zugleich habe ich gefunden, daß die Schweizer nicht allein nichts drukken laſſen, was nicht ſchon gedruckt geweſen, ſondern daß ſie es nicht einmal ſo vollſtändig drucken laſſen, als ſie es mit Hülfe der erſten ihnen unbekannt gebliebenen Ausgabe hätten thun können; denn der alte Dichter hatte gerade hundert Fabeln gemacht, von welchen ſie uns nur 89 aus ihren Handſchriften mitgetheilt. Und obgleich auch die alte Ausgabe nur derſelben 90 enthält, ſo ſind es doch nicht die nämlichen, die hier und dort fehlen; und durch Zuſammenhaltung läßt ſich die Zahl bis auf eine einzige wieder vollſtändig machen.

Zweitens habe ich aus Handſchriften, die in unſerer Bibliothek von dieſen Fabeln ſich befinden, entdeckt, daß der Verfaſſer derſelben kein Riedenburg iſt, wie Gottſched, obſchon aus einer dieſer Handſchriften ſelbſt, hat vorgeben wollen, und wie ihm jedermann, die Schweizer ſelbſt nicht ausgenommen, geglaubt hat. Gottſched hat auch dieſes Manuſkript nach ſeiner gewöhnlichen Art geleſen: das iſt, mit halb offenen Augen. Er ſah, daß da und dort etwas zu ſehen war, aber ſelten ſah er das Rechte. Der Mann, dem zum Beſten der Dichter ſagt, daß er ſeine Fabeln aus dem Lateiniſchen überſetzt hätte, heißt Riedenburg, und der Dichter ſelbſt heißt Boner.

Alles dieſes habe ich umſtändlich an einem andern Orte angezeigt; und wiederhole es hier nur

ſummariſch, weil Einiges von dem Folgenden ſich darauf gründen dürfte.

1471.

Die erſte Ausgabe von *Poggii* facetiis. Ferrariarum. Lib. IV. Vid. *Maittaire*, Tom. I. p. 310.

1473.

Gesta Romanorum. V. *P. Marchand* Histoire de l'imprimerie.

1476.

Die Mailändiſche Ausgabe von des Rimicius überſetzten Äſopiſchen Fabeln.

Es waren die Planudiſchen.

Dieſe erſte Ausgabe findet ſich bei dem Maittaire nicht. Aber Quicinius hat ſie beſchrieben. Spätere Ausgaben beim Müller ſind: Mediol. 1480. in 4to. Venetiis 1482. Fol. Parmae 1487.

1476 — 84.

Die Steinhöwelſche Sammlung. Denn ſie iſt zu Ulm bei Johann Zeiner gedruckt, von dem Werke von 1473 — 84. vorkommen.

1476.

Um dieſe Zeit ohne Zweifel, obſchon ohne Jahrzahl, die erſte griechiſche Ausgabe des Lebens und der Fabeln Äſopi; welche Boreus Accurſius beſorgt hat; griechiſch und lateiniſch. V. *Maittaire*, Tom. I. p. 97. Denn ſie iſt völlig ſo gedruckt, als des Laſcaris Grammatica von dieſem Jahre.

„Der Zorn iſt eine Wurzel des Todtſchlags, darum wird er auch gar von Chriſto ſo ſchwerlich verdammt. Hier hilft dich auch keine Entſchuldigung, daß dir Unrecht geſchähe, daß man den Zorn an dich mache. Alſo beklaget ſich einer gar hoch vor einem andern. Da antwortete er ihm mit dieſem Gleichniß. Ein Einſiedel kam auf eine Zeit mit ſeinem Krüglein zu einem Bronnen, der da was an dem Boden ſchlymig; und als er das Krüglein hinyn ſtieß, do gieng der Schlym über ſich häruf. Da ſprach der Bronn: Bruder du betrübſt mich. Antwortet der Bruder: Ich betrübe dich nit, dein böſer Grund betrübt dich. Alſo ſage ich dir auch: eine ſchlechte Gedult iſt das, ſo du nit zürneſt, wenn man dir nichts übels thut, oder gutes thut. Alſo ſind auch geduldig die unvernünftigen Thier."

## Gilbertus *Cognatus* Nozerenus.

Die erſte Ausgabe ſeiner Sylva narrationum iſt Lugduni 1748. in 12., oder vielleicht, daß es eine noch frühere giebt; denn ſeine Zueignungsſchrift an den Johann Metellus iſt von 1537. und Nozarethi datirt.

Dieſes war nur ein Vorſchmack des vollſtändigen Werkes, welches 1567. zu Baſel in 8. herausgekommen, und aus acht Büchern beſteht, wovon das erſtere Apologos cum suis interpretationibus enthält. Unter dieſen merke ich an:

I. p. 1. Die Erſchaffung des Dichters, aus dem Philo.

p. 18. De asino et equo; wird auch von ein Paar Fuhrleuten oder Poſtknechten erzählt.

p. 34. De quodam. Der eine will dem andern etwas ſagen; und dieſer heißt ihm, es bis nach Tiſche zu verſparen. Er verbrannte ſich das Kleid.

p. 40. De vulpe quodam (asini testiculos manducandi cupido).

p. 49. De anu multibiba. Iſt wie die Fabel beim Rekam vom Wolfe, der 365 mal zublinzt, und dieſes für ein Jahr rechnet.

p. 78. De muliere pro pulice pediculum proferente.

## Ochini.

Ochini Fabeln ſollen 1554. zuerſt herausgekommen ſeyn. Es ſind deren fünf Bücher. Ich habe ſie aber weder italieniſch, noch nach der lateiniſchen Überſetzung des Caſtellio jemals geſehen, ſondern bloß deutſch, nach der Überſetzung des Chriſtoph Wirſung in 4. 1559., und auch in dieſer Überſetzung nur die erſten vier Bücher, ob ich ſchon in der Solthemiſchen Bibliothek finde, daß ſie alle fünf überſetzt worden. Vogt ſcheint deren nur gar zwei Bücher gekannt zu haben, und ſagt, daß der erſte Druck des erſten von 1556. ſey, in welchem Jahre wenigſtens die Zueignungsſchrift des Wirſung

an Otto Heinrich, Pfalzgrafen am Rhein, unterſchrieben; und zwar datirt in Augsburg, um darnach das Deutſche des Wirſung beurtheilen zu können.

Es ſind nicht eigentlich Äſopiſche Fabeln, ſondern wahre und erdichtete Geſchichtchen und ſinnreiche Einfälle, durch welche die mancherlei Thorheiten des Pabſtthums und die Laſter ihrer Glieder ins Licht geſtellt werden. Sehr viel ſinnreiche darunter, als I. 40.

Es wird alles als wahre Geſchichte erzählt. Aber ſonſt einer, der es glaubt! Z. E. I. 11. von den Juden in Rom, die Chriſten werden und Juden bleiben wollten.

Bayerische Staatsbibliothek München

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lessing, Gotthold Ephraim,

Gotth. Ephr. Lessing's schönwissenschaftliche Schriften

Bd.: 1. (1826). - XV, 318 S.

Berlin 1826

40.3478-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10702095-3